


VE RI
TAS

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.



Sechster Band.

Börne's Leben.
(Aus Börne's ungedrucktem Nachlasse reich vermehrt.)

Rosa Maria und J. D. Assing.

Friedrich von Hurter,
K. K. Hofrath und Historiograph.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.

Börne's Leben.

Neue Ausgabe.

Vorrede zur ersten Ausgabe.

Diese Biographie sollte ursprünglich die Einleitung zu einer neuen Ausgabe der in den deutschen Bundesstaaten erlaubten Schriften Börne's sein. Das Unternehmen gerieth jedoch in Stocken und diese Einleitung dazu, schon im Herbst 1839 vollendet, wurde unter diesen Umständen in ihrem Erscheinen länger hingehalten, als die zunächst daran betheiligten Freunde Börne's wünschen mußten.

Ueber eine kurze Charakteristik, welche ich erst nur zu geben bezweckte, wuchs das sich anhäufende Material hinaus, von allen Seiten trug mir die Gunst des Zufalls Blätter und Zweige zu dem Ehrenkranze, den ich einem Todten winden wollte, heran, ich wurde Biograph des Verfassers der „Briefe aus Paris," ohne es zu wollen.

Wenn ich auf dem halben Wege, wo ich mich entschließen mußte, vor- oder rückwärts zu gehen, mich zum ersteren entschloß, so geschah es, weil ich unter den jetzt wirkenden Schriftstellern wohl einer der wenigen bin, die zu einer Entwickelung der Lebens- und Autorenmomente Börne's einen

gewissen Beruf haben. Wenn ich, auch jetzt noch schwankend, mich endlich wirklich entschloß, an das schwierige Werk zu gehen, so gab den letzten Ausschlag meine durch theure Familienbande erleichterte Kenntniß des Bodens, auf welchem Börne wuchs und reifte. So wie man Goethe's Jugend und in ihrem ganzen Dasein Bettina und Clemens Brentano kaum ohne Kenntniß der Frankfurter Lokalitäten innigst verstehen kann, so muß man auch für die richtige Auffassung Börne's auf einem Terrain heimisch sein, das für Poesie und Verständniß des öffentlichen deutschen Lebens voll der eigenthümlichsten Anregungen ist.

Ein mißlicher Umstand hätte mich freilich zurückhalten können: Ich habe Börne nicht gekannt. Manche seiner nähern Freunde, die mir mit Rath und That beistanden, haben dies oft bedauert. Indessen beruhigt es mich, daß ich seine nächsten Freunde, die mit ihm gelebt, doch oft auch darauf ertappte, daß sie mit ihm nicht auch empfunden hatten. Ihre Urtheile über den Verstorbenen widersprachen sich. Sie hielten mit verzeihlicher Täuschung allzusehr am Menschen fest und wußten für jede geistige Lebensfunktion des Freundes Gründe, die von den Andern wieder bestritten wurden. So konnt' ich, wenigstens schien es mir so, vielleicht besser in die Wahrheit dringen, als wenn ich durch persönliche Bekanntschaft wäre mit in diesen Strudel von Widersprüchen gezogen gewesen. Das unmittelbare Leben ist selten ohne Verstimmungen. Wir sind nie in dem Grade frei von unserm eignen Interesse, daß wir bei persönlichen Collisionen stets den Blick ungetrübt und das Vorurtheil unbefangen erhielten.

Von früh an hab' ich die Neigung gehabt, mich in fremde Individualitäten hineinzuleben. Die besten Menschenkenner

sind die, welche von den Tugenden und Schwächen der Andern Vortheile für sich zu ziehen wünschen; die ihnen zunächst kommen, die, welche einen Fanatismus daraus machen, gegen Jedermann gerecht zu sein. Ich bin immer erschrocken, wenn ich irgend Einen unbedingt verurtheilen hörte; denn meine eigene Lebensentwickelung zeigte mir nur zu sehr, daß wir in unserm Gemüth von der Welt abweichen können, ohne deßhalb Ursache zu haben, uns weniger gut und gerecht zu erscheinen. Was ich mir selbst geschenkt wissen wollte, dies Vertrauen auf die individuelle Selbstgerechtigkeit des Menschen, hab' ich andern nie entzogen, ja mit Leidenschaft mir darin gefallen, mich in die Denk- und Fühlweise Anderer hineinzuleben, Adern und Geflechte in fremden Seelen tief zu verfolgen und die Menschen von innen heraus zu beurtheilen. Was mich in der Poesie zum Dramatiker, mußte mich in der Prosa vielleicht zum Biographen machen.

Ich zweifle nicht, daß diesem Buche viel Berichtigungen und Erweiterungen bevorstehen. Erst wenn viele persönliche Freunde Börne's lesen werden, wie sich in seinem Leben eine gewisse Ordnung nachweisen läßt, werden sie sich angeregt fühlen, diese Ordnung zu vervollkommnen. Es werden sich Anekdoten mancherlei Art an das nun vorerst einmal Gegebene ansetzen. Ich zweifle auch nicht, daß die Auffassung, die in diesem Buche herrscht, nicht allseitig genügen wird. Es war mir nicht möglich, mit den Lebensmomenten eines so merkwürdigen Mannes, wie Börne war, erst ein polizeiliches Verfahren anzustellen. Sollt' ich zu Gericht sitzen und von einem abgekühlten Standpunct herab in Börnes Leben sichten und scheiden, hier einräumen, dort verdammen und aus einer Characteristik eine gerichtliche Anatomie machen?

Es ging nicht. So wenig die Meinungen Börne's von seiner Zeit, der rücksichtslose Ton, in dem er sie vortrug, von den Gährungen der Julirevolution zu trennen sind, so wenig mocht' ich von der einfachen Erzählung seines Lebens das hingebende, selbst enthusiastische Colorit entfernen, welches sein ganzes Leben ausströmte. Ein Biograph soll seinen Gegenstand mitdurchleben und in ihm mit so viel warmer Toleranz aufgehen, daß sogenannte „Rettungen," wie sie der gute, menschenfreundliche Lessing von verkannten Geistern der Vorzeit schrieb, von vornherein niemals nothwendig werden.

Freunde und Bekannte des Verstorbenen haben mich mit Bausteinen zu diesem Gedächtnißtempel unterstützt. Ihnen meinen Dank! Viele, die dem Verstorbenen nahe standen, fürchteten sich, ihrer Beziehungen zum „Römer" *) wegen mit ihm zusammen genannt zu werden, oder hielten sich im Stillen für zu unbedeutend, die Aufmerksamkeit — des deutschen Bundes zu erregen. Manchen ging es aber noch eigner. Sie hatten mit Börne gegessen und getrunken und kein Wort, das er gesprochen, war ihnen im Gedächtniß geblieben. Es waren dies Männer, welche sich selbst auszeichneten. Feiner atomistischer Staub des Egoismus, der in menschlichen Seelen zerstreut ist! Sie leben mit Geräusch, jeder ihrer Tritte macht ein Echo, sie haben nie den Mund geschlossen, sie leben mit Händen und Füßen und was um sie vorgeht, für den Herzensschlag in der Brust eines Nebenmenschen haben sie kein Ohr. Einen Augenblick zu schweigen und den Andern reden zu hören, wär' ihnen sonderbar. Nach zehn Jahren ist der Andre eine europäische Berühmtheit und sie müssen sich schä-

*) Dem Frankfurter Regierungsgebäude.

men, daß sie mit ihm lebten, ohne von ihm Eindrücke empfangen zu haben.

Freilich kann hier eine Entschuldigung eintreten. Börne gab sich nicht, sondern er wollte genommen sein. Es fehlte ihm das Talent, mit sich selbst Komödie zu spielen, sich als der, der er war, auch in Scene zu setzen und sich jene Ruhe um ihn her zu erzwingen, die man braucht, um gehört zu werden. So haben viele seiner Freunde einen unbestimmten Erinnerungsdämmer von ihm, ein lachendes, wohlthuendes Flimmern des Gedächtnisses, darin aber nichts Bestimmtes, nichts, was besonders des Notirens ihnen denkwürdig erschienen wäre. Auch diese Erscheinung hab' ich zur Characteristik Börne's zu verwenden gesucht und ich hoffe, die Folgerungen, die daraus in meinem Buche gezogen sind, wird man nur billigen können.

Bücher, die ich benutzen konnte, hab' ich an den betreffenden Stellen angezogen. Hauptquelle waren Börne's eigne Schriften und die Blätter der Geschichte, wie sie seit der Scene im Ballhause von Versailles bis zum Jahre 1837, wo Börne starb, vor uns aufgeschlagen liegen. Wo ich Lücken in Börne's Lebensmomenten fand, hab' ich sie getrost durch die Geschichte ergänzt; denn man kann annehmen, daß sein innerer Mensch von Ebbe und Fluth in der Politik immer bedingt war. Sogar auf seinen Körper wirkten die Ereignisse so, wie bei uns Andern nur die Einflüsse der Atmosphäre. Wenn er Gichtschmerzen hatte, konnte man annehmen, daß sich das politische Wetter ändern würde. Papierspeculanten hätten größere Stücke auf ihn halten sollen. Denn wenn ihm das Essen nicht schmeckte, stack sicher ein Congreß in der Luft.

Das überlang verzögerte Erscheinen dieses Buches erlaubte, daß ich erst noch die Schrift lesen konnte: „Heinrich Heine über Ludwig Börne.“ Sie ist vor einigen Tagen erschienen und scheint den Zweck zu haben, die in Deutschland herrschende versöhnte Stimmung über den vielverkannten, ungestümen, aber edlen Todten wieder zu zerstreuen, meiner angekündigten Biographie desselben im Voraus jeden Glauben zu nehmen und um einen Namen, von dem allmälig der irdische Dunst des Vorurtheils sich zu verziehen anfing, wieder auf's Neue eine erstickende Atmosphäre von Persönlichkeiten zu verbreiten, die jede Beschäftigung mit ihm fast verleiden muß, sei's auch zum Theil auf Kosten dessen, der diesen Unrath in die Oeffentlichkeit auf seinen Schultern hineinträgt! Wer die Schrift von Herrn Heine gelesen hat und an Börne kein tieferes Interesse nimmt, wird sagen: Seht, da reiben sich die beiden undeutschen Menschen gegen einander auf, der Todte an dem Verwesenden, der Jacobiner am Narren, die Revolution an ihren eignen Excrementen! Seht, diese Schrift des Herrn Heine ist eine große Unannehmlichkeit für Börne, ein Unglück für den, der sie schrieb, und fast ein Todesurtheil für die Sache, der beide gedient haben.

Ich werde nie gern meine Feder eintauchen, um gegen Herrn Heine zu schreiben. Wir tauchten sie ja in unser eignes Blut! Es gibt viele Freunde der neuern Literatur, die es schmerzlich bedauern, daß unter den Gliedern derselben keine Einigkeit herrscht. Sie wollen für Ideen streiten, sagen sie, und schlachten sich der eignen Eitelkeit! Ich weiß es, daß diese Selbstbefehdungen der jüngern Literatur den Feinden derselben ein großes Vergnügen gewähren und würde mich nie dazu verstanden haben, über Herrn Heine auszusprechen,

was ich über ihn seit Jahren empfinde. Aber hier gilt es eine höhere Pflicht. Herr Heine hat durch seine in ihrer Veranlassung ganz unerklärliche Schrift auf die Bahn die mein Buch über Börne zurücklegen sollte, so viel Hindernisse gestreut, er hat auf die Region, in der sich mein Buch bewegt, so vielen widerlichen Hautgout ausgedunstet, daß ich gezwungen bin, im Interesse Börne's und seiner Freunde gegen ihn aufzutreten. Ohne Beziehung zu Börne hätt' ich Herrn Heine's Buch bemitleiden können; als Biograph des Angegriffenen werd' ich es widerlegen müssen.

Deutschland wird nicht begreifen, was Herr Heine mit seiner Schrift eigentlich bezweckte. Der Titel: Heine über Börne, verräth allerdings deutlich, daß das ganze Buch der Selbstüberhebung gewidmet ist und der Gegenstand desselben das Axiom sein solle: Heinrich Heine geht über L. Börne, ein Axiom, das in lapidarer Kürze allerdings den Titel abwerfen kann: Heinrich Heine **über** Ludwig Börne! Aber warum bleibt diese Entscheidung nicht der Kritik, nicht den Zeitgenossen oder der Nachwelt überlassen? Wem sind diese Rangstreitigkeiten nicht schon bei größeren Namen, wie Schiller und Goethe, zuwider gewesen? Würde Goethe je ein Buch sich nur haben denken können: Goethe supra Schiller! Ich sage supra; denn daß Herr Heine an de dachte, möchte ich zu seiner Ehre nicht glauben. Supra ist nur kindisch und eitel, de aber wäre lächerlich und anmaßend.

Die Schrift des Herrn Heine kommt in vieler Hinsicht zu spät. Zu spät — weil Börne todt ist und man solche Verläumdungen, wie sie hier gedruckt sind, nur von einem Lebenden sollte auszusprechen wagen. Zu spät — weil Börne's

Grab längst so dicht mit der freundlichen, versöhnten Anerkennung der deutschen Nation bewachsen ist, daß die Brennesseln des Herrn Heine auf dem geweihten Platze keinen Raum übrig finden. Zu spät — weil Herr Heine die deutsche Nation wegen einer Frage beunruhigt glaubt, die uns diesseit des Rheins sehr gleichgültig ist. Herr Heine weiß nicht, daß man sich jetzt in Deutschland mit den wichtigsten Erörterungen über Kirche und Staat, mit den Untersuchungen über Protestantismus und jesuitische Reactionen, über Preußens und Rußlands Zukunft, über hundert wichtige Culturfragen, nur nicht mehr mit seinen „Reisebildern" beschäftigt. Es hat etwas Rührendes! Herr Heine ging vor zehn Jahren nach Paris und bildet sich ein, daß Deutschland noch immer auf Vollendung des Perioden harrt, den er grade angefangen hatte, als sein Fuß das Hamburger Dampfschiff betrat, welches ihn nach Havre transportirte. Er glaubt, wir knusperten noch immer an den kleinen Gedichten und Novellen der damaligen Taschenbücher, an seinem Streit mit Platen, an seinen Salonwitzen, an einem Bilde, das er von Herrn von Raumer brauchte und ähnlichen, großartigen Leistungen, von denen er (S. 363) sagt: „Meine Leistungen sind Monumente, die ich in der Literatur Europa's aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutschen Geistes." Weil Herr Heine glaubt, daß wir um diese Monumente wie die Zwerge noch immer mit staunender Bewunderung herumgingen, so hielt er eine Schrift über seine persönlichen Differenzen mit Börne für ein Unternehmen, dessen Erscheinung man nicht zu motiviren brauche.

Ob sich Herr Heine für witziger, poetischer, unsterblicher als Börne hält, kann dem Biographen des letztern gleichgültig

sein. Immerhin mag er ein Buch schreiben, dessen Thema in folgenden Worten (S. 240) ausgesprochen liegt: „Börne's Anfeindungen gegen mich waren am Ende nichts anders, als der kleine Neid, den der kleine Tambourmaitre gegen den Tambourmajor empfindet: er beneidete mich ob des großen Federbusches, der so keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reich gestickten Uniform, woran mehr Silber, als er der kleine Tambourmaitre mit seinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geschicklichkeit, womit ich den großen Stock balanzire, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen, und die ich vielleicht mit etwas Koketterie erwiedre!" Allein diese Schilderung der eignen Liebenswürdigkeit, des „fetten Hellenismus" seiner schönen Gestalt, der Liebesblicke, die ihm die jungen Dirnen des Palais Royal zuwerfen, mußte nicht auf Kosten eines Mannes geschehen, dessen sittliche und politische Bedeutung, publizistische Tiefe und römische Charakterfestigkeit, dessen schönes edles Gemüth und zarte Hingebung an Schmerz und Unglück, dessen Herz in allen seinen Lebensfunktionen ihn gegen Herrn Heine als einen Riesen erscheinen läßt, der ganz ruhig die Hand auf die „europäischen Monumente" des Herrn Heine legen und sagen kann: „Siehst Du, ich bin doch größer als Du!"

Herr Heine erzählt uns seine Berührungen mit Börne. Er erzählt, wie er ihn gefunden, im seidnen Schlafrock, mit der Pfeife im Munde, schwerhörig, heute krank, morgen unpäßlich. Auch diese Beschreibungen sind zum Theil wahr, theils ergötzen sie, weil sie aus dem Bestreben hervorgehen, zu zei-

gen, daß Herr Heine schöner gebaut, corpulenter, liebenswürdiger, kurz ein Mensch wäre, den man mit Börne gar nicht vergleichen könne. Mißlich aber ist es mit den Aeußerungen, die er Börnen in den Mund legt. Diese füllen oft in einem Zuge mehr als sechs bis sieben Seiten. Sollte Herr Heine schon vor zwanzig Jahren die Absicht gehabt haben, seine Memoiren zu schreiben und über die Aeußerungen der Menschen, mit denen er umgeht, schon so lange Buch führen? Nein, es ist unmöglich. Diese langen Tiraden, die oft witzig oft durch ihre Länge ungenießbar sind, kann Börne nicht gesprochen haben. Herr Heine, der ein so schwaches Gedächtniß hat, daß er sogar dasjenige, was ihm das Theuerste war, seine Grundsätze, mit der Zeit vergaß, Herr Heine sollte den Kopfrechner Dase an Intensität des Erinnerungsvermögens übertreffen? Gegen die Aechtheit dieser Diatriben müssen wir also von vornherein protestiren. Sie sind ohne Zweifel durch einen schlagenden Einfall Börne's angeregt, aber in dieser Form ohne Widerrede von Heine eben so erfunden, wie die Reden, die Cornelius Nepos jene Imperatoren halten läßt, die auch größer waren als er.

Alle Welt wird mit mir darin übereinstimmen, daß das, was Börne bei Herrn Heine redet, ihn eben nicht im liebenswürdigsten Lichte erscheinen läßt. Nicht nur, daß er sich wie ein unsinniger Coupe tête in seinem politischen Fanatismus gebehrdet, er ist auch lasciv, gewöhnlich und nicht selten beinahe gemein. Diese Lüge in dem Buche des Herrn Heine hat mich — nächst der empörenden Mißhandlung eines edlen weiblichen Gemüths — am tiefsten gekränkt, hat mich um so mehr gekränkt, als vielleicht Börne sich wirklich gehen ließ, wenn er mit der saloppen Gesinnungslosigkeit, der witzelnden Blasirtheit und dem bekann-

ten bauchgrimmenden Ennui des Herrn Heine zusammen kam. Wir sind Menschen und Börne war sogar ein guter Mensch. Wenn er in Herrn Heine's Gegenwart manches Lascive und Triviale sprach, so that er es aus Gefälligkeit gegen den Mann, der ihn besuchte. Er war zu gutmüthig, Herrn Heine eine andere Sprache vorzuschlagen, als welche dieser in seiner Unterhaltung gewohnt ist. Es sind wahrhaft häßliche Dinge, namentlich über Christen- und Judenthum, die Herr Heine Börne'n in den Mund legt. Wenn sie nicht ganz erfunden sind, so beweisen sie nur, wie freundlich Börne in seinem Wesen war, wie wenig er den Streit liebte und mit wie zarter Aufmerksamkeit er denen entgegen kam, die ihn besuchten. Womit sollte er Herrn Heine unterhalten? Er schätzte den jungen Mann, er setzte große Hoffnungen auf seinen Styl, er glaubte ihn aufmuntern zu müssen und ging harmlos auf die albernen Talmudwitze ein, an denen Herr Heine mehr seinen Humor genährt hat, als an unserm großen Jean Paul, den er in diesem Buche einen „confusen Polyhistor" nennt! Ja, um die Wahrheit ganz zu sagen. man muß wissen, daß zwei getaufte Juden von so lachlustiger Natur, wie Börne und sein Schatten, tausend Gelegenheit finden, an den drolligsten Vorkommnissen innerhalb der Synagoge und des Ghettos ihren Witz zu üben. Es ist betrübend für mich, daß ich manchem Israeliten vielleicht weh thue, wenn ich bekenne, daß mir nichts Ungezügelteres vorgekommen ist, als wenn zwei jüdische aufgeweckte Köpfe sich gegenseitig in witzigen Einfällen zu überbieten suchen. Der „arme Börne" (Herr Heine nennt ihn in seinem ganzen Buche nicht anders) ließ sich vor dem jungen Manne, der ihn besuchte, mehr als billig gehen und dieser benutzt jetzt dessen problematische Aeu-

ßerungen, um über Börne einen häßlichen gelben Nebel zu verbreiten. Möchte diese Aufklärung des wahren Sachverhältnisses ihn von dem Andenken des trefflichen, gerade in seinem häuslichen Gespräche immer gewiegten und besonnenen Mannes für immer verscheuchen!

Der politische Theil der mit Börne gepflogenen Unterredungen des Herrn Heine bezweckt, Ersteren als einen republikanischen Narren, Letzteren als einen Royalisten, oder wie man es von den ausgesöhnten Legitimisten in Frankreich nennt, als einen Ralliirten hinzustellen. Börne ist nach Herrn Heine ein Sansculott, er dagegen nur ein philosophisch-gemüthlicher Beobachter des Laufes der Begebenheiten, Börne gehört zur Partei des Berges, Herr Heine zur Partei des „Sumpfes“. Ich habe die zahme, royalistische Widerrufs-Politik des Herrn Heine mit Vergnügen gelesen, denn sie läßt hoffen, daß man die Polizei-Actuarstelle, welche Börne früher in Frankfurt bekleidete, vielleicht ihm überträgt und ihm dadurch Gelegenheit verschafft, sich im Vaterlande von dem geringen Gewicht, das man noch auf seine Worte legt, selbst zu überzeugen. Allein man bedenke: die erwähnten Gespräche mit Börne sind alle zu einer Zeit gehalten, wo Herr Heine selbst einer der unternehmendsten Jakobiner war, zu einer Zeit, wo seine Schriften mit der Marseillaise begannen und der Parisienne aufhörten; zu einer Zeit, wo seine Pamphlets nur verstümmelt erscheinen konnten, weil kein deutscher Druckherr wagte, seine Finger zum Aufbau all der staatsgefährlichen Mausfallen und Guillotinen, die in diesen Räsonnements drohten, herzugeben. Nun ist nicht zu läugnen, (und mein Buch wird darüber mit Ernst und Aufrichtigkeit urtheilen) daß Börne in den Tagen nach der Julirevolution

sich der Hoffnung auf einen gewaltsamen Umschwung der Begebenheiten mit rücksichtsloser Leidenschaft hingab; allein was ist edler, wahrer und redlicher: diese Ansichten auch innerhalb seiner vier Wände vertheidigen, oder sie, wie es bei Herrn Heine der Fall war, nur zur interessanteren Draperie seines Styles zu benutzen und nach einigen Jahren in Hoffnung auf die Frankfurter Polizei-Actuarstelle, als nie dagewesen läugnen? Das dritte Wort in Herrn Heine's „französischen Zuständen" ist die Tricolore, die Guillotine, das Ça ira u. s. w., bei Börne war es auch das dritte Wort in der Conversation. Gesetzt, sie wären Beide in einem betrübten Irrthum befangen gewesen, wer war redlicher, Börne oder sein Judas?

Herr Heine hat die Absicht, die patriotischen Erhebungen seit 1830 als lächerlich hinzustellen. Große Anfänge, die klein enden, fordern leicht den Witz heraus. Allein auch hier muß der Spötter Berechtigung haben und Herr Heine, der Jahrelang um die Gunst der republicanischen Partei in Paris buhlte, hat diese nicht. Wenn über das Mißlingen des Hambacher Festes ein Mann von deutschem Gefühl, Sinn für Gemeinwohl, ein Freund gesetzmäßiger Freiheitsentwickelung frohlockt, so wird man ihm vielleicht mit getheilten Empfindungen zuhören; allein Herr Heine sollte ein Recht haben, die süddeutsche politische Bewegung, die Vorfälle in Rheinbayern und das Associationswesen der deutschen Handwerker zu bespötteln? Er hat es einmal deshalb nicht, weil er früher seine Schriften mit den grellsten revolutionären Farben überpinselte, und zweitens auch darum nicht, weil ein Herz ohne Gefühl, ein Character ohne Stetigkeit, ein Streben ohne Gesinnung überhaupt nicht berufen ist, in ernsten

Fragen, die das Gemeinwohl berühren, eine Ansicht für oder gegen auszusprechen. Wer so tief, wie Herr Heine, im Irdischen, Materiellen, in der Blasirtheit des Jahrhunderts verkommen ist, dem kann nicht einmal das Frohlocken über eine gescheiterte Unbesonnenheit gestattet werden. Alle deutschen Ehrenmänner, die den Gang der Begebenheiten seit 1833 billigen, werden darin einig sein, daß sie nimmermehr zum Organ dieser Billigung Herrn Heine wählen möchten. Der deutsche Sinn ist einmal so. Börne mit seiner etwaigen Uebertreibung steht uns immer ehrenwerther da, als Herr Heine mit seinem Widerruf.

Die gänzliche Unfähigkeit unseres leidigen Gewährmannes, sich in die Tiefe eines edlen Gemüthes zu versenken, beweisen die schnöden Trivialitäten, die Herr Heine über die religiöse Stimmung, die Börne'n am Abend seiner Tage für vieles Gescheiterte tröstete, sich erlauben zu dürfen glaubt. Auch über diese Erscheinung werden nachstehende Blätter sich wahrer aussprechen, so wie denn überhaupt mein Buch auch die einzig als wahr annehmlichen Aufschlüsse über das Zerwürfniß zwischen Börne und Herrn Heine enthalten dürfte. Herr Heine hat der Wahrheit durch seine Schrift zuvorkommen wollen; aber ich denke, da jene nach der Lüge erscheint, wird ihm das Aufräumen der Gegnerin um so leichter werden.

Ich gestehe, daß ich für manches Unterhaltende und Witzige in der Schrift des Herrn Heine nicht unempfindlich bin. Herr Heine ist ein muntrer Kopf, der, ohne wissenschaftliche Bildung, mit einer, weniger poetischen, als poetisirenden Gabe ausgestattet ist, die ihm erlaubt, an den Dingen mehr Seiten herauszugrübeln, als sich der Beobachtung des Ver-

standes auf den ersten Blick darbieten. Weniger Poet, als poetischer Dilettant aus der romantischen Zeit, weiß er den Gegenständen seiner Beobachtung eine gewisse phantastische Appretur zu geben, die von einem angebornen Sinn für das Naive, das Detail, das Unwesentliche und Specielle unterstützt wird. Ohne sittliche Selbsterziehung, von den Schmeicheleien seiner Umgebung früh gehätschelt, angewiesen auf Lebensernten, die er nicht zu säen brauchte, ein verwöhntes Kind der Familiencoterie, schleuderte er mit nachlässiger Indifferenz durch ein menschliches Dasein, das ihm der Zufall sanft genug bettete, blieb bei jeder Albernheit, die ihm das Leben der Straße bot, stehen und glossirte die Menschen, ihre Sitten, ihre Meinungen, ihre Schicksale, ihren Glauben. Nie hat Herr Heine aus dem Kreise des kleinlichsten Egoismus heraustreten können, nie empfand er für das, „Was," wie Goethe sagt, „der ganzen Menschheit zugetheilt ist." Zieh man ihn der Unwahrheit, nannte man ihn gesinnungslos, häufte man Vorwurf auf Vorwurf, — es ließ ihn gleichgültig, wenn man ihm nur — den Witz einräumte! Und in der That, das Talent, sich im fernen Paris in eine dunkle, versteckte Stube einzuschließen und von dort aus über die Lächerlichkeiten von tausend Menschen, denen er im Leben begegnete, spottend nachzugrübeln: dies Talent besitzt er meisterhaft. So muß ich gestehen, hab' ich Einiges in seinem Buche über Börne belacht. Aber nun denke man sich, wenn man gezwungen werden soll, auf Kosten edler Menschen zu lachen! Wenn man mitten in einem spaßhaften Satze vor der beleidigenden Wendung desselben erschrickt und für einen Autor erröthet, der nicht mehr erröthen zu können scheint! Als ich von Herrn Heine's Witz gebrandschatzt wurde, auch

über Edle zu lachen, da war es mir, als bekäme man von einem Restaurant eine Fleischspeise mit pikanter, appetitreizender Sauçe, striche diese mit dem Messer fort und würde dann plötzlich von einem Faulgeruch angedunstet, den die Capern und Champignons verdecken sollten, oder man nähme einen Bissen in den Mund und müßte ihn aus Schreck über ein langes, durchsichtiges, rothes Haar an der Gabel wieder fallen lassen! Solche Schrecken bietet fast jede Seite der Schrift des Herrn Heine dar.

Auch ohne meine Rüge wird man die Mißhandlung einer edeln gebildeten Dame, die Börne'n in treuer Anhänglichkeit ihr Leben gewidmet hat, empörend finden. Das Verhältniß Börne's zu Madame W. (es ist in meinem Buche thatsächlich dargestellt) gehört zu jenen schönen Begegnungen edler Seelen, die zum Glück der Dichter und Weisen nicht bloß von ihnen nur zum Gegenstand ihrer Schöpfungen gewählt wurden, sondern die oft sie selber beglückten und ihnen ein einsames Dasein verschönerten. Ganz Frankfurt, hierüber gewiß kompetent, stimmt darin überein, daß Börne's Verhältniß zu Mad. W. ein ebenso wohlthätiges für den verlassen und einsam in der Welt stehenden Unverheiratheten, wie seiner Natur nach rein und sittlich war. Herr Heine wahrlich sollte einer der Ersten sein, der das Poetische einer solchen Beziehung mehr, als Andere, zu würdigen wüßte. Statt dessen bringt er diese Dame an den Pranger der Publicität. Er entwürdigt ihr Leben, er bezweifelt ihre Sittlichkeit, er schändet sie mit der Lascivität seines gemeinen Witzes. Eine Frau, die ihn durch Nichts gekränkt haben kann, als durch ihre liebende Verehrung für Börne, ihr Gatte, der der dritte in einem Seelen-Bunde war, für dessen

Verständniß die alltäglichen Begriffe unseres Lebens nicht ausreichen, alle diese Beziehungen werden hier von dem frechen Spott des Herrn Heine so besudelt, daß sie wie ein unsittliches Verhältniß aussehen. Wie tief ist die Würde unserer Literatur gesunken! Ein Schriftsteller, der sich einbildet, „europäische Monumente“ errichtet zu haben, kann sich darin gefallen, kleine Kothhaufen aufzubauen, wie die Gamins der Straße! Wenn dieser zügellose Mißbrauch der Presse fortfrißt, welches sittliche weibliche Gefühl wird nicht zittern vor einer Berührung mit Dichtern und Schriftstellern? Hingebungen, wie sie Goethe, Bürger, Tieck, Schlegel fanden, werden aus Furcht, öffentlich gebrandmarkt zu werden, aussterben und der Poet wird auch darin der ärmste werden, daß kein Frauenherz mehr seinem Frieden traut, und ihm, wie Herrn Heine's, des großen Sittenrichters, Beispiel lehrt, nichts übrig bleibt als eine blinde Wahl unter den Nachtvögeln des Palais Royal.

Ich bin zu Ende. Herr Heine schließt sein Buch mit einer von ihm schon abgenutzten Allegorie fast wie ein Testament. Er sagt: „Ich werde dick und fühle eine sonderbare Müdigkeit des Geistes.“ So wird auch bald, nach solchen Büchern, der schöne Ruhm, den er in der Literatur des Tages behauptete, sein Auge schließen und von Herrn Heine nichts mehr übrigbleiben, als ein ödes, nur mit spärlichem Grün bewachsenes Gewesen! Börne's letzte Schrift zeigte ihn uns edler, verklärter, als je. Selbst seine Feinde gewannen ihn lieb, als er sein letztes kleines Buch geschrieben und starb. Herrn Heine's letzte Schrift aber zeigt ihn uns vollkommen in einer moralischen Auflösung. Börne war kein Dichter und schrieb wie ein Prophet.

Herr Heine affectirt, ein Dichter zu sein und schreibt wie ein Gamin. Börne war nicht frei von Irrthümern, aber im Feuer seiner Ueberzeugung härtete sich ein stählerner Character. Herr Heine schwimmt im Meer der Lüge und wird sich allmälig ganz verdunsten in das „goldne" Nichts der Eitelkeit. Börne stritt gegen die Lebenden und versöhnte sich mit den Todten. Herr Heine fürchtet die Lebenden und erst, wenn sie sterben, bekämpft er sie. Börne griff seine Feinde an: Herr Heine nur die Gattinnen und Freundinnen seiner Feinde. Börne stritt, als er noch lebte, gegen Herrn Heine: Herr Heine wartete und antwortete dann erst, als Börne gestorben war.

So mögen diese Blätter hingehen und für das Leben eines merkwürdigen Mannes ein besseres Zeugniß geben, als die Lügenschrift seines Rivalen, der ihn um den Ruhm einer edlen Gesinnung und den Vorsprung eines gediegenen Characters beneidete! Wenn Herr Heine beabsichtigte, meinem Buche von vornherein beim deutschen Publicum die Glaubwürdigkeit abzuschneiden, so denk' ich nicht, daß nach dem Inhalt dieser zu meiner Schrift nothwendig gewordenen Vorrede ihm sein schnöder unedler Zweck gelungen ist.

Geschrieben in **Hamburg**,
den 10. August 1840.

K. G.

Vorwort
zur neuen Ausgabe.

Die im Vorhergehenden ausgesprochene Vermuthung, es dürfte die erste Grundlage einer Biographie Börne's die Veranlassung zu weiterm Ausbau durch Mittheilungen und Ergänzungen seiner Freunde werden, bestätigt sich schon in dieser neuen Bearbeitung. Sie ist gegen das frühere thatsächliche Material so reich vermehrt, mit ungedruckten Briefen Börne's und den mannigfachen Erinnerungen seiner ihm im Leben nahegestandenen Verehrer so reich ausgestattet, daß sie dadurch an und für sich schon ein neues Interesse erhalten hat.

Von Irrthümern der frühern Abfassung sind einige nicht unwesentliche hier berichtigt. Doch blieb im Ganzen der Standpunct der Beurtheilung derselbe und im Einzelnen wagt' ich sogar hie und da von den Notizen abzuweichen, die ich zur Berichtigung meiner frühern Behauptungen von Paris her empfing. Ein objectiver Abschluß ist bei einem so reichen Geiste nicht möglich und Meinungsverschiedenheiten gereichen dem bedeutenden Mann, der so zu sagen aus dem Vollen lebte, nur zur Ehre.

Fortgelassen hab' ich aus der Mitte des Buchs die Fragmente über Villèle, von denen ich früher glaubte, sie wären ungedruckte Privatmittheilungen an Herrn Murhard in Kassel. Indessen hat sich herausgestellt, daß sie schon in Cottas politischen Annalen standen und jetzt befinden sie sich im fünften Band der Stuttgarter Ausgabe von Börne's gesammelten Schriften. Diese Lücke ist jedoch durch bisher ungedruckte, in jene Periode fallende Briefe und Gesprächsäußerungen Börne's ersetzt, die ich wie fast das ganze reiche Ergänzungsmaterial dieser neuen Bearbeitung den unermüdlichen und treuen Pflegern des Börnischen Gedächtnisses, Herrn und Madame Strauß in Paris, verdanke.

Frankfurt, den 14. August 1845.

G.

Börne's Leben.

Es ist nichts leichter, als von achtbaren Eltern geboren werden, einen guten Schulunterricht genießen, mit viel Sittsamkeit die Hochschule beziehen, mit viel Anmaßung sie verlassen, im schwarzen Frack die Runde bei den Staatsmännern machen, die ein Amt zu vergeben haben, es glücklich erhalten; den Eid der Treue schwören, wirklich treu sein, treu dem Fürsten, treu den Grundsätzen unsrer Vorgesetzten, treu dem Geiste, in welchem uns unser Gehalt vierteljährlich von der Landeskasse ausgezahlt wird, funfzig Jahr in diesem Geiste verharren, steigen bis zum wirklichen geheimen Rath und mit Orden bedeckt, von Kindern und Enkeln umringt, ein ehrlich erworbenes kleines Vermögen hinterlassend, endlich das Zeitliche segnen. Und noch mehr! Du kannst dir wirklich manches Verdienst um deine Mitmenschen erworben haben und die Medaille mit Recht ansprechen dürfen, welche in der fürstlichen Münze auf dein Andenken geschlagen wird! Du kannst die Residenz deines Landesherrn mit einer hübschen Pappelallée geziert und für Brunnen gesorgt haben, die deinen Mitbürgern ein beßres Trinkwasser geben! Du kannst eine Rentenanstalt begründet, die Lotterie abgeschafft, eine beßre Ver-

waltung des Armenwesens nach neueren Theorieen eingeführt haben! Du hast die Landwirthschaft deiner Provinz gehoben, indem du Wettpreise für den besten Flachs, das beste Obst aussetzest: die Pferdezucht, die Schaafveredlung, die Schulanstalten und sogar die Landesbibliothek, Alles kann durch dich gehoben, verbessert, neu begründet sein; und doch war dein Leben so, wie der Wind vorüberfährt. Was du thatest, that dein Amt, deine bürgerliche Stellung, deine nächste äußerliche Pflicht: Du hättest auf diese Art die Welt erobern können und doch nicht nöthig gehabt, dabei dein Bett zu verlassen. Man kann sterben und drei Tage lang von einem ganzen Lande mit Läuten der Glocken, angelaufenen Degen und Florbinden betrauert werden, und hat doch nicht wahrhaft menschlich gelebt.

Menschlich leben? Wahrhaft menschlich leben! O das heißt mehr, als ein guter Vater, glücklicher Gatte, treuer Unterthan sein. Menschlich leben heißt ein Engel sein, der vom Himmel abkommt und sich in diese Welt verfliegt und irrend umherflattert, nicht wissend, wo er ein Thor finden soll, um in seine Heimath wieder zurückzukehren. Menschlich leben heißt nicht, wachen am Tage oder träumen in der Nacht; sondern: träumen am Tage, wachen in der Nacht; und vor allen Dingen heißt menschlich leben unglücklich sein, verkannt werden, in seinem heiligsten Glauben mißverstanden, in seinen Hoffnungen von einer schadenfrohen Wirklichkeit verspottet werden, geäfft von dem Echo der Ohnmacht, wenn wir stolze und erhabene Wünsche mit donnernder Stimme in die Welt hineinrufen, betrogen von dem Nächsten und Entferntesten, verfolgt vom Feinde und noch mehr sogar belächelt und bemitleidet werden vom Freunde, der uns nicht

versteht. Seht, so zwängt sich der Eine mit zusammengedrückten Schultern, gebognem Rücken und gesenktem Kopf durch alles das hindurch, was das Leben an guter Ordnung, friedlicher Sicherheit und nettem Ertrage uns darbietet; der Andre aber sucht gerade die Widersprüche unsres Daseins auf, will sie versöhnen und geräth zwischen die Räder einer Bewegung, die er zum Wohl des Ganzen hemmen wollte. Er sucht die ungebahnten Straßen, die versteckten Winkel des Lebens auf, bis in welche der Lärm eines gewissenlosen, scheinbar glücklichen In-den Tag-Hineinlebens nicht gedrungen ist, er denkt an den Winter, während Jene sich im Sommer sonnen. Und nun bricht meinem Menschenfreunde eine Sproße der Leiter, die er ansetzte, um eine köstliche Frucht für uns Alle zu holen, — die Menge lacht. Er wendet sich zu ihr mit geistvoller schwärmerischer Rede, sie findet beim Einen Anklang, aber beim Andern Widerspruch und beim Dritten verläumderische Entstellung. Nun werfen sie sich sein Herz mit den innersten seligsten Geheimnissen desselben wie einen Spielball zu, suchen in großen Zwecken, die dem Allgemeinen galten, kleine auf, die sich die Person vorbehielt, stellen die Absichten und die zu ihrer Durchsetzung aufgewandten Mittel in einen lächerlichen Contrast und machen aus dem Erhabensten etwas Gemeines: — seht, das heißt menschlich leben!

Ich las, daß ein geistvoller Denker einst sagte: „Die Möglichkeit, daß noch einmal ein Messias erscheine, ist für unsre Zukunft noch nicht abgeschnitten." Ich mußte lachen. Ja, ein Messias kann erscheinen; wenigstens bedürfen wir seiner; um ihn aber anerkannt zu wissen, nimm uns erst die kleinliche Genuß=

sucht unsrer Zeit, nimm uns die hämische Begrüßung des Außerordentlichen, dies Produkt unsrer frivolen Ohnmacht, nimm uns jene sogenannte Civilisation, die uns in den Ketten und Banden einer scheinbaren bürgerlichen Ordnung hält, nimm uns diese fürchterliche Controlle unsrer nächsten unschuldigsten Lebensäußerungen, und dann denke an deinen Messias! Oder glaubst du, der Sohn Gottes hätte in einem Jahrhundert der Gensd'armen und der Pässe in die Welt kommen können? Warum nicht? Wirst du antworten. Zum Gekreuzigtwerden haben wir Pilatusse und Golgathas genug. Nein, der echte Mensch, der, welcher seinen Ursprung vom Himmel nicht vergißt, der die Aufgabe des Lebens darin findet, daß er dem Unterdrückten beisteht, der nur das Edle und Große will, nur die Liebe für das einzige Band unsrer irdischen Verhältnisse anerkennt, dieser echte Ecce Homo kommt auch nicht einmal mehr dazu, gekreuzigt zu werden. Man würde ihn tödten! o ja! aber durch Nadelstiche; durch tausend kleine Qualen schürte man ihm ein Feuer unter einem Rost, auf dem er langsam und schmerzlich ausathmete; nicht den Körper, das Gemüth tödteten sie ihm. Das ist der große Muth, den das Genie in unserem materiellen Jahrhundert haben muß, — lächerlich zu erscheinen; der Muth, entstellt zu werden, mit seinen persönlichen Verhältnissen an's Tageslicht gerissen, gekränkt in Vater und Mutter, Schwester und Gattin, geärgert von der rothwangigen Genügsamkeit, die seinem Treiben mit einer Art von Mitleid zusieht, verzerrt zu werden in eine Carrikatur und als ein Märtyrer für etwas zu fallen, das selbst *die* nicht einmal anerkennen, denen zu Liebe es ersonnen und mit dem Tode besiegelt wurde!

Und wenn ich den edlen Mann nenne, welcher diese Be-

trachtungen bei mir weckte, Ludwig Börne, so gesellt sich zu ihnen noch eine andere hinzu, von der ich nicht weiß, soll man sie eben so schmerzlich oder einen Trost nennen? Kaum war die Kunde von Börne's Tod erschollen, so war das Urtheil der entgegengesetztesten Parteien versöhnt. Was man dem Lebenden nicht einräumte, räumte man dem Todten ein. Als man ihn bestattete, senkten alle Prinzipien ihre Fahnen und sagten: Es war ein Charakter! Den Werth der Ideen, für die er gelebt hatte, ließ man unentschieden; man bewunderte wenigstens, daß er auch mit ihnen gestorben war. Er hatte nichts widerrufen, er hatte keinen Priester an sein Bett kommen lassen, um ihm einen Brief zu dictiren, den er an den Frankfurter Senat schreiben sollte, er hatte Wolfgang Menzel nicht deshalb geschont, weil er ihn einmal gelobt, Heine nicht deshalb doch geduldet, weil dieser sich ja nach ihm gebildet hatte, er nahm weder seine Pariser Briefe noch seine Satyre auf die Schnelligkeit der Thurn- und Taxis'schen Eilwägen zurück, weder den Narren im weißen Schwan, noch einen Paragraph seines politischen Glaubensbekenntnisses, es wurde nichts bekannt von Pensionen, die er etwa bezogen hätte, im Gegentheil erfuhr man, daß er seiner Liebe zur Freiheit die uneigennützigsten Opfer zu bringen pflegte — da konnte man die Bewunderung nicht mehr zurückhalten. Unsre Zeit, sagte man, so schwach — und doch wäre Einer stark gewesen?

Und dies also die einzige Art, wie man sich mit Euch versöhnen kann! Man muß nur fest bleiben in dem Unglück, das diese Welt über uns verhängt, muß nur nicht weichen links oder rechts, wenn man mit Koth beworfen wird, muß erhaben lächelnd durch Eure Irrthümer und Täuschungen,

durch Eure Schwäche und Euren Eigensinn hindurchgehen; darüber erstaunt man in einem Zeitalter, wo selbst ein Talleyrand so schwach wurde, in der letzten Stunde dem Papst sein Leben abzubitten. Soll man nun an dieser Versöhnung, mit der seit Börne's Tod sein Name genannt wird, Freude haben? Soll man sagen: die Menschen sind so kindisch und so feig, daß sie nur durch ein Schauspiel, das vor ihnen aufgeführt wird, erschüttert werden können; oder soll man doch noch Vertrauen zu unserer Zeit schöpfen und denken: Es liegt noch etwas Edles in den Gemüthern verborgen, der Quell der Tugend ist nicht ganz versiegt und es ist immer möglich, daß Staatsmänner über das, was sie am Tage Böses wirken, des Nachts Thränen der Reue vergießen? Ich gestehe — hier verläßt mich die Kenntniß meiner Zeit und ich begnüge mich mit dem an sich erfreulichen Resultat, daß Börne's Charakter jetzt nicht mehr dem Mißverständnisse so ausgesetzt ist, wie zu seinen Lebzeiten, daß sich die Urtheile über ihn auffallend berichtigt haben und dem Menschen in ihm schon dieselbe Genugthuung widerfährt, die der Schriftsteller Börne, der witzige, sinnreiche Kopf, der geschmackvolle Stylist und scharfsinnige Kritiker zu allen Zeiten gefunden hat.

Eine Rettung in der Art, wie sie Lessing von Horaz und minder bedeutenden Namen schrieb, würde bei Börne nun nicht mehr nöthig sein. Wohl aber hat sein Leben Aehnlichkeit mit den Charakteren der französischen Revolution, von denen mancher allerdings bis auf den heutigen Tag unverantwortlich geblieben ist, mancher aber auch durch den im Verlauf der Zeit sich mildernden Geist der Beurtheilung aus einem Ungeheuer allmälig sich in einen trefflichen, biedern Mann verwandelt hat, den nur die fürchterlich beengenden

Umstände der Revolution zu Handlungen zwangen, die seinem Gemüthe ursprünglich fremd waren. Wer sich auch bei Börne durchaus von dem Gedanken nicht trennen kann, daß seine Briefe aus Paris Ansichten und Redewendungen enthalten, die sich von einem unmittelbaren Standpunkte nicht vertheidigen lassen, dem wollen wir nicht vorgreifen, wenn er die Geschichte unsrer Zeit zur Hülfe nimmt und sich durch die Gährung und Verworrenheit derselben erklärlich macht, was er sonst nicht würde verziehen haben. Börne beschäftigte sich viel, wenn auch nicht, wie es hieß, mit einer Geschichte, doch mit Betrachtungen über die französische Revolution; es war seine Absicht, einzelne Charaktere derselben durch den Pragmatismus der damaligen Begebenheiten zu erklären und in der Möglichkeit, ja Nothwendigkeit ihrer extremen Handlungen zu entwickeln. Der sittliche Leumund, der dem Privatcharakter einiger dieser Männer nachtönte, bestimmte ihn, ihr Wirken genauer zu prüfen. Eine mißliche That wird uns gleich verzeihlicher erscheinen, wenn wir erfahren, daß bei ihr kein Vortheil im Hintergrunde stand. So feindselig für Börne's Gemüth und Sinnesweise z. B. die Bestechlichkeit eines Mirabeau, die geniale Unsittlichkeit eines Danton wirken mußten, so sehr zog ihn im Gegentheil alles an, was man über Robespierre's häusliches Leben erfahren hat, die Armuth, in der er starb, die Einfachheit seiner Lebensweise, ja, um noch eins zu nennen, was für Börnes Seelenleben entscheidend ist, die Kunde von Robespierre's Hypochondrie und Schüchternheit im Umgang; der Menschenhaß, den man bei diesem dunkeln Charakter gewöhnlich als die Ursache seiner Grausamkeit anzunehmen pflegt, schien Börne eher ein Unglück, als eine Leidenschaft zu sein. Je mehr er in Erfahrung

brachte, daß Robespierre im Leben linkisch war, nicht reden konnte, sparsam lebte, an Hypochondrie litt, in einem kleinen Hause still und traulich bei seiner Schwester wohnte, endlich für Geld und Sinnlichkeit unempfänglich war, desto gerechtfertigter wurde ihm die historische Erscheinung und die fürchterliche Stellung desselben zur Geschichte. Wenn sich Börne geirrt hätte, so beweist diese Art des Irrthums doch die Tiefe seines Gemüths und einen sittlichen Ernst, der in der That auch sein ganzes Leben verklärte.

Das Leben Börne's ist, abgesehen von dem persönlichen Interesse, welches die Neugier daran nehmen kann, noch in manchen Beziehungen merkwürdig. Angedeutet ist schon, wie es uns die Stellung des Genies und des Charakters zu unsrer Zeit versinnlicht. Auch in Börne's Stellung zur Literatur, wie diese sich allmälig ergeben hat, liegen Gedankenreihen, die man an ihn zuerst anknüpfen muß und die in der bisherigen literarischen Erfahrung zu bilden nicht möglich war. Außer dem denkwürdigen Einflusse, den Börne auf die politische Bildung des deutschen Volkes hatte, gewann er, da er diesen Einfluß grade in so geistreicher Form und Sprache geltend machte, noch im besondern zur Literatur eine Stellung, die, man kann wohl sagen, epochemachend gewesen ist. Nun war es aber die harmloseste Art, wie Börne zur Literatur kam, die unbewußteste. Bisher sind wir gewohnt gewesen, daß Beamte oder Gelehrte in ihren Mußestunden in die Leier griffen und das Lob der Frauen, des Frühlings und des Weines sangen; junge Studenten dichteten Dramen, versäumten, sich die Antworten einzulernen, welche sie einst auf die in den Staatsprüfungen vorgelegten Fragen zu geben hatten, erwählten den Dichter- und Schriftstellerberuf als ei-

nen ausschließlichen, indem sie Zeitungen, Almanache und literarische Genossenschaften begründeten, alle hatten sie von Goethe herab bis zum gewöhnlichsten Taschenbuchsnovellisten ein bestimmtes, nur in den bisher der Literatur abgesteckten Grenzen liegendes ästhetisches Ziel. Seit den Befreiungskriegen traten freilich schon Männer auf, die, ohne speciell für die Literatur als solche zu schreiben, doch tiefe Furchen sogar in den Prinzipien derselben zogen und jedenfalls ihre Grenzen erweiterten; Arndt z. B. Görres, Steffens und Andre. Doch zogen sie sich meist auf die Geschichte oder Philosophie oder sonstige wissenschaftliche Einzelgebiete wieder zurück oder besaßen in Styl und Vortrag nicht jene Saatkeime, die in eine neue Epoche für die Literatur aufschießen konnten. Börnen jedoch gelang es, ohne es zu wollen, ein deutscher Classiker zu werden. Dasjenige, woran er am wenigsten gedacht hatte, fiel ihm am ersten zu. Er beurtheilte die Dichter, die Schauspieler, die Philosophen, die Publizisten seiner Zeit: er machte aus dem Jean Paulismus etwas Klares, Durchsichtiges, schrieb Satyren aus äußern Zwecken, trieb die schöne Literatur nur, um die Politik in ein erlaubtes Gewand zu hüllen, sprach von Schiller und Goethe und dachte dabei an Montesquieu und Metternich, schrieb fast immer nur auf äußre Veranlassung, getrieben durch eine herausfordernde Gelegenheit — und doch ist aus diesem Zufälligen etwas Nothwendiges geworden, die Zusammenstellung seiner vereinzelten Thätigkeit machte Epoche, er wirkte nicht bloß auf Minister und Landstände, wie er fast allein zu wollen schien, sondern auf den ganzen Verlauf unsrer Literaturentwickelung, auf unsre Dichter, unsre Stylisten.

Wäre Lessing nicht noch Dichter gewesen, so würde die

Art, wie er sich zur Literatur seiner Zeit anregend und umwälzend verhielt, mit der, wie Börne auf die unsrige wirkte, durchaus zusammentreffen. Börne wie Lessing, beide waren bei ihren kritischen Abhandlungen immer nur vom Stoff beherrscht; und grade dieser verflüchtigte sich vielleicht zuerst und ging mit dem Augenblick verloren, die Form aber blieb und befruchtete die Thätigkeit der Andern. Lessings Dramaturgie war längst vergessenen französischen Dramen gewidmet, deren übergroße steife Regelrichtigkeit er der Natur gegenüber erröthen machte; die Stücke und Verfasser interessiren uns jetzt nur wenig; aber die Behandlungsweise Lessing's hat sich erhalten. So wird man auch von Börne mit innigstem Vergnügen seine Theaterkritiken in der Waage lesen, die er nur zum Theil in seine „Gesammelte Schriften" aufnahm; sie sind alle würdig, erhalten zu werden;*) denn wenn auch die Herren Heigel, Otto, Urspruch, die Damen Busch, Pazkowska vergessen sind, so ist doch die Art, wie Börne die flüchtigen Leistungen derselben fixirte, so fein, witzig und mustergebend, daß sich die Belege derselben dauernd erhalten werden. Große Genien sind in ihren Schöpfungen harmlos und was wir am meisten an ihnen bewundern, schenkte ihnen der Zufall vielleicht im Spiele.

Das Leben Börne's ist durchaus nicht reich an überraschenden Motiven. Man würde kein Melodrama daraus machen können; weit eher eine Idylle. Er bedurfte der Einsamkeit, um seinen Träumen über das Wohl des Vaterlandes nachzuhangen, er bedurfte des Umgangs weniger Menschen, weil ein Mann, dessen Leben nach innen gerichtet ist, nicht

*) Band V. der Stuttgarter dritten Auflage enthält eine Nachlese.

mit vollen Händen Anregungen ausstreuen, noch weniger zu viel Eindrücke in sich aufnehmen kann. Es wird sich ein reiches herrliches Seelenleben in dem nachfolgenden Gemälde vor uns ausbreiten; aber grelle Tinten, überraschende Schlagschatten erwarte man nicht! Das Meiste, was Börne persönlich erlebte, gab er sich selbst; von Außen her empfing er nur jene Eindrücke der Zeit, die in ihm Gemüthsumwälzungen und Gedankendurchbrüche schufen, welche wohl von einer innern, seelischen Tragödie beim Leben dieses Mannes sprechen lassen. Ein Zeitungsartikel, der ihm eine längst gefürchtete Nachricht bestätigte oder die Kunde eines irgendwo ausgebrochenen unverhofften Ereignisses gab, konnte ihn in die lebhafteste Aufregung bringen und ihn in Stimmungen versetzen, welche die Andern nur kennen, wenn sich das Schicksal mit Gunst oder Ungunst ihren persönlichen materiellen Interessen nähert. Um Börne's Leben ganz zu erschöpfen, müßte man die Zeitgeschichte von dem Augenblick an, wo ihm das Verständniß derselben als Jüngling aufging, bis zur Ueberantwortung der Juli-Revolution an die Stock-Jobberey der Börse wieder erzählen; ja man müßte sie nicht bloß so darstellen, wie sie jetzt allmälig aufgeklärt und möglichst durchgesichtet vor uns liegt, sondern so trüb und verworren, wie sie sich im Augenblick darstellte, wo auf *eine* sichre Nachricht noch hundert falsche Gerüchte kamen, von denen jedes in andrer Art die Nerven eines Gemüths erschütterte, welches mit seinen geheimsten Fäden an das Geflecht der Geschichte angesponnen schien und in jedem kleinsten Ereignisse nach dem Glück oder Segen fragte, der daraus der *Menschheit*, dem Vaterlande erwachsen würde. Allgemeine Andeutungen müssen hier den Biographen von der

Unmöglichkeit, das Einzelne richtig und erschöpfend zu treffen, loskaufen. Ich muß darauf rechnen, daß sinnige Leser sich durch ein empfängliches Studium der Schriften Börne's die Züge, die sich angeben lassen, ergänzen werden. Denn auch darin sind ja diese Schriften so groß, daß sie überall es nicht bis zu jener ungeheuern Abtödtung der Subjektivität gebracht haben, welche den Goethischen Gebilden ihre starre Ruhe gab; sondern Börne mag behandeln, welchen Gegenstand er will, immer spiegelt sich in der krystallenen Klarheit seiner Darstellung seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein eignes für Freud und Leid der Geschichte empfängliches Gemüth. Diese Empfänglichkeit für die Interessen der Außenwelt, welche sich in der Stimmung seiner größern oder kleinern Aufsätze leicht erkennen läßt, gibt seinen Schriften auch noch den Werth, daß sie als eine gleichzeitige Quelle wenn nicht für eine Geschichte der Ereignisse, doch für eine Geschichte der öffentlichen Meinung benutzt werden können.

Ludwig Börne wurde als Löb Baruch den 22. Mai 1786 zu Frankfurt am Main von jüdischen Eltern geboren. Diese Abstammung Börnes ist für seine spätere Geistesbildung zu entscheidend gewesen, als daß wir uns über sie nicht gleich an der Schwelle seines Lebens verständigen sollten. Börne war Jude. Seine Feinde haben dies oft genug geltend gemacht, entweder um seine angeblichen Verirrungen zu erklären oder sie mitleidig damit zu entschuldigen. Die Einen, die Germanischen, die mit ihren blonden Haaren und blauen Augen unmittelbar von den Eicheln der alt-deutschen Urwälder abzustammen vorgeben, haben darum Börnen nie recht an sich herankommen lassen, haben sich seines Geistes, seiner Gesinnungen erwehrt, selbst wenn diese, wie früher z. B. bei Goerres

mit der Tendenz des Herausgebers der Waage im Allgemeinen übereinstimmten. Die Andern, boshafter, als jene Phantasten, haben grade den verbissenen Groll eines nicht emanzipirten Juden geltend gemacht, um Börne's uneigennützige Liebe zur Freiheit zu verdächtigen, haben das Häßlichste, was man nur im Durchschnitt vom jüdischen Charakter zu behaupten pflegt, in das Gemüth Börne's ob er gleich Christ geworden, zurückzuleiten gesucht und ihm jene Lieblosigkeit, jenen zersetzenden Verstand angedichtet, welchen man für das Erbtheil der Juden ausgibt. Die Wahrheit ist aber die, daß allerdings die jüdische Abstammung auf Börne's Sinnes- und Denkweise von großem Einfluß war, daß ihm aber diese Abstammung von der Sklaverei Einiger um so mehr den Beruf gab, für die Freiheit Aller aus dem tiefsten Bedürfniß derselben zu wirken.

Es ist wahr, Börne hat erzählt, daß ihn der Juif de Francfort, welchen die Frankfurter Polizei einst in seinen Paß schrieb, bitter gekränkt und gestachelt hätte, sich einst dafür zu rächen. Aber woran hat er sich gerächt? Wahrlich nicht an etwas, das er um seinen Zorn zu kühlen, erfand, sondern an dem ganzen Zusammenhang jener thatsächlichen politischen Zustände, die es mit sich bringen, daß wir die Leibeignen unsrer Herrscher und die Juden wieder die Leibeignen unsrer Herrschsucht sind. Er fand, als ihm die Dinge und Menschen klar wurden, daß dieser Juif de Francfort nicht allein dastand, sondern daß eine und dieselbe Kette, die den Juden in schimpflicher Abhängigkeit hält, ihre Fortsetzung hat auch in die größten und kleinsten Kreise der christlichen Existenz. Das Eine verschmolz ihm mit dem Andern; es führten die Leiden alle zurück auf dieselbe Quelle.

So wie die Lage der Juden in Deutschland war und noch ist, muß es ein unseliges Gefühl sein, unter ihnen geboren zu werden. Schon das Spiel des Kindes hat seine Gränze denn was der christliche Knabe nicht durch sein eignes unschuldiges Herz zu hassen und zu verspotten lernt, lehrt ihn der Haß und der Spott seiner Eltern. Eingepfercht in häusliche Gewohnheiten, religiöse Sitten, für welche dem jüdischen Knaben das Verständniß abgeht oder das er doch verliert, wenn die Bildung, die seinen Geist mit christlichen Stoffen schwängert, über ihn kommt, ausgeschlossen von den Bahnen, welche christliche Gespielen und Schulfreunde für ihre Zukunft einschlagen, gefesselt an eine Gesellschaft, die in ihrer Abgeschiedenheit gar zu sehr in grelle Einseitigkeiten und wunderliche Richtungen verfällt, die der reifere Verstand bald durchschaut, ausgesetzt endlich den zahllosen Gehässigkeiten, welche sich die Christen im bürgerlichen Verkehre, in der Gesellschaft, in lokalen Beziehungen gegen die Juden erlauben — das muß tief in ein edleres Gemüth einschneiden und Wunden hinterlassen, die, da der Zustand der Juden sich immer noch nicht bessern will, nie vernarben können. Der jüdische Kaufmann zerstreut sich vielleicht durch den glücklichen Erfolg seines Gewerbes; aber der jüdische Gelehrte ist auf die traurigste Vereinsamung mit seinem Schmerze angewiesen. Hat er die Jugend mit den Nadelstichen für seinen Ehrgeiz hinter sich, so ist ihm nun die ganze Zukunft versperrt. Er hat die Früchte der Wissenschaft und Kunst brechen gelernt so wie wir, aber er darf sie nicht genießen. Alle Voraussetzungen der Bildung sind bei ihm dieselben wie beim Christen, ja er kann durch wissenschaftliche Einsicht sogar vom Christenthum eine höhere Idee haben, als mancher christliche Gelehrte

sie hat, und doch bleibt er ausgeschlossen von einer Wirksamkeit für das Allgemeine und muß, beschränkt auf seine Glaubensgenossen, eine Bitterkeit nähren, die seinem versöhnlichen Herzen sonst vielleicht fremd geblieben wäre.

Aber Börne war noch unglücklicher als ein Jude; er war ein Jude in Frankfurt am Main! Ueberall pflegt doch wenigstens die Bildung den Juden für den Umgang in der Gesellschaft zu emanzipiren; in Berlin und Wien findet unter diesen Umständen kein Unterschied mehr zwischen den Bekennern beider Religionen Statt. Aber in Frankfurt ist die Schranke für das ganze Leben gezogen; denn selbst in Hamburg tritt die Großartigkeit des Weltverkehrs und der rein unternehmende Charakter des dortigen Handels immer wieder bindend zwischen zwei Bereiche, die in der Gesellschaft sich allerdings auch dort wechselseitig ausschließen. In Frankfurt aber ist der Judenhaß bei den Christen eine aus den ältesten Zeiten überkommene „Umgangstugend", eine Art fashionabler Sitte, von der sich weder der junge Elegant noch die junge Schöne ausschließt: selbst Bettina verräth in ihrem Briefwechsel, daß sie zum Judenhaß erzogen wurde. Der alte reichsstädtische Uebermuth erprobte seine Kraft von jeher an der Hülflosigkeit der Juden, wofür nicht nur in Frankfurt Gemälde zeugen, die früher dort an öffentlichen Gebäuden die Unterdrückung der „Schutzbürger" versinnlichten, sondern noch eine Menge von Sitten und Rechten, die, da sie gesetzlich nicht aufgehoben sind, jeder Christ gegen einen Juden in Anwendung bringen dürfte, wenn sie durch die fortschreitende Bildung der Zeit nicht in Vergessenheit gekommen wären. Zu Börne's Jugendzeit wurden noch die Juden um eine bestimmte Stunde der Nacht in ihrem traurigen Quartier,

der von Spindler zum Schauplatz eines Romans gewählten Judengasse, eingeschlossen; auf ihren Spaziergängen um den Wall durften sie nur den Fahr- nicht den Fußweg betreten; das Mach Mores, Jud! hat bekanntlich Börne selbst sehr witzig auf den frankfurter Senat angewandt, der nun auch vor den fremden bei ihm eingelegten Garnisonen Mores machen müsse. Die vierzehn nur erlaubten jährlichen Ehen sind zwar der Aufklärung der Zeit gewichen; sogar einige der reichsten Banquiers sind in das christliche Casino aufgenommen worden; aber sonst dauert die Abneigung und die Trennung immer noch fort. Der jüdische Knabe ist in der kecken Sprache der Stadt ein „Juddebub"; die Casinos und die Gesellschaften vermischen sich nicht, die jungen noch so reichen und höchst gebildeten jüdischen Damen kommen mit den weiblichen Sprößlingen der stolzen Patriziergeschlechter in keinerlei Berührung; nur im Theater und Concert läßt sich die Begegnung nicht vermeiden; sogar die Freimaurerlogen, die doch der Bruderliebe und dem Gott, der das das „höchste Wesen" ist, mag er nun Brahma, Allah, Jehova oder Christus heißen, gewidmet sind, selbst diese schließen sich einander aus und mauern jede nach ihrem eignen Religionsbekenntnisse. Wenn sich auch hier wohl Manches zur Entschuldigung der Christen sagen ließe und die Absondrung, deßwegen, weil die Juden meist sehr wohlhabend sind und immer den Chef von Frankfurt, Rothschild, an ihrer Spitze haben, öfters beinahe wie eine Farce herauskommt, so kann sie doch für ein tieferes Gemüth nur verletzend wirken. Bei Börne war dies sicher der Fall; wenn ihm auch sein Talent, aus diesem ganzen Wust die Philisterei herauszuerkennen, davon eine mehr heitre, als trübsinnige Auffassung gestattete.

Ueberhaupt irrt man sehr, wenn man bei Börne in Betreff seiner jüdischen Herkunft jene übergroße Empfindsamkeit voraussetzt, die jetzt in der Behandlung der Emanzipationsfrage Sitte geworden ist. Freilich, da er früh Christ wurde, und noch früher, schon als Knabe von vierzehn Jahren, in christliche Verhältnisse und Lebensweisen eintrat, mag in ihm diese Stimmung auch schon allmälig verklungen sein; in der Weise aber, wie sie sich z. B. in „den trauernden Juden von Babylon“ und ähnlichen Versinnlichungen des „Judenschmerzes“ ausspricht, kam sie entweder bei ihm nicht mehr auf oder hielt nicht lange an. Um aufrichtig zu sein, Börne verhielt sich weniger emphatisch zu den neuern Versuchen für die Judenemancipation, als manche seiner frankfurter Freunde gern gesehen hätten. Es störte ihn theils die Einseitigkeit einer solchen Freiheitserklärung, die gleichsam nur für eine Classe von Menschen fast aristokratisch erfolgen sollte, während er die ganze Menschheit in Fesseln und Banden sah; theils kannte er die innre Organisation der jüdischen Gesellschaft zur Genüge, um nicht zu fürchten, daß der Geist der Geldsucht, die rein materielle Richtung der meisten Juden sich mit den Drängern der Menschheit verbinden und sich auf die Masse des ganzen Volkes werfen würde. Deßhalb wünschte er, daß sich die Rothschilds lieber taufen ließen. Wenn er auch in seinen Briefen dagegen protestirt, daß er die Rothschild's hasse, so entsetzte er sich doch vor der politischen Stellung, die die vorzugsweise jüdische Börse im modernen Europa einnahm, vor diesem Geist der Anleihen und der Papierspekulationen, wo mit den Thränen und dem Blut der Völker die Course der Staatseffekten notirt werden. So viel Mitleid er mit dem armen jüdischen Mann hatte, der

durch die Straßen seinen Zwerchsack trägt und nach den Fenstern der Häuser Handle! hinaufruft, so abscheulich war ihm der Vorschub, den die reiche Judenschaft der weltlichen Tyrannei leistet, so widerlich war ihm der Ehrgeiz der reichen Judenfamilien, wenn sie des Umgangs mit der christlichen Aristokratie sich rühmten und glücklich waren, ihre Töchter auf dem Ball eines Gesandten tanzen zu sehen. Börne hatte auch kein Interesse an der neuerdings üblichen zu übertriebenen Herausstellung der Nationalität und der sittlichen Sonderung, sondern wünschte eine Verschmelzung, eine völlige Germanisirung des Judenthumes; wenigstens lassen sich die Stellen in seinen Briefen, wo er den ihm werdenden Mahnungen, sich der Judensache besser anzunehmen, ausweicht, nicht anders erklären; vor allen Dingen war ihm diese Sache keine Frage für sich, sondern sie hieng ihm mit den Hoffnungen des ganzen deutschen Volkes, mit der Freiheit der ganzen Menschheit zusammen.

Börne's Großvater war Finanzagent am ehemaligen Kurfürstl. Cölnischen Hofe und wohnte in Bonn. Wer von ihm erzählt, nennt ihn einen „feinen Mann," worunter ein sicheres Auftreten in der Gesellschaft, ein rücksichtsvolles Benehmen gegen Vornehme und Niedre, gelernt in der Schule des Hofes, zu verstehen ist. Er soll bei einer Vacanz des kurfürstlichen Stuhles für einen österreichischen Erzherzog sich sehr thätig bewiesen und ihm die Mehrzahl der Wahl-Stimmen am Capitel zugewandt haben, woraus sich zum Theil die freundlichen Beziehungen desselben und später seines Sohnes zum Wiener Hofe erklären lassen. Maria Theresia bekannte sich als ihm für diesen, einem ihrer Söhne geleisteten Dienst dauernd verpflichtet und gab ihm die Versicherung,

daß er und seine Kinder zu allen Zeiten in Oesterreich jeglichen Vorschub für ihre Unternehmungen finden würden. Im ererbten Besitz eines solchen Gelöbnisses mußte es Börne's Vater allerdings schmerzen, seinen Sohn auf so politisch unpraktischen Wegen wandeln zu sehen, als er später einschlug. Der Großvater kam öfters nach Frankfurt und beredete mit seinen Söhnen die Ausführung großer Aufträge, die er von seinem Hofe, von dem reichen Adel dortiger Gegend empfing Im Revolutionskriege besorgte er für die belgisch-österreichischen Stände Lieferungen und machte dadurch, daß auch Börne's Vater wenig an seine häusliche Einrichtung gefesselt blieb, sondern fast immer auf Reisen war. Das Verhältniß des jungen Börne und seiner Geschwister zum Großvater war streng patriarchalisch. Sie waren gelehrt, ihn für einen außerordentlichen Mann zu halten und standen in ehrerbietiger Entfernung, wenn sie den Gasthof zum weißen Schwanen besuchten, wo der Hofagent einzukehren pflegte. Der junge Börne, schüchtern und seiner Schweigsamkeit wegen von seinen Geschwistern geneckt, hatte sich bei einer solchen Gelegenheit einmal des in der Familie wie ein heiliger Seherausspruch verehrten Wortes vom Großvater zu erfreuen: „Laßt mir den Jungen gehen; das giebt noch einmal einen großen Mann!“ Diese Prophezeihung wurde in der Familie oft wiederholt und Börne kam wohl im vertrauten Kreise nicht ohne Humor selbst darauf zurück.

Börne's Vater war ein strenger, verschlossener Mann, der, selbst gegen seine Eltern im Verhältniß der Abhängigkeit, ein gleiches bei seinen eignen Kindern voraussetzte. Er besaß Weltbildung genug, um die Verhältnisse des Lebens mit Leichtigkeit zu übersehen, und Formen für den Umgang,

sich in sie bald hineinzudenken. Er würde mit seinen eignen Talenten mehr hervorgetreten sein, hätte er sich in einer selbstständigeren Lage befunden. So aber zwang ihn die Beziehung zu seinen Eltern, Ansichten und Pläne zu verfolgen, die seiner eignen Bildung und seinen eignen Wünschen schwerlich immer entsprachen. Um dem Ehrgeiz seines Vaters zu schmeicheln, bemühte er sich, Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Frankfurt zu werden, eine Ehrenstelle, die nur durch den äußern Schein der strengsten Anhänglichkeit an das jüdische Gesetz erreicht und behauptet werden konnte. Das Vertrauen seiner Glaubensgenossen zeichnete ihn auch in der That auf mannichfache Weise aus. Er wurde Vorsteher und Mitglied vieler Ausschüsse, die bei außerordentlichen Gelegenheiten zu Nutz und Frommen der Gemeinde niedergesetzt wurden. Er war Mitglied jener Botschaft, welche die Frankfurter Juden auf den Wiener Congreß schickten, um ihr wohlerworbenes Bürgerrecht gegen die Eingriffe der Restauration zu sichern. Ein ihm dafür von der Gemeinde angebotenes Geschenk von Fl. 8000. wies er zurück*). In seiner Häuslichkeit war Börne's Vater nicht ohne Liebe; aber er hatte den Grundsatz, daß man seine Liebe verbergen müsse: er gab sich den Schein der Strenge, ohne deßhalb verhindern zu können, daß sich die Kinder an die Maske, nicht an das, was dahinter steckte, gewöhnten. Börne sagte einmal von seinem Vater: „Er hat zu viel Verstand für seine Stellung" und schien damit ausdrücken zu wollen, daß er sich den Um-

*) Börne's Familie bezieht noch jetzt von der jüdischen Gemeinde in Bonn eine Geldsteuer von nicht viel mehr als jährlich einem Gulden. Sie soll den Dank versinnlichen, denn sie für eine vom Großvater geleistete Gefälligkeit ihm und seinen Nachkommen schuldig ist.

ständen unterzuordnen pflegte; eine Tugend, die er so gern auch bei seinem Sohne ausgebildet hätte. Es gelang ihm nicht und daher die fortdauernde Spannung zwischen beiden. Die politischen Grundsätze, für welche Börne später auftrat, hatte sein Vater vielleicht Verstand genug, als solche zu billigen, aber er fand es unbesonnen, sie auszusprechen, wenn er sie nicht vielmehr gänzlich für hohle Ideologie und Schwärmerei hielt. Ich lese, sagte er einmal, ich lese gern, was in seinen Schriften steht; aber ich wünsche nicht, daß es mein Sohn geschrieben. Hätte Börne den Empfehlungsbrief von Maria Theresia genommen, wäre nach Wien gereist und hätte sich im österreichischen Cabinet anstellen lassen, so würde er grade Dasjenige getroffen haben, was ihn mit seinem Vater hätte aussöhnen können. — Börne's Mutter war eine einfache Frau, die ohne wesentlichen Einfluß auf Börne's Gemüthsentwickelung geblieben ist.*) Von seinen Geschwistern liebte er besonders zärtlich eine Schwester (Madame Spiro in Frankfurt) und einen zu früh verstorbenen, sehr talentvollen jüngern Bruder. Zwei andere Brüder leben noch gegenwärtig in Frankfurt am Main.

Jacob Sachs, ein um die Fortschritte der Erziehung in Frankfurt am Main verdienter Pädagog, wurde als junger Mann von dem grade in Lüttich abwesenden Vater Börne's aufgefordert, die Erziehung seiner drei Söhne zu übernehmen und zu dem Ende das in der Judengasse belegene Baruch'sche Haus zu beziehen. Die Bedingung, welche Herr Baruch

---

*) Sie war eine überaus schöne Frau, wovon ihr Spuren bis ins hohe Alter blieben. Man sah sie an strengen Wintertagen, als sie schon nahe an siebzig Jahre war, mit pelzbesetztem Atlaskleide oft über die Straße gehen.

machte, konnte für den jungen Pädagogen nicht erfreulich seyn. Dieser, von den aus Berlin strömenden Reformationsideen eines Mendelssohn und Friedländer fortgerissen, erhielt hier die strengste Anweisung, seine Erziehung lediglich auf die jüdisch-herkömmliche zu beschränken und auf die gewissenhafteste Beobachtung des Ceremonialgesetzes zu sehen. Die Kinder des Herrn Baruch sollten religiös d. h. orthodox erzogen werden. Sie sollten zwar die Bibel nach der schon üblichen Mendelssohn'schen Uebersetzung verdeutschen lernen, zu gleicher Zeit aber auch in den Satzungen des Talmud heimisch werden und streng befolgen, was dem frommen Juden die Sitte seiner Väter zu thun und zu lassen befiehlt. Der Vater, der sonst für einen aufgeklärten Mann galt, der sich auch in spätern Jahren allmälig mehr von dem Gewissenszwang der Ceremonie lossagte und schon damals, auf seinen vielfachen Reisen wenigstens, sich nicht scheute, die Bequemlichkeit der christlichen Gasthöfe wie ein jeder Andre zu genießen, stellte doch den Grundsatz auf, daß sich für die Jugend Gehorsam unter das Gesetz zieme. Er wollte, daß die spätre moralische Freiheit seiner Kinder sich wenigstens aus einer positiven Grundlage selbst hervorbilde. Verwandtschaftliche Rücksichten kamen hinzu. Man muß wissen, daß damals die Orthodoxie unter den Juden noch die Regel, die Aufklärung eine Ausnahme war, daß unter den Juden, ihrer Vermögensverhältnisse wegen, viel Nachgiebigkeit gegen die Vorurtheile der Großeltern und andrer Verwandte zu herrschen pflegte und eine gewisse Verketzerungssucht denjenigen das Leben sauer machte, die ihre Kinder etwa freier erziehen ließen, als es Tanten und alte reiche Oheime wissen durften. Bei Börne's Vater kam sogar eine Art philosophischer

Maxime den äußern Rücksichten, die er zu nehmen hatte, zu Hülfe. Die Kinder sollten orthodox erzogen werden.

Der neue Lehrer betrat das in der Judengasse belegene Haus des Herrn Baruch. Man weiß, daß alle Juden damals in jener schmutzigen Gasse wohnen mußten, die sich ursprünglich bis zu der Einmündung in die Fahrgasse erstreckte, wo jetzt Rothschild wohnt. Ein Brand war mitleidiger als der Senat Frankfruts. Er zerstörte einen Theil der finstern Gasse — die Juden mußten ein neues Quartier haben und kehrten nicht mehr in ihren Ghetto zurück. Vordem aber mußten selbst die reichsten Familien sich in den engen kleinen Häusern behelfen. Das Baruch'sche Haus, winklig, eng, mag jetzt wenig tausend Gulden werth sein; damals bei überdieß größerem Werthe des Geldes mochte es gut und gern 20,000 gelten. In diesen kleinen Zimmern konnte von Pracht und Geschmack des Ameublements nicht die Rede sein, wenn auch wohl ein gewisser Comfort der Wohlhabenheit nicht fehlte. Börne's Vater hatte einmal die Absicht, nach Bonn zu seinem Vater zu ziehen und kaufte eine sehr geschmackvolle Einrichtung. Als sich der Plan zerschlug, mußten die Möbel verkauft werden; in der Judengasse war kein Raum und zu wenig Licht dafür, wenigstens nach vorn. Nach der Hofseite war die Wohnung freundlicher. Börne schrieb von Paris den 30. Januar 1832: „Bitten Sie doch den Straus oder sonst Einen, einmal wenn er durch die Judengasse geht, mein elterliches Haus aufzusuchen. Es liegt, wenn man von der Bornheimerstraße kömmt, auf der linken Seite, ohngefähr in der Mitte der Straße und hat Nr. 118. Das Haus hat zwei große Thüren, die durch einen breiten Pfosten getrennt werden. Wenn man in die erste Thüre

(von der Bornheimerstraße kommend) eintritt, ist rechts am Pfosten die Jahreszahl 1794 eingehauen, in jenem Jahre von mir oder einem meiner Brüder. Ich möchte wissen, ob die Inschrift noch leserlich, und ob auch ein Monattag dabei steht? Daran knüpft sich eine Jugenderinnerung, von der ich vielleicht öffentlich sprechen werde."

Der Lehrer betrat das Haus und glaubte, ihm würde nur über zwei Knaben die Sorge anvertraut werden oder der dritte wäre wenigstens nicht ein Kind vom Hause. Zwei Knaben waren beständig um die Mutter; einer stand abseits, nahm an dem, womit sich die Andern beschäftigten, wenig Theil und schien fremd oder eingeschüchtert zu sein. Es war der künftige Börne. Ist das ein angenommenes Kind? fragte, der Lehrer bei einem vorläufigen Besuche. Die Mutter lachte und bemerkte, es wäre ihr zweiter Sohn, Löb. Er war der Gestalt nach unansehnlicher als die beiden andern Brüder; ein Flecken auf dem Auge gab seinem Blick etwas Unsichres und Abgewandtes. Bald entdeckte der Lehrer, daß sich der Knabe nicht ganz aus freiem Antriebe so zurückgezogen hielt: er fand, daß er zwar dem Herzen der Mutter nicht fremd war, daß aber ein regierender Hausgeist es gern zur Entfremdung gebracht hätte. In jüdischen Familien fand man vor etwa dreißig Jahren noch oft einen ältern weiblichen Dienstboten, der von einer Generation zur andern hinüber vererbt wird und eine Herrschaft im Hause führt, der sich oft die Brodherren selbst nicht zu widersetzen wagen. Diese alten Rebecken, Rachel, Rosinen, Täubchen u. s. w. haben schon die Eltern auf dem Schooß getragen, wie viel größer ist ihre Macht über die Kinder und die Enkel! Sie lenken

die Ordnung des Hauses, sie passen dem übrigen Gesinde auf den Dienst, sie wachen, daß bei der Zubereitung und Auswahl der Speisen nichts dem Gesetz Zuwiderlaufendes vorkommt. Sie sorgen dafür, daß sich die Kinder den religiösen Vorschriften in keinem Falle entziehen dürfen und nehmen die Angebereien gerne an, wenn eines das andere verklagt, daß dieser am Sabbath sich den Rock gebürstet, jener von einer unerlaubten Speise gegessen oder an einem Fasttage heimlich genascht hätte. Ein solcher streng und eigenmächtig waltender Hausgeist war in der Baruch'schen Familie die alte Elle. Sie hatte wenig Neigung zu dem mittleren, minder hübschen und verschlossenen Knaben. Gab es eine Näscherei, so wurde sie in ungleiche Theile gelegt; Löb bekam den schlechteren. War eine Unordnung vorgekommen, wer konnte die Ursache anders gewesen sein, als Löb? Sie verfolgte das Kind mit einer Abneigung, die sich selbst der Mutter hätte mittheilen können, (der Vater war meist immer auf Reisen) wenn nicht glücklicher Weise der neue Lehrer dazwischen getreten wäre und den armen Knaben mit seinen Brüdern in gleiche Rechte eingesetzt hätte.

Es ist nicht zu verkennen, daß diese eigenthümliche Stellung, die Börne als Kind in seinem elterlichen Hause hatte, besonders die ungerechte und hartherzige Verfolgung der alten Elle viel zur Entwickelung seines spätern Charakters beigetragen hat. Indem er sich zurückgesetzt fühlte, lockerte sich das Band, welches ihn an seine Umgebungen fesselte. Eine gewisse Gleichgültigkeit beschlich sein Gemüth, er wurde minder reizbar für Freud und Leid und gewöhnte sich, fremde Interessen mit einer Ruhe zu beobachten, die man ihm in spätern Jahren mit großem Unrecht oft als Herzlosigkeit

ausgelegt hat. Zu gleicher Zeit fieng der Knabe schon früh an, sich gegen die Unbill namentlich der alten Elle mit den Waffen der Satyre zu vertheidigen. Er gab, da er ohnehin in seinen glücklichen Geistesgaben bald von seinem Lehrer anerkannt und nach Verdienst bevorzugt wurde, gewöhnlich so treffende Antworten, daß er die ihm feindlichen Elemente des Hauses zum Lachen zwang und dadurch allmälig mit sich aussöhnte. Die Mutter, der, wie man sich wohl denken kann, der Witz und der Verstand des Knaben schmeichelte, bezeichnete ihn mit dem ihm von der Elle gegebenen Namen Katev (Witzbold), mit dem er später lange Zeit im Hause gerufen wurde. Besonders mußte, je älter der Knabe wurde, die Elle seine Satyre erfahren. Sie suchte zwar, da sie über ihn lachen mußte, seine Ausfälle zu erwiedern, aber er blieb keine Antwort schuldig und griff zuletzt nicht selten zur Malice. Sie sagte ihm z. B. einmal: „Wirst du Rabbi, so läßt sich die ganze Gemeinde taufen.“ „Nun,“ antwortete er, „so bleib' ich der einzige Jude und verderbe deinen beiden Söhnen (sie hatte zwei und sorgte ängstlich für deren Wohl) ihren ganzen Handel.“ „Du kommst gewiß in die Hölle;“ sagte sie ihm ein andermal. „Das thut mir leid,“ entgegnete er, „so hab' ich auch noch im Jenseits keine Ruhe vor dir.“

Ungeachtet der Lehrer alles aufbot, zwischen seinen drei Zöglingen jeden Unterschied der Bevorzugung aufzuheben, so gelang es ihm doch nicht, dem Knaben die Neigung zum Isoliren und Entferntstehen, die einmal in ihm vorherrschte, gänzlich zu nehmen. Ungern schloß er sich anderen Knaben an; selten, daß er Theil an ihren Spielen nahm. Er hatte keinen Sinn dafür; kaum, daß man ihn bewegen konnte, auf

der Pfingstweide vor den Thoren Frankfurts so wie andre Knaben seinen Drachen steigen zu lassen. Er wurde des Spieles bald überdrüssig und begnügte sich, zuzusehen oder mit seinem Lehrer sich zu unterhalten. Seine Wißbegierde und Aufmerksamkeit war musterhaft. Eben so glücklich war er im Auffassen; doch gieng die geistige Selbstthätigkeit bei ihm etwas langsam von Statten; dafür haftete das einmal Erfaßte desto dauernder und diente dazu, seine Denkkraft zu stärken. Sein Lehrer konnte früh abnehmen, daß unter den drei Brüdern der mittlere den meisten Beruf zum einstigen Gelehrten haben würde.

Bei dieser Wahrnehmung mußt' es Jacob Sachs nur um so schmerzlicher sein, daß der Vater den Umfang seines Unterrichts nur auf den Bereich des jüdischen Wissens ausgedehnt hatte. Man denke sich einen Erzieher, der mit heiligem Eifer für die damals namentlich von Berlin ausgehende Idee einer Reformation des Judenthums auf dem Wege der Jugendbildung schwärmte, der, selbst noch jung, so gern Gelegenheit gehabt hätte, durch die Verpflichtung, in den Realfächern zu unterrichten, sich selbst noch zur weitern Ausbildung gespornt zu sehen, denke sich einen Erzieher, der im Grunde seines Herzens an dem ganzen Wust der talmudischen Gelehrsamkeit und des Ceremonialheuchelgottesdienstes einen Ueberdruß hatte: wie mußt' er bei den ewigen Vorschriften des Vaters leiden: Ueberschreiten Sie die traditionelle Erziehung nicht! Die Kinder erhielten von einem Lehrer, der in's Haus kam, mangelhaften Unterricht im Deutschen; der Hauslehrer mußte dagegen Hebräisch mit ihnen treiben. So viel wie möglich suchte er auch hier dem neuen Geiste der Zeit zu huldigen; er las mit seinen Zöglingen Stücke

4*

aus dem hebräischen Kinderfreund, dem Aftalgon von Wolfson (dem Lehrer Michel-Wilhelm- und Meyer-Beer's). Er erklärte ihnen nach Friedländer das jüdische Gebetbuch und ließ sie die wichtigsten Stücke desselben auswendig lernen. Er begleitete sie in die Synagoge, welche die Kinder täglich Morgens und Abends besuchen mußten.

Alle diese Unterweisungen und religiösen Anleitungen nahm der junge Börne nur mechanisch auf. Möglich, daß seine Klugheit bald dem Lehrer abmerkte, mit welchem Widerwillen dieser die Zeit auf unnütze, später doch der Vergessenheit anheim fallende Dinge vergeudet sah, während er lieber, auch zu seiner eignen Anregung, in Geographie, Arithmetik, in deutscher Sprache und Grammatik seine Zöglinge unterrichtet hätte. Die Lektüre der religiösen Schriften der Juden ließ den Knaben eben so kalt, wie der Besuch der Synagoge. Alles, was an den Gebeten der Juden eine poetische Färbung trug, gefiel ihm wohl; andres kam ihm dagegen eher lächerlich, als erbaulich vor. Es gefiel ihm, daß man betete für die Wiederherstellung des Tempels und die Rückkehr der Juden in ihr Vaterland; es mißfiel ihm aber, daß auch die Opfer wieder hergestellt werden sollten. Die Wendung, die ihm sehr geläufig war: das ist dumm! kam hier oft vor. Viele religiöse Vorschriften und Gebote, z. B. das Gebot: halte richtiges Maaß und Gewicht im Nassen und Trocknen! schienen sich ihm von selbst zu verstehen. Mit einem Worte das ganze Wesen sprach ihn nicht an.

Obgleich der Knabe von der größten Ehrfurcht vor den Büchern des alten Bundes durchdrungen war und in ihnen eine unmittelbare Offenbarung Gottes zu sehen gelernt hatte, so regten sich doch bei seinem zur stillen Reflexion geneigten

Verstande schon frühe mancherlei Zweifel. Schillers Sendung Mosis fiel ihm in die Hände. Er fand hier, daß der Erzählung von dem großen Gesetzgeber seines Volkes Alles Mythische und Wunderbare genommen war und erstaunte darüber um so mehr, als ihn sein Lehrer bedeutet hatte, daß die Christen sich zum alten Testament mit derselben Ehrfurcht verhielten, wie die Juden. Auch die jüdischen Briefe des Marquis d'Argens kamen ihm in einer deutschen Uebersetzung zur Hand. Der Lehrer nahm sie ihm fort, ehe er sich über sie noch ein anderes Urtheil gebildet hatte, als daß er seine Verwunderung ausdrückte, wie ein Christ zu so viel hebräischer Gelehrsamkeit käme! Bei dem Allen mußte er die Vorschriften des Gesetzes genau beobachten, durfte nie Brod essen, ohne sich die Hände gewaschen zu haben und begann auch schon an den Fasttagen Theil zu nehmen. Ein alter Geistlicher, Rabbi Joseph, kam wöchentlich ins Haus, um in religiösen Dingen nach dem Rechten zu sehen, eigentlich aber wohl nur, da er sehr beschränkt war, um sich seinen Almosen zu holen.

Der Lehrer gab sich alle Mühe, die aufstrebende Zweifelsucht des Knaben niederzuhalten; besonders aber suchte er ihn von einer bittern Beurtheilung des Verhältnisses der Juden zu den Christen abzubringen. Vergebens. Der Knabe grübelte fortwährend über die schimpfliche Zurücksetzung seiner Glaubensgenossen und bedrängte seinen Lehrer mit Fragen, auf welche sich nur eine seufzende Antwort geben ließ. Der Lehrer sagte ihm: Siehst du nicht, auch die Katholiken sind in Frankfurt zurückgesetzt und können nicht der gleichen Rechte mit den Protestanten sich rühmen? Börne fand dies noch um so auffallender, als ja der Kaiser selbst katholisch

wäre. „Kaum, bemerkte er, haben sie Den kürzlich mit großem Gepränge gekrönt und wollte er hier bleiben und in Frankfurt ansäßig werden, so könnte er ja nicht einmal Thorschreiber werden!“

Das erste Mal, wo er mit seinem Lehrer auf die Lage der Juden zu sprechen kam, war bei einem Spaziergange um die Thore Frankfurts. Es regnete stark und der Fahrweg war durch Koth fast unwegsam. Wir wollen hinüber gehen in den Fußweg, sagte Börne zu seinem Lehrer. Weißt du nicht, antwortete dieser, daß uns der Fußweg verboten ist? Die Antwort des Knaben, die hierauf erfolgte: Es siehts ja Niemand! nahm der Lehrer zum Anlaß moralischer Beherzigungen und sprach von der Heiligkeit des Gesetzes. „Ein dummes Gesetz!“ fiel der Knabe ein; „wenn es nun dem Bürgermeister beikäme, daß wir Winters kein Feuer machen dürften, würden wir da nicht erfrieren?“ Als einige fremde jüdische Bettelknaben von vorübergehenden Christenknaben mit Koth beworfen wurden, wunderte er sich erst, wie man darauf käme, das Wort Jude als Schimpfname zu gebrauchen und sagte dann: „Sie lehren mich immer, die Christen hielten auch etwas aufs alte Testament; aber steht denn nicht im alten Testamente: Du sollst den Fremden nicht kränken; denn einst warst du auch ein Fremder im Lande Egypten?“

Der Lehrer, obgleich tief die Wahrheit dieser Aeußerungen mitfühlend, hütete sich doch, die Erbitterung des Knaben zu nähren und war unermüdlich, ihm Beispiele der Toleranz zu erzählen, ihm die Gesinnungen bessrer Christen seiner Bekanntschaft zu schildern. Aber auf Schritt und Tritt begegneten sie ja immer wieder einer neuen Beleidigung der

im Juden nicht geachteten Menschenwürde! Wurden öffentliche Belustigungen vor dem Thore angesagt, kein Jude durfte hinaus. Blanchard stieg zum ersten Male in Frankfurt mit einem Luftball in die Höhe, die Juden durften den Segler nur aus ihrem Quartier verfolgen. Reisten hohe Herrschaften durch die Stadt und wurden mit Festlichkeiten geehrt, so schloß man die Juden in ihrer Gasse ab oder fieng sie auf, wie bei der Krönung Leopold des Ersten, wo die angesehensten Mitglieder der jüdischen Gemeinde auf der Straße arretirt und in die Hauptwache geführt wurden. Die meisten Gasthäuser waren ihnen untersagt. Auf dem jetzt eingegangenen Schneidewall, im Roß, auf dem Römerberg an der Seite des Römers, in der Allée, durfte kein Jude sich betreffen lassen; man hatte den Grundsatz: „wo ein grüner Raum kein Jude!" Jeden Sonntag, um 4 Uhr Nachmittags, wurden die Thore der Judengasse verschlossen und nur derjenige wurde aus- und eingelassen, der einen Brief zur Post oder ein Rezept in die Apotheke trug. Wache stand am Thore und finster sagte einmal der Knabe Börne: „Ich gehe bloß nicht hinaus, weil der Soldat da stärker ist, als ich!" Und doch konnte sich der Knabe, der schon frühe großen Hang zur Wohlthätigkeit zeigte, entschließen, als er von zwei Bettelknaben, einem jüdischen und einem christlichen, angesprochen wurde, seinen Almosen dem letztern zu geben. Warum giebst du deinem Volke nicht den Vorzug? fragte der Lehrer, verwundert und fast unwillig. Haben wir nicht gestern, antwortete der Knabe, Sprüche Salomonis gelesen, du sollst glühende Kohlen auf das Haupt deines Feindes sammeln? Der Lehrer war aber so gewissenhaft, daß er dies schöne Gefühl deßhalb nicht aufkommen ließ, weil es auf einer irrthümlichen Voraussetzung

beruhe, nämlich der, daß die Christen die Feinde der Juden wären. So bekam Börne eine Richtung, die die verbissenen rückhaltigen Gefühle des Grolles unterdrücken sollte, eine Richtung, die ihn in seinem spätern Leben auch so sehr beherrscht hat, daß er von dem ingrimmigen Gefühl der Rache gänzlich frei war und die Lage der Juden rein nach Vernunftgrundsätzen, nicht aus einem verletzten Ehrgefühl beurtheilte. Sein Witz war ihm schon früh ein Hülfsmittel, sich aus widerwärtigen Stimmungen zu befreien. Als der Lehrer ihm erzählte, aus der Gefangenschaft in Babylon wären nur 40,000 Juden wieder nach Palästina zurückgekehrt, sagte er: „Wenn wir wieder nach Palästina zurück dürfen, gehen die französischen Juden gewiß nicht hin; die Frankfurter aber ganz gewiß."

Die gleichzeitigen Vorgänge der französischen Revolution blieben zwar in ihren Hauptmotiven dem Knaben unverständlich; aber einige Begriffe davon wurden ihm um so eher klar, als sein Lehrer bekennt, mit vielen andern jungen Leuten von den schönen Hoffnungen, die man damals an die Erklärung der Menschenrechte knüpfte, selbst mit fortgerissen gewesen zu sein. Die jungen Leute bildeten auch in der Frankfurter Judengasse einen Clubb, in welchem sie Ansichten und Neuigkeiten austauschten. Man nannte die Theilnehmer, um sie schnell mit einem Wort bezeichnen zu können, Jakobiner. Der Lehrer Börne's nahm gewöhnlich die Kinder mit in diesen Clubb. Während seine Brüder mit andern Knaben spielten, hörte Börne nicht selten den Erörterungen der jungen Freiheitsfreunde zu. Die häufige Erwähnung des Adels bestimmte ihn eines Tages, seinen Lehrer nach der Bedeutung dieses Ausdrucks zu fragen. Die Erklärung eines gegen

unser natürliches Gefühl sich richtenden Instituts war ohne Bitterkeit nicht leicht. Gleich die erste Voraussetzung, daß ein Sohn von den Vorzügen seines Vaters auch für sich eine Auszeichnung in der Gesellschaft ansprechen dürfe, prallte an dem gesunden Verstande des Knaben ab. Daß der Adlige auch mehr Sorge dafür trage, seine Kinder, des Adels würdig, zu erziehen, beschwichtigte ihn nur für einige Zeit. Er wollte den Adel als Titel nicht gelten lassen; wie brauste er erst auf, als er hörte, daß der Adel ein Privilegium wäre! In seinem zwölften, dreizehnten Jahre ließ er sich von seinem Lehrer über nichts mehr, was ihm unklar war, obenhin beschwichtigen. Er hatte die Art, oft Tage lang über eine ihm gegebene Antwort und Bedeutung zu schweigen und dann plötzlich, wo der Lehrer längst den Gegenstand vergessen glaubte, mit seinen Bedenken hervorzubrechen. Der Schmerz, den man allgemein über die Hinrichtung Ludwig XVI. aussprach, theilte sich ihm selbst mit; er begriff nicht, wie man auf der einen Seite tugendhaft und so unglücklich sein könne, auf der andern, wie sich die große Idee der Freiheit von einem ganzen Volke so mißbrauchen ließe! Die Lösung dieser beiden Widersprüche gelang Börnen erst im gereiftern Alter; wer weiß, ob nicht erst nach der Julirevolution!

Die Lesesucht, ein selten trügendes Wahrzeichen talentvoller Kinder, ergriff auch den Knaben Börne mit solcher Gewalt, daß er Stunden lang sich in ein Buch vertiefen, Essen und Trinken darüber vergessen und seiner Umgebungen nicht gewahr werden konnte. Der Büchervorrath des Vaters und seines Hauslehrers bot wenig Abwechselung dar. Er las oft in einem Werke, welches Aphorismen über Staat, Kirche und vermischte Gegenstände enthielt, aus dem Französischen

des Vorgne, er las Schröckhs Weltgeschichte, Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Alte Memoiren wechselten mit Blumauers travestirter Aeneide, Schubarts, des Patrioten, Gedichte mit den alten Jahrgängen der Neuwieder Zeitung, welche in den neunziger Jahren wegen ihres Witzes und Freimuths sehr beliebt war. Seinen eigenen spätern Aeußerungen zufolge las er (vielleicht erst später in Gießen) heimlich viel Romane von Lafontaine, die er sich ohne Vorwissen seines Lehrers zu verschaffen wußte. Jeder gedruckte Buchstabe schien ihm lesenswerth, so daß er sich sogar in Bücher vertiefte, die ihm auch nicht das geringste Interesse gewähren konnten.

Auf den Unterricht seiner Kinder verwandte Herr Baruch viel Sorgfalt. Da er sie nun fest glaubte in der Kenntniß des Hebräischen und der Religion, so räumte er auch eine weitre Ausbildung in Sprachen und Realwissenschaften ein. Ein Hauptgegenstand des Unterrichts war die deutsche Sprache. Obgleich die Kinder keinen Umgang mit gewöhnlichen Judenknaben und dadurch sich ein fehlerhaftes Gewälsch in der Sprache anzugewöhnen Gelegenheit hatten, so bot doch selbst das eigne Haus nicht die sicherste Sprachschule dar und der Hauslehrer selbst gesteht, über die grammatischen Gründe und Regeln der deutschen Sprache damals nicht taktfest gewesen zu sein. Wie daher Sachs seinen Unterricht dazu benutzte, sich selbst noch auszubilden und mit seinen Zöglingen zu lernen, so bot auch der Unterricht in der deutschen Sprache um so größre Schwierigkeiten dar, als sich der Lehrer in der Auswahl einer passenden Grammatik vergriff und dem Unterrichte gleich die philosophische Sprachlehre Adelungs zum Grunde legte. So dunkel und abstrakt nun auch die einzelnen

Paragraphen derselben waren, so sehr sich auch der Lehrer selbst Mühe geben mußte, sie immer zu begreifen; der junge Schüler ließ sich diese Mühe nicht verdrießen, sondern dachte sich langsam, aber gründlich und völlig bewußt in die Schwierigkeiten dieses übel gewählten Leitfadens hinein. Früh war bei ihm eine Anlage zu eigenthümlicher Ausdrucksweise bemerkbar; aber in der grammatisch-orthographischen Regelrichtigkeit blieb der Knabe noch sehr zurück, um so mehr, als ihm durch seinen Umgang nicht möglich wurde, immer ein gutes und gebildetes Deutsch zu hören. Der Hauslehrer räumt ein, daß Börne die Grundlage der Grammatik erst bei seinem spätern Gießner Lehrer Dr. Schapper legte. Börnes erste schriftstellerischen Versuche scheinen mir in den Stylwendungen ängstlich abgefaßt. Wenigstens ist so viel wahr, daß die frühsten Manuscripte Börne's mit einer etwas unsichern Orthographie geschrieben sind.

Für die Erziehung und den Unterricht ihrer Jugend hatte damals die jüdische Gemeinde in Frankfurt noch wenig gethan Nur zwei Lehrer gab es, die die Häuser der reicheren Juden besuchten und doch dem immer dringender werdenden Bedürfnisse nach Bildung allein nicht abhelfen konnten. Christliche Lehrer gingen nicht in die Judengasse, um dort zu unterrichten. So fing man denn an, die Knaben den christlichen Lehrern ins Haus zu schicken. Der junge Börne ging zu seinem Schreiblehrer Ernst um so lieber, als er dort mit Toleranz und Schonung behandelt wurde und sich keiner Zurücksetzung gegen christliche Kinder versehen durfte. Als später die Emigrirten in Frankfurt einzogen und sich theilweise durch Lectionen ernähren mußten, boten sich den Juden bessre Aussichten für ihre Kinder dar. Der Clavierlehrer der Familie war ein

kurkölnischer Emigrant, Namens Buchwieser. Abbé Marx aus Nancy gab den Unterricht im Französischen. Die feinen und artigen Manieren dieses Mannes machten auf den Knaben einen so günstigen Eindruck, daß er in seinem Vorurtheil gegen die Christen beinahe wankend geworden wäre, wenn er sich nicht damit geholfen hätte, daß er sagte: „Herr Marx ist ja ein Franzose und die Franzosen sind keine Christen mehr." Als ihn sein Lehrer bedeutete, daß der Pfarrer Hufnagel der freundlichste Mann und den Juden innigst zugethan wäre, antwortete er: „Nun, er ist kein Frankfurter." Um alles zu erwähnen, ist auch noch zu bemerken, daß Börne gelernt hat die Flöte blasen.

Nachgerade war es die Pflicht der Eltern und des Lehrers, die künftige Bestimmung des Knaben zu berathen. Die schwächliche Gesundheit und die geistigen Anlagen Börne's führten darauf hin, ihn studiren zu lassen. Dem Vater war jedoch dieser Plan nicht genehm. Er hatte viel dagegen einzuwenden, brach die Unterhandlungen mit dem Lehrer oft ab, bis dieser wohl merkte, welches der eigentliche Grund seiner Weigerung wäre. Der Knabe mußte, wollte er studiren, lateinisch lernen und lateinisch ließ sich nur vom Gymnasium holen. Wie sollte Herr Baruch diesen Schritt vor dem Hofagenten in Bonn entschuldigen? Wo blieb bei dieser Berührung mit Christen-Knaben die Garantie, daß Löb nichts Anstößiges aß, die Fasten beobachtete und sich in seinem Wesen überhaupt rein und religiös untadelhaft erhielt! Da aber der Vater dem Plane, seinen Sohn Arzt werden zu lassen (denn dies nur konnte er werden) im Grunde nicht gerade abgeneigt war, so sann der Hauslehrer auf eine Auskunft. Er machte sich anheischig, Mosche, den Rector des

Gymnasiums, zu überreden, daß er dem Knaben im Lateinischen Privatunterricht gäbe. Darauf ging der Vater ein. Mosche erklärte sich bereit und begann seinen Unterricht, in dem sich Börne als fleißigen und gelehrten Schüler bewies. Auffallend aber, daß dem Knaben selbst die Bestimmung seines künftigen Schicksals völlig gleichgültig war. Er wäre Kaufmann mit derselben Bereitwilligkeit geworden, wie er es aufnahm, daß er studiren sollte. Diesen Umstand gänzlich aus seinem Gemüth zu erklären, möchte nicht ganz richtig sein. Es ist wahr, Börne's Jugend war im Allgemeinen so freudlos und unbehaglich, daß sich früh eine gewisse trübe Theilnahmlosigkeit seines Innern bemächtigt hatte, er war gewohnt, keinen Willen zu haben und vermißte auch wohl in seiner ganzen Existenz die gemüthlichen, sein innerstes Wesen wohlthätig ansprechenden und befreienden Anknüpfungspunkte. Dazu kommen aber noch zwei Umstände. Einmal war der einzige Ausgangspunkt des Studiums für ihn der wahrlich nicht beneidenswerthe Beruf des Arztes und zweitens konnte in Börne durch seine isolirte Erziehung nicht im mindesten Ehrgeiz und Sucht nach Auszeichnung geweckt werden. Durch die Rangordnung und das Classenwesen in der Schule, durch Prämien und Zeugnisse werden frühe in uns die unruhigen Geister des Ehrtriebes heraufbeschoren. Börne besuchte aber keine Schule, brachte keine Censur nach Hause, keine öffentliche Belobigung, keine Prämie; so blieb er zum Glück für seine spätre Laufbahn vor einer Leidenschaft bewahrt, die ihm in den Verfolgungen, die er wegen seiner Pariser Briefe auszustehen hatte, eine leidige Trösterin gewesen wäre. Freilich hätte uns dies brennende Verlangen nach Auszeichnung vielleicht einen noch größern **Schriftsteller** in ihm entwickelt, aber wie leicht

hätte die Größe seines Charakters darunter leiden können! Er besaß allerdings nicht die schönen Eigenschaften des Ehrgeizes, aber auch die häßlichen nicht. Er machte sich wenig aus dem Urtheil der Welt. Sein eignes Bewußtsein genügte ihm.

Ueberhaupt scheint die Gemüthsentwickelung des Knaben auf den ersten Blick ein Räthsel zu sein. Es sind so viel Beweise vorhanden, daß Börne der zartesten Empfindungen fähig war und doch könnte eine gewöhnliche Beurtheilung sehr leicht an ihm irr werden. Immer verschlossen, schien der Knabe nicht bloß lebhafter Gefühle, sondern selbst lebhafter Mitempfindung und Theilnahme unfähig zu sein. Was Andre erregte, ließ ihn kalt. Der Maaßstab seines Urtheils über Menschen und Begegnisse war nie das Gemüth, sondern der Verstand. Was ihm mißfiel, nannte er nie schlecht, sondern immer nur dumm. Diese Auffassungsweise blieb ihm für sein ganzes Leben. Er empörte sich weniger über die Schlechtigkeit, als über die Albernheit der Menschen. Wie oft hat er nicht von seinen und den Gegnern des Menschenwohls ausgerufen: Wenn sie nur klüger wären! Selten, daß er als Knabe sich über irgend etwas grenzenlos freute oder grenzenlos erzürnte. Thränen waren ihm nicht geläufig. Leidenschaft kam nur über ihn, wenn es sich um Unrecht, um Unterdrückung handelte. Dann wurden seine Aeußerungen heftig, seine Gefühle rücksichtslos. Man sieht, daß es seinem Gemüth nicht an Lebhaftigkeit fehlte, nur wurde es auf andre Art, als gewöhnlich, entzündet. Von Schaalheit und sehr viel Albernheit, die er früh durchschaute, umgeben, mußte sein Verstand früh zum überwiegenden Lenker seiner innern Thätigkeiten erhoben werden. Man machte ihm die Zumuthung, sich für Dinge zu erwärmen, die ihn geistig nicht

anregen konnten; kleinliche Familienereignisse traten mit Ansprüchen auf seine Theilnahme auf, die er nicht erwiedern konnte. So bekam er früh sein eignes apartes Wesen, trennte sich von seinen Umgebungen los und lebte sich in Gedankenreihen und Gemüthszustände hinein, in welche ihm Niemand folgen konnte. Es bedurfte der Verpflanzung in einen ganz neuen Boden, um eine geistige und gemüthliche Selbstständigkeit in ihm zu wecken und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß das Leben für Jedes und Alles, was es bietet, ein Urtheil, einen Willen, ein Gefühl verlangt. Im Hause seiner Eltern befand sich sein ganzes geistiges Leben noch in chaotischer Unordnung.

Es ist wahr, zu den meisten im spätern Alter in uns aufknospenden Gefühlen und Stimmungen müssen wir schon in der Jugend den Saamen gestreut haben. Die beseligendsten Gefühle des Alters sind die der Rückerinnerung an die Jugend. Eine Empfindung höherer Art wird uns dann erst recht glücklich machen, wenn sie uns in eine verwandte Stimmung unserer Kindheit zurückversetzt und dasjenige klarer ausspricht, was wir schon bei unsern Spielen ahnten. So seh' ich mich in Börne's Jugend nach den ersten grünen Keimen jener zarteren Blüthen seiner Schriften um, die uns in ihm den Mann von Herz und von so viel versteckter gebundener Poesie verrathen. Wie hat ihn nicht Jean Paul so tief ergriffen! Wie gemüthlich hat er nicht grade dessen idyllische Elemente, seine zarte bürgerliche Beschränktheit mit ihren poetischen kleinen Freuden und großen Entsagungen in sich aufgenommen! Wie rührend schildert er den ersten Frühlingseindruck, den Lamennais' Worte eines Gläubigen grade auf sein krankes, der ersten Genesungswonne entgegenschlagendes Herz hervor-

brachten! Nun, wo ist in der frankfurter Judengasse der grüne Fleck, an den er sich bei solchen Stimmungen erinnert fühlen konnte? Wo ist überhaupt in seiner frühsten Jugendzeit etwas gemüthlich, poetisch und idyllisch ihn Anregendes, ein Element, für welches er sich doch später so empfänglich zeigte? So tragen wir doch Alle eine Erinnerung in uns von jugendlicher Pfingstwonne und Weihnachtsfreude, von den ersten Bescheerungen, die uns gute Eltern auf den grünen Teppich unsrer Kindheit legten, von unsern ersten Träumen auf dem Rasen unsrer Spielplätze: — Börnen, dem Judenknaben, wurde wenig davon geschenkt und doch lag es in ihm, die Sehnsucht darnach fühlte er schon im väterlichen Hause und darum, weil er so wenig davon gehabt hatte, rührte ihn so sehr die Welt Jean Pauls. Schaal und alltäglich waren seine Jugendeindrücke, die Eltern kalt, jeder grüne Fleck verpönt, um ihn her nur niedrige Bestrebungen nach zeitlichem Gewinn, Furcht, die kriechenden Laster, die die Unterdrückung erzeugt, wenig oder gar keine bedeutenden Einschnitte merkwürdiger Erlebnisse, keine Zerstreuung und Anregung des muntern Knabensinnes in der Schule oder im Umgang mit Spielgenossen — Alles das zusammengenommen ist der beste Schlüssel, um das Räthsel des in trüber Gleichgültigkeit hindämmernden Knaben Börne zu lösen. Es zitterte die Ahnung eines bunteren, blüthenreicheren Jugendlebens in ihm, als es ihm zu Theil ward. Er war unglücklich, ohne es zu wissen.

Die erste maaslos freudige Aufregung, die Börne empfand, war in der That auch die, als er das väterliche Haus verlassen durfte und plötzlich in einen ganz neuen Lebenskreis versetzt wurde. Als er nämlich sein 14tes Jahr erreicht

hatte (1800), verlautete von einer Erziehungsanstalt, die in Gießen vom Professor Hetzel errichtet, in ihrer Art Ausgezeichnetes leisten sollte. Wenigstens hatte der Vorsteher des Instituts, der bekannte Orientalist Hetzel, ein Programm erscheinen lassen, worin er seine Schöpfung etwas marktschreierisch als die Pforte zum Tempel alles Wissens dargestellt hatte. Hetzel war als Gelehrter anerkannt, als Mensch ließ er sich durch die Folgen eines unordentlichen Haushalts zur Deckung der ihn fortwährend quälenden Verlegenheiten von Projektenmacherei hinreißen. Sein Institut stand, als er es schon in seiner Blüthe ankündigte, erst noch auf dem Papiere. Der Hauslehrer, der hievon nichts wußte, bestärkte den Vater, seinen zum Studium bestimmten Sohn in diese Pension zu geben; hier würde er eine hinlängliche Vorbereitung zur Universität finden und zu gleicher Zeit vor den Gefahren sicher sein, denen die Großeltern in Bonn ihren Enkel nicht ausgesetzt wissen wollten. Ein Hauptgrund, warum sich Herr Baruch entschloß, auf diesen Vorschlag einzugehen, war auch in der That der, daß sich mit Hülfe einer in Gießen lebenden entfernten Verwandtschaft Vorkehrungen treffen ließen, daß der Knabe nicht nöthig hatte, mit seinen christlichen Mitpensionairen zu essen, ja sogar Gelegenheit fand, bei einem dortigen Unterrabbiner die religiösen Studien fortzusetzen. Er sollte bei jenem Verwandten zu Tisch gehen und dieser Geistliche sollte ihn die Woche einigemal zum Religionsunterrichte besuchen. Der Knabe war glücklich, endlich in neue und freiere Beziehungen zu kommen. Denn auch sein Verhältniß zum Vater fing schon an, auf den Grund abweichender Ansichten, manche Störung zu erleiden. Herr Baruch wollte die Grundsätze nicht billigen, die sich sein Sohn aus dem all=

mäligen Verständniß der französischen Revolution entnommen hatte. Er äußerte schon damals oft, daß die hergebrachte Ordnung der Dinge in der Natur begründet wäre, daß, so wie es Kinder und Eltern gäbe, es eben so auch Herr und Diener, König und Unterthan geben müsse und ähnliche Gemeinplätze mehr, deren öftere Wiederholung dem Vater für die drohende gefährliche Ideenrichtung seines Sohnes sehr nothwendig schien. Doch waren dergleichen Befürchtungen noch nicht ernsterer Natur.

Gießen ist von Frankfurt eine Tagereise entfernt. Der Weg führt durch die fruchtbaren Thäler und anmuthigen Berge der Wetterau. Sachs, der Hauslehrer, begleitete den vierzehnjährigen Knaben, der glücklich war, eine so heitere Veränderung seines bisherigen Lebens zu erfahren. Auf dem Postwagen gestand eine junge Dame aus der Umgegend, daß sie zuweilen an einem Liebhabertheater mitspiele, was dem Knaben Veranlassung gab, über diesen Beruf mit ihr recht heiter zu scherzen. Börne besuchte im Hause seiner Eltern regelmäßig alle vier Wochen das Frankfurter Theater, dessen Mitgliedern er in spätern Jahren durch seine Kritiken so furchtbar werden sollte. In Gießen stiegen sie im Gasthof zum Einhorn ab.

Gleich beim ersten Besuche im Hause des Professors Hetzel wurde dem Erzieher klar, daß die Anstalt des Mannes bis jetzt noch eine Phantasie war. Sie existirte nur in seinem Prospectus. Durch die pomphafte Ankündigung hatte Professor Hetzel bezweckt, erst zu schaffen, was er als schon vorhanden so gepriesen hatte. Das Ganze war ein Experiment, auf den Erfolg berechnet. Indessen wußte sich Professor Hetzel zu helfen. Er wies nach, daß bis da und dorthin dieser

Schüler, jener Lehrer eintreffen müsse, wenn auch vorläufig Börne erst der zweite Pensionair der Anstalt wäre. Namen geachteter Schulmänner wurden genannt, die den Unterricht leiten würden, ja es dauerte auch nicht lange, so war in der That die kleine Erziehungs=Maschine in Bewegung gesetzt. Vorläufig wurde der Knabe sogleich als Student bei der Universität immatriculirt. Der Lehrer fand dies auffallend; aber Professor Hetzel hatte seine Gründe, dies für besser auszugeben. Wir kennen sie nicht.

Ein Examen, welches der Orientalist mit dem blutjungen Akademiker anstellte, zwang ihm vor den hebräischen Kenntnissen desselben viel Hochachtung ab. Der junge Börne übersetzte die Psalmen mit einer Geläufigkeit, daß sich Professor Hetzel die Angabe der Methode erbat, nach der ein so junger Mensch schon eine solche Sprachfertigkeit erlernen konnte. Es war eine Art hamilton'scher Methode, nach der Börne unterrichtet gewesen war. Es scheint aber doch, als wenn diese Kenntniß erst durch späteres gründliches Studium der Grammatik hätte müssen befestigt werden; denn Börne vergaß in spätern Jahren in dem Grade sein Hebräisch, daß er nicht die kleinste Stelle des Alten Testaments im Urtexte mehr verstehen konnte. Er begriff oft nicht, wie Heine sich in seinen Schriften als einen so geläufigen Hebräer bewähren und noch immer auf so viel jüdische Ausdrucksweisen anspielen konnte. Er hatte in seinen spätern Jahren Alles vergessen, selbst jüdische Gebräuche, die er sich als ihm ganz neu mußte wiedererzählen lassen und deren oft recht sinnige Bedeutung ihn wohl ansprach.

Die Lebensweise im Hause Hetzels war Börnen wohlthuend. Einen so freien behaglichen Genuß des Daseins, wie er hier

traf, hatte er sich in dem Zwang seiner häuslichen Verhältnisse nie möglich gedacht. Da gab es Besuche, feine Manieren, heitere Unterhaltung, Abendgesellschaften, gesellige Spiele. Gleich die erste Soirée, die Hetzel, ein Lebemann, veranstaltete, regte seine Phantasie wunderbar an. Von dem Essen bei seinem jüdischen Anverwandten war keine Rede mehr. Der Unterrabbiner erhielt seine Bezahlung, ohne daß er das Hetzel'sche Haus je betrat. Die Lehrer Dr. Schapper, Keppel und Andre waren unterrichtete Männer, bei welchen er sich freute, seinen Geist gründlich vervollkommnen zu können. Er schrieb nach Frankfurt die heitersten und wirklich lesenswerthe, gutgesetzte Briefe, die ein untrüglicher Gradmesser seiner zunehmenden geistigen Bildung waren.

Je mehr nun Börne dem Jünglingsalter entgegenreifte, desto mehr veränderte sich seine Stellung zur Welt, seine Auffassung der Menschen, sein Urtheil über nahe oder entfernt Liegendes. An die Ordnung seiner neuen Lage sich bald gewöhnend, gewann er auch über sie bald ein reiferes Urtheil und verhehlte sich und den Seinigen nicht die Mängel derselben. Bei seinen jährlichen Besuchen in Frankfurt sprach er sich offen über den Gang des Unterrichts in Gießen aus und sagte z. B. einmal von dem Geschichtsunterricht, den er empfing, mit einer Wendung, die dem spätern Schriftsteller schon anzugehören scheint: „Der Vortrag des Mannes hat den Kopf eines Riesen und die Hand eines Zwergen." Er meinte damit das Unebenmäßige seines Aufrisses, indem er Unwichtiges gründlicher behandelte, als das Wichtigere. Sein Lehrer Schapper, der ihn einmal nach Frankfurt begleitete, wollte in ihm nicht viel erkannt haben. Er äußerte: Er hat zwar Anlage zum schriftlichen Ausdruck, sonst aber wenig Kopf.

Börne's Erzieher war durch dessen Briefe jedoch schon mit dem Unterrichtsgang in Gießen bekannt genug, um darauf mit Feuer erwiedern zu können, daß daran lediglich die trockne, höchst langweilige, grammatikalische Methode des Mannes schuld sei. Schwerer zu beseitigen war der Einwand, daß der junge Akademiker nicht besonders fleißig wäre. Wie diese Urtheile nun aber auch immer ausfielen, (ungerecht wenigstens auch in so fern, als Börne's schwächliche Gesundheit dabei nicht berücksichtigt wurde) darüber blieb man einig, daß man dem jungen Mann eine gewisse Originalität, etwas Apartes in seiner Art unbedingt zuerkennen müsse.

Inzwischen wurde Professor Hetzel durch seine häuslichen Verhältnisse veranlaßt, einen Ruf nach Dorpat anzunehmen, wo er sich eines bedeutenderen Einkommens zu erfreuen hatte. Seine Anstalt überließ er dem Statistiker Crome, einem Gelehrten, der noch in späterer Zeit sich Börnen mannigfach gefällig bewies. Hetzel und seine Familie ließen in dem Stammbuche des Zöglings freundliche Erinnerungszeilen zurück. Wenn man überhaupt den Versicherungen der Stammbücher trauen dürfte, so hätte Börne damals in einem trauten Kreise älterer und jüngerer Bekanntschaften gelebt; wenigstens finden sich eine Menge von Schwüren und Freundschaften verzeichnet, die noch über dem Grabe fortdauern sollten. Bei einigen Namen hat Börne später das Zeichen des Kreuzes gemacht. Sie waren nach Jahr und Tag gestorben.

Jetzt war es Zeit, daß Börne, oder wie er damals hieß, Louis Baruch, bisher nur dem Namen nach Student, es wirklich wurde. Auf Gießen, als eine Gelegenheit, gründlich Medizin zu studiren, setzte man in Frankfurt kein Vertrauen. Bei jeder andern Universität war aber dem Vater die Selbst-

ständigkeit seines noch so jungen Sohnes peinlich. Da kam man auf einen Mittelweg. Man scheute die außerordentlichen Kosten nicht, um den angehenden Mediziner einem Manne anzuvertrauen, der in der gelehrten und praktischen Welt einen berühmten Namen hatte, in der Gesellschaft eine ausgezeichnete Stellung einnahm und durch seinen jüdischen Ursprung den Sympathieen der Familie Baruch näher stand, als irgend ein Anderer — Marcus Herz in Berlin. Man wußte, daß Herz außer der rastlosen Thätigkeit, der sich dieser Arzt in Berlin widmete, sich auch noch die Last auflud, in sein Haus junge Leute aufzunehmen, die unter seiner Leitung in Berlin, welches damals noch keine Universität, sondern nur Kliniken berühmter Aerzte hatte, ihren medizinischen Kursus begannen. Herz war Arzt am jüdischen Krankenhause und hielt Vorlesungen, die für ein größeres Publikum berechnet waren. Die Besorgniß, den jungen Börne an einen sittlich so verrufenen Ort, wofür besonders damals Berlin galt, zu schicken, wurde durch die Beruhigung gemildert, daß er doch in dem Hause seines Lehrers dann noch immer unter einer Art Aufsicht stehen würde. Diese Pension kostete 100 Louisd'ors.

Auf Louis Baruch wirkte die Aussicht, nach Berlin zu kommen, ungemein erfreulich. Für ihn war damals Berlin, was dem Franzosen der Provinz Paris. Berlin war damals noch die Hauptstadt des unüberwindlich scheinenden Preußens, welches sich die Miene geben durfte, zu der anschwellenden Lawine der Napoleonischen Herrschaft zu sagen: Bis hieher und nicht weiter! Berlin war der Sitz der feinsten Sitte, der Haupttummelplatz der bedeutenderen Geister der Nation; Fichte, Schleiermacher, die Schlegel, Johannes von Müller wirkten von dort aus. Man braucht nur die Briefe der

Rahel zu lesen, um sich recht lebhaft in die frivol-geniale Geselligkeit jener Kreise hineinzudenken, in welchen namentlich die Sprößlinge reicher jüdischer Familien eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Und vor allen glänzte grade die Frau Marcus Herzens als ein Phänomen erster Größe. Das Haus dieser Dame, deren Ehegemahl ihr an Jahren weit voraus war*), galt für das Stelldichein aller bedeutenden Köpfe Berlins; für den Pensionär eröffnete sich eine glänzend heitre Aussicht. Börne hat auch in spätern Jahren nie aufgehört, von Berlin einzugestehen, daß er es wohl leiden möge. Selbst zuletzt, als das öffentliche Gespräch in Berlin sich nicht mehr um die Fragen der Politik und Literatur drehte, sondern wie er selbst sagt, um die Tänzerinnen der Oper und die Prinzen des Königlichen Hauses, machte er sich anheischig, vier Wochen in Berlin mit der größten Befriedigung auszudauern. Dazu kam, daß Börne sogar von den Heiligthümern Preußens Eines verehrte, wie keines vom gleichen Range, nämlich Friedrich den Großen. Noch später, als er schon die Pariser Briefe geschrieben hatte, hörte er im Gespräche nicht auf, von den klaren blauen Augen dieses Berliner Friedrichs zu reden, von seiner Enthaltsamkeit, Mäßigung, von seinem Esprit, von seiner Achtung vor berühmten Männern und dem Ehrgeize, mit ihnen umzugehen. Friedrich der Große und Heinrich IV. von Frankreich waren die einzigen Könige, von denen Börne mit gemüthlicher Theilnahme sprach.

Von den medizinischen Studien scheint indessen in Berlin nicht viel geworden zu sein. Marcus Herz war mit seiner

*) Börne bewunderte später oft, wie trefflich sich hier eine junge Frau in das Wesen eines älteren Mannes zu schicken wußte.

Praxis übermäßig beschäftigt. Die Beziehungen des Hauses, die häufigen Gesellschaften schufen Zerstreuungen, welche den Studien nicht günstig sein konnten. Es ist unzweifelhaft, daß Börne die Zeit seines Berliner Aufenthaltes weit mehr zur Cultur seines innern und äußern Menschen, als zur Erlernung der Arzneikunde verwandte. Er wird viel gelesen, viel aus der bewegten Geschichte der damaligen Zeit in sich aufgenommen haben. Daß sich die Wärme seines Herzens regte und zartere geschlechtliche Neigungen ausbrütete, ist ohne Zweifel anzunehmen, wenn man auch darin übertreibt, daß man ihm hoffnungslose Liebe zu der geistvollen und schönen Herrin des Hauses, in dem er gastlich lebte, zuschreibt. Er hatte zu Madame Herz die Neigung eines jungen Mannes, dessen erste herzinnigeren Regungen kein glücklicheres Schicksal haben können, als wenn sie sich einem uns entfernt und unerreichbar stehenden weiblichen Wesen von höherem Werthe anschließen. Als Börne nach dem plötzlichen Tode Marcus Herzens das Haus verließ, hörte er nicht auf, mit der von ihm hochverehrten Frau desselben in brieflicher, (wenn auch oft gestörter und unterbrochner, doch nach einigem Verlauf immer wieder aufgenommener) Verbindung zu bleiben. Es ist unendlich zu beklagen, daß die noch lebende würdige Matrone ihre Correspondenz mit Börne den Flammen übergeben hat. Einige indiscrete Veröffentlichungen von Privatverhältnissen, die grade aus Berlin in neuester Zeit gekommen sind, hatten ihr einen solchen Widerwillen gegen das Herausgeben von vertraulichen Briefen eingeflößt, daß sie noch bei ihren Lebzeiten glaubte, ihren gewiß sehr reichen Schatz von schriftlichen Beziehungen zu berühmten Männern und Frauen zerstören zu müssen.

Man kann die Gründe dieses Schrittes ehren, muß aber doch gestehen, daß viel Entschlossenheit dazu gehört, ihn auszuführen.

Madame Herz war es selbst, die den Eltern Börnes vorschlug, ihren Sohn nach Halle zu schicken und ihn dort der Aufsicht des Reil'schen Hauses anzuempfehlen. Reil, der geistreiche Begründer einer neuen Fieberlehre, war ein Name, dessen Berühmtheit den Wünschen der Eltern vollkommen genug that. 1804 ging Louis Baruch von Berlin nach Halle. Er hatte jetzt den festen Vorsatz, die medizinischen Studien mit Eifer zu erfassen.

Der achtzehnjährige Student bezog das Reil'sche Haus selbst. Freundlichst aufgenommen, fand er hier einen andern Ton, wenigstens eine andre Atmosphäre, als die in Berlin genossene war. Die Geselligkeit war eben so lebendig, aber mehr nach Innen zugekehrt, mehr auf die allerdings nicht schroff gezogenen Gränzen der Familie sich beschränkend. Liebenswürdige Töchter gaben dem Hauswesen ein freundliches, der Phantasie wohlthuendes Relief. Reil selbst, sein sanfter seelenvoller Blick, sein anregender Umgang, seine geistvollen, über das Gebiet der Medizin weit hinausgehenden Bemerkungen konnten nie genug von Börne gepriesen werden. Reil's Vortrag war so gebildet-allumfassend, daß man seine Einleitung in die Zweige der Arzneiwissenschaft eben so gut für eine Einleitung in einen Vortrag über Politik, Moral oder Aesthetik hätte halten können. Es ist auch nicht zu verkennen, daß die philosophischen Ansichten Reil's, sein halber Brownianismus sowohl, wie seine allgemeinen Begründungen der Lehre vom Menschen sich für Börne in Denkfaktoren verwandelten, mit denen er sich auch später die meisten

Begriffe regelrecht gestaltet hat. Seine ersten schriftstellerischen Versuche, die sich im Gebiet der theoretischen Politik und besonders der Cameralistik bewegten, sind ganz auf Reil'sche Prinzipien begründet. Börne besuchte gleich anfangs sehr fleißig seine Vorträge über Anatomie und stand um vier Uhr des Morgens auf, um sich auf die Clinik vorzubereiten.

Ueber das gesellige und wissenschaftliche Leben des damaligen Halle hat sich Börne in dem Aufsatze: „Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens" selbst sehr warm und erinnerungsfroh ausgesprochen. Es ist dies einer der wenigen Aufsätze, in welchem er uns selbst Materialien zu seiner Biographie darbietet. Bei F. A. Wolf hörte er wahrscheinlich über die griechischen Lyriker und Homer, von Schleiermacher sagt er, er hätte die Theologie so vorgetragen, wie sie Sokrates gelehrt haben würde, wäre er Christ gewesen. Von Reil rühmt er die stete Jugendfrische, die sogar aus der Besorgniß zu veralten entstanden wäre. Reil hätte absichtlich nach dem Umgang mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern verlangt, um nicht die Jugend des Geistes zu verlieren. An Horkel rühmt er sein emsiges Studium und seine Bescheidenheit, ganz besonders aber theilt er den Enthusiasmus, den damals Steffens für Naturphilosophie und was damit zusammenhing, in der akademischen Jugend zu entzünden wußte. Zwölfhundert Studenten waren damals in Halle beisammen, recht als sollte diese Universität ihren schönsten Triumph kurz vor ihrem Falle, (den später Napoleon beschlossen hatte) feiern. „Sitten, Sprache, Kleidung, sagt Börne von den damaligen Studenten, alles war an ihnen ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme mit rothen, weißen, grünen oder schwarzen

Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich angeschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern und von unten deutschen Postillonen." Börne war später einsichtsvoll genug, die Nachtheile zu durchschauen, welche unserer politischen und gesellschaftlichen Bildung aus den Eigenthümlichkeiten des deutschen Studenten-Lebens erwachsen sind; aber an seine Studienzeit in Halle dachte er gern zurück.

Von Halle aus wurden kleine Ausflüge in die nähere und entfernte Umgegend gemacht. Schon in den ersten Ferien besuchte er mit einem akademischen Freunde, Namens Grossing, das sächsische Erzgebirge und befuhr einige der bekanntesten Stollen desselben. Von Jena aus schrieb er den 30. März 1804 folgenden, bisher ungedruckten Brief: „Ich komme so eben von einer Wanderung zurück, die ich durch die Stadt gemacht habe. So weit ich gekommen bin, haben die Straßen eine gar klägliche Physionomie, oder vielmehr gar keine. Die Häuser stehen alle so jämmerlich da, wie Dintenklekse, einem zum Aerger und Verdruß. Es herrscht eine langweilige Stille umher und das bischen Geräusch dient nur dazu, sie noch zu vermehren. Kein freundliches Gesicht ist mir aufgestiegen, und kein einziger Conditor taugt was. Vor und nahe bei der Stadt liegen Berge, die ragen hoch empor. Ich kann sie aus meinem Fenster sehen. Wie ich sie so ansah, kam es mir vor, als schauten sie spottend hinab in die finstern dumpfen Löcher, und redeten die Menschen an, und sprächen: O, Ihr dummen Thiere, was sperrt Ihr euch ein da unten in eure finstern Hütten und raubet euch die Luft einander, kommt herauf; seht wir reichen euch gerne unsern Rücken, kommt und lagert euch näher den Sternen! Wohl, Ihr Berge, hört mancher euere stummen Töne, doch keinen locken

sie hinauf. Doch wenn Ihr Gold bergtet in eurem Schoose, dann würden sie kommen; und schaarenweise strömen und graben in eure Eingeweide, ach, zerwühlend sich selbst.“ Des Winters wurden Ausflüge nach Dessau und Leipzig, oft zu Schlitten und im Maskenaufzug unternommen. Besäßen wir von Börne über sein Leben Geständnisse, so würde gewiß in diese Periode die Schilderung eines immer klarer werdenden Seelenlebens fallen. Börne wird damals die ersten Blicke in seine Zeit geworfen, die ersten Verständigungen über Menschen und Bildungsrichtungen, über Systeme und Bücher in sich erfahren haben. Die große Gährung der Geister, welche gerade in jene politisch für Deutschland so unglückliche Zeit fiel, kann an ihm nicht spurlos vorübergegangen sein, wenn ihn auch seine angeborne Verständigkeit, seine satyrische Laune und die besondern Einflüsse seiner Nationalität vor jener flammenden Ueberhitzung bewahrten, die damals oft die besten Köpfe mehr versengte, als erleuchtete. Den lebhaften Debatten, womit die jungen Studenten oft glaubten die Speisen der Reil'schen Tafel würzen zu müssen, (Reil war sehr gastfrei) hörte er mit ruhiger Enthaltung zu, gab aber zuweilen so treffende Zwischenbemerkungen, daß man auf den kleinen, zusammengedrückten, schweigsamen jungen Mann um so mehr aufmerksam wurde, als man ihn von Reil mit einer gewissen sorgsamen Theilnahme behandelt sahe.*)

---

*) Wahrscheinlich rührt aus dieser Zeit folgendes, in Börnes Nachlaß befindlich gewesene ungedruckte Fragment über Erziehung her: „Ich kenne nichts heiligeres, als das Geschäft eines Erziehers, und nichts erbärmlicheres, als die Art, wie es die meisten treiben. Wie es alle treiben, will ich sagen, und es kann nicht anders sein. Denn da alles Handeln Objectivirung der Idee ist, so ist jede Handlung ein seelenloser Leib, der keine Idee als Vorbild beiwohnet. Der Begriff, den man gewöhnlich von der Pädagogik aufstellt, ist ein solcher, der seiner selbst spottet. Wenn die Idee, die wir von

So vergingen beinahe drei Jahre in heiterer Geselligkeit und gewissenhaften wenn auch nicht übermäßigen Studien. Da kam die Umwälzung der Zeit dem preußischen Staate immer näher und eins der ersten Opfer, das fallen mußte, war der Hallische Musensitz in seiner augenblicklichen Verfassung. Der Lärm der Waffen verscheuchte die Eule Minervens. Wer ein leichtes Gepäck hatte, wartete das fernere Geschick der Universität nicht ab.*) Auch Börne nahm von dem ihm so lieb gewordenen Tummelplatz seiner ersten im volleren Jünglingsbewußtsein verlebten Jahre Abschied und wandte sich nach der Universität Heidelberg, die sein Vater weit lieber mit Gießen vertauscht gesehen hätte. Auf dem Wege von den Ufern der Saale an die reizenderen des Neckar müssen sich in Börne's Innern eigne Gedankenreihen entsponnen haben. Es reifte in ihm der Entschluß, sich von der Medicin

---

der Erziehungskunst geben wollen, die wahre ist, dann wird von selbst aus ihr folgen, daß jede Erziehung undenkbar sei, wenn nicht eine Nationale. Dem die Offenbarung des lebendigen Ineinandergreifens aller Dinge und der ewigen Harmonie zu Theil geworden ist, für den hat nicht jede Untersuchung ihren eignen Standpunkt, von dem sie ausgehen muß. Dem ist nur einer gegeben, an den er alles anreiht, der des Absoluten und der innern Anschauung. — Handeln heißt schaffen, erziehen heißt zum Handeln bestimmen. — Es ist die lächerlichste aller Lächerlichkeiten, zu behaupten, die Ideen seien angeboren, weil man dadurch zu erkennen gibt, daß man wohl anders denken könne. Auch ist Handeln nicht Zweck des Erkennens, das Erkennen ist Zweck der Handlung. — Wenn die Zweckmäßigkeit einer Handlung den Maaßstab ihres Werthes abgibt, so ist dieses nicht so zu verstehen, als wenn die Güte der Handlung der Güte des Zweckes parallel ginge, sondern wir nennen eine Handlung zweckmäßig, die ihren Zweck wirklich erreicht, oder so beschaffen ist, wie sie sein muß, um ihren Zweck zu erreichen; welches auch schon im Worte liegt. Daher müssen wir auch in unserm Urtheil über die heutige Pädagogik uns nicht bestimmen lassen von der Vortrefflichkeit ihrer Prinzipien, sondern von der Art wie diesen Prinzipien gemäß gehandelt wird — die Menschen können irren, der Mensch irrt nie."

*) Erst 1813 hob sie Napoleon auf, da er den auch von den Universitäten drohenden jungdeutschen Geist bei Bautzen und Groß-Görschen zu fürchten gelernt hatte.

loszusagen. Was ihn hiezu bestimmt haben mochte, ist zu enträthseln nicht schwer. Er hatte den medizinischen Beruf ohne Wahl ergriffen, er war der einzige, der ihm bei seinem Glaubensbekenntnisse in spätern Jahren eine seinen Studien angemessene bürgerliche Stellung möglich machte. Diese Rücksicht hatte sich aber verändert. Die freie Reichsstadt Frankfurt hatte sich in ihren alten Spinnweben von Gesetzen und Vorurtheilen müssen lüften und ausfegen lassen; die Resultate der französischen Revolutoin hatten Kastengeist und Privilegienunbill aus den Thoren vertrieben. Frankfurt hatte mit seiner Selbstständigkeit auch das Recht der Tyrannei gegen die Juden verloren. Diese erhielten vom Fürsten Primas, dem Großherzoge von Frankfurt — (eine eigne Art von Emanzipation) — für eine sehr bedeutende Summe das Recht sich frei zu kaufen. Somit eröffnete sich den studirten Söhnen der Juden die Aussicht einer andern als nur medizinischen Wirksamkeit. Börne dachte sogleich an Jurisprudenz, ging aber auch von dieser, da der Beruf eines Advokaten ihn nicht reizen mochte, allmälig ab zur Cameralistik, die ihm eine Anstellung im Regierungsorganismus erwerben durfte.

Zu diesen Erwägungen mochte die Selbsterkenntniß kommen, daß ein Arzt zu sein von einer ganz andern Vorliebe für diesen Stand bedingt werden müsse, als sie Börne besaß. So sehr seinen höhern Erkenntnißsinn die aus der Philosophie und allgemeinen Naturkunde hergeleiteten Heischesätze der medizinischen Propädeutik ansprechen mußten, so wenig fühlte er sich in der Medizin heimisch, wenn er den Vorhof verließ und das innere Heiligthum jener Kunst selbst betrat. Seine zarten Nerven gewöhnten sich schwer an den Anblick

von Leidenden, ja ein gewisses Vorgefühl mochte ihm wohl sagen, daß er in seinem künftigen Leben die Bestimmung hätte, sich zur Medizin mehr als Patient, denn als Arzt zu verhalten. Wenn man seinem spätern Mißtrauen gegen die Arzneiwissenschaft, das er oft genug aussprach, folgen darf, so fühlte er sich auch durch die Unsicherheit ihrer Prinzipien bei seinem ernsten, wahrheitsuchenden Sinne nicht befriedigt. Er besaß nicht den Muth, mit der leidenden Menschheit Experimente zu machen. Das mochte ihm vollends den Ausschlag geben, sich von einer Wissenschaft zu trennen, deren praktische Ausübung ihm keine Zukunft mehr vorspiegelte, die ihm erwünscht und willkommen gewesen wäre.

Man kann sich denken, wie misliebig der Vater diese Erklärung seines Sohnes aufnahm. Die außerordentlichen Summen, die er bisher für die Ausbildung des künftigen Arztes aufgewandt hatte, die drei Jahre eines wie er gehofft hatte, gründlichen und gewissenhaften Studiums sah er für unersetzlich verloren an. Und dennoch überraschte ihn die plötzliche von den Zeitläuften geschenkte Möglichkeit, seinen Sohn sich in einer officiellen Laufbahn bewegen zu sehen, selbst so sehr, daß er sich dem veränderten Entschlusse nicht gerade widersetzte, wenn er ihn auch nicht vollkommen billigte. Dabei hatte er noch immer nicht den Muth seinen Sohn sich selbst zu überlassen. Er beauftragte wieder den Professor Martin, ihm in Heidelberg einige, sein Betragen regelnde Aufmerksamkeit zu schenken. Börne fühlte sich durch dies ewige Bevormunden unangenehm berührt. Es war ihm unerträglich, daß, wenn er die übrigen Student in freier Selbstständigkeit sich tummeln sahe, man bei ihm immer die Drathfäden der väterlichen Wachsamkeit bemerken mußte. Er lebte aller-

dings in Heidelberg ausschreitender, als bisher. Man sah ihn öfter im Mannheimer Theater als im Collegio. Er schloß, sich großen Parthieen in die herrlichen Umgegenden Heidelbergs an, schaukelte sich lieber auf den Wellen des Neckar, den er zu befahren liebte, als auf den Titeln der Pandekten; auch kostete dies mehr Geld, als ihm von Hause bewilligt war. Er machte Schulden, ein Schritt, der, wie er sich später noch manchmal scherzhaft äußerte, grade in Heidelberg nicht so unerhört war. Nun kam aber der Vater und schlug einen Lärm, als wäre sein Sohn der ungerathenste Verschwender und das unartigste Kind, das es vielleicht in ganz Heidelberg gäbe. Dieses Zurückdrängen in eine kindische Sphäre verletzte ihn bitter. Er schämte sich in die Seele seines Vaters, daß Der so wenig vom Universitätswesen verstände und die soliden Grundsätze seines Frankfurter Handelsverkehrs auf ein durchaus freies und von vornherein bürgerlich unzurechnungsfähiges Leben übertrug. Er sagte später noch oft mit Beschämung: Was werden die Professoren über dies philisterhafte Verfahren meines Vaters gelacht haben! Herr Baruch hatte in der That von den Schulden seines Sohnes in Heidelberg ein Aufsehen gemacht, als handelte es sich um eine Falliterklärung an der Frankfurter Börse.

Unter Börne's Papieren fand sich folgender Brief an seinen Erzieher Sachs, der inzwischen ein Institut gegründet hatte:

„Heidelberg, den 16. Juli 1807.

Mein lieber Herr Sachs!

Sie erhalten hiermit einen Brief von Grossing. Er ist mir schon vor einigen Tagen zugekommen, und es wäre freilich artig gewesen ihn Ihnen gleich zu schicken, ... aber wie

haben Sie auch auf den Gedanken kommen können, dem Grossing eine solche Bedingung vorzuschreiben als die ist: wenn er einst aus Ihrem Dienste heraustrete, ohne Ihre Erlaubniß in Frankfurt keine Stunden zu geben? Ich glaube, Sie hätten ihm jährlich können tausend Thaler bieten, ohne Ihre Erlaubniß keine Kirschen zu essen, und er hätte sich nicht dazu verstanden, oder wäre unwürdig gewesen mein Freund zu sein. Mein Gott, welcher Mensch von Kraft und Geist wird sich denn seinen Willen binden lassen? Es hat mir gleich geahndet, daß die Negociation kein günstiges Ende nehmen würde, als ich in Ihrem Briefe die Worte las: „Ich werde Grossing noch heute Ordre geben abzureisen.“ Wahrscheinlich waren Sie besonnen genug, gegen ihn selbst diesen Ausdruck nicht zu gebrauchen, denn das wäre ihm begreiflicher Weise schon Ursache genug gewesen die Ordre nicht zu pariren. Es thut mir leid, daß nichts daraus wird..... Da dieser Brief keinen andern Zweck hat, als den ich erreicht zu haben meine, so nenne ich mich schließlich den Ihrigen

Louis Baruch.

Börne hätte so gern sein neues Studium der Cameralistik in Heidelberg zu Ende gebracht, aber der Vater, der ihn durchaus mehr in der Nähe und im Zwange haben wollte, drang darauf, daß er nach Gießen ging. Im Jahr 1808 sah Börne einen Ort wieder, der ihm die erste freundliche Aussicht in die Welt geboten hatte. Es war die Macht der Gewohnheit, daß er Gießen nicht sehen konnte, ohne zum Fleiß gemahnt zu werden. Mit dem Vorsatz, gründlich sein neues Ziel zu verfolgen, kam er diesmal hin, mit dem Bewußtsein, seinem sich selbst gegebenen Worte treu gewesen zu sein, verließ er es. Auch bot Gießen zu wenig Zerstreuung

bar, die ihn in seinem Eifer hätte erkalten lassen. Eine Parthie Piquet mit Herrn von Meseritz, dem jetzigen Verfasser der in unsern Zeitungen spukenden bekannten Tendenz-Berichte von der russischen Gränze, damaligem Lieutnant, war vielleicht Alles, was sich Börne erlaubte. Er verabredete mit dem durch gleiche Studien und das frühere Pensionatsverhältniß ihm doppelt nahe stehenden Professor Crome sein baldiges Gelangen zur philosophischen Doktorwürde. Er wurde noch in demselben Jahre, als er nach Gießen kam, den 8. August 1808, Doktor der Philosophie.

Vorher schrieb ihm Crome:

Carissime et honoratissime
Domine Doctorande!

Ihr Gesuch um die Ertheilung der philosophischen Doctorwürde habe ich mit meinem Bericht darüber, und mit Beischluß der beiden, von Ihnen eingereichten Abhandlungen, der philosophischen Facultät zum Votiren vorgelegt.

Dieselbe hat einmüthig beschlossen, daß Ihr Wunsch erfüllt werde, und Ihnen das ehrenvolle Diplom der philosophischen Doctor-Würde ertheilt werden solle, und zwar in Hinsicht der manigfaltigen schätzbaren Kenntnisse, die Sie in den obengenannten beiden Abhandlungen sowohl, als auch sonst bei mir und bei mehreren meiner Collegen, an den Tag gelegt haben, ohne weitere Examen und Disputation.

Doch habe ich dabei der philosophischen Fakultät versichert, daß einer oder der andre von Ihren Aufsätzen in unser Journal Germanien unter Ihrem Namen solle abgedruckt werden.

Hochachtend unterzeichne ich mich

Dr. Aug. Fried. Wilhelm Crome
Facultatis philosoph. Decanus.

Von den beiden in diesem Schreiben erwähnten Abhandlungen ist die eine, ein Jahr später, gedruckt worden *). Sie führt den Titel: Ueber die geometrische Vertheilung des Staatsgebiets, und ist höchst wahrscheinlich Bruchstück eines größern Werkes, welches Börne damals entworfen hatte und zum Theil auszuführen begann. Crome macht in seiner Zeitschrift dazu folgende verbindliche Anmerkung:

„Nachstehender Aufsatz wurde der hiesigen philosophischen Facultät, unter mehreren Probeschriften, von dem hier studirenden jungen Israeliten, Herrn Dr. Louis Baruch aus Frankfurt a. M., übergeben, wie derselbe auf der hiesigen Universität im vorigen Jahre die philosophische Doctor-Würde erhielt. Sie wurde gleich zum Druck bestimmt, da sie von den Talenten dieses jungen Mannes zeugt, der bei uns die Staats- und Cameral-Wissenschaften mit dem glücklichsten Erfolg studirte. Wir hoffen daher, das Publikum sowohl als der Herr Dr. Baruch selbst, werden den Abdruck dieser Schrift in unserm Journal mit Vergnügen bemerken, und letzterer unsere Zeitschrift noch mit mehreren Aufsätzen aus seiner geschickten Feder beschenken.

Dr. Crome.

Jenes umfassende Werk sollte, auch seinem Titel zufolge, über den Nutzen der Staatswissenschaften für die Beamtenwirksamkeit handeln. In den davon gedruckten Bruchstücken erstaunt man, auf eine Idee zu stoßen, die Börne's ganze spätre politische Wirksamkeit schon zusam-

*) Crome's Germanien. Band III. Jetzt auch in der Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 14.

menfaßt. Er spricht von der natürlichen Arrondirung der Staaten, kommt auf die damals grade tausend Jahr alte Trennung Deutschlands von Frankreich durch den Vertrag von Verdun, und behauptet, daß beide Länder in ihrer Vereinigung das Geschick der Welt entscheiden würden. Eine solche Idee war damals, als Napoleon Staaten schuf, wie zertrümmerte, keine Chimäre. Die Entwickelung des Gedankenganges, sogar der Styl, alles trägt in diesen Fragmenten schon das Gepräge des spätern Börne'schen Charakters. Er entwirft ein lebhaftes Bild von der Lage Preußens vor der Schlacht bei Jena. Er nennt es den Geist der Mittelmäßigkeit was damals regiert hätte; nur durch seine Gewöhnlichkeit hätte man sich in der preußischen Verwaltung poussiren können. Seine Definition des Staates als eines umfassenden Bandes für jede freie menschliche Thätigkeit entspricht vollkommen den später von ihm vertheidigten Ansichten. Doch ist seine Polemik noch harmlos, seine Satyre noch in der Freude über die originelle Art, wie sie im Styl heraustritt, befangen. Vom Adel redend, sagt er: „Die Deutschen werden regirt von Menschen, die es sich zur Ehre anrechnen, von Wegelagerern abzustammen." Er dringt darauf, daß „die Fürsten sich mit den Philosophen befreundeten," für welche harmlose Bundesgenossenschaft die spätre Aufregung das Wort: „Geist der Zeit," substituirte. Manche Bilder verrathen den noch nicht ganz vergessenen Mediziner. „Das Leben," sagt er, liegt nicht in den Nerven, nicht im Blut, nicht im Gehirn u. s. w., sondern in Allem liegt etwas davon." Ein andermal heißt es: „Wozu klagt man über die Unzulässigkeit der Heilmethoden und vergißt dabei, daß man so leben solle, der Aerzte gar nicht zu bedürfen!" Indessen verrathen diese

Aufsätze noch nirgends das Selbstbewußtsein und Interesse am Formellen eines werdenden Schriftstellers; der Stoff ist es, der allein in ihnen nach Klarheit ringt. Noch vor dem Erscheinen dieser Abhandlung brachte der vierte Band von Archenholz' Minerva (1808) einen Aufsatz von Börne: *Das Leben und die Wissenschaft.* *) Er ist freier und ursprünglicher geschrieben, als jene theoretische Abhandlung.

Als Börne nun wieder nach Frankfurt zurückkehrte, wurde er in seinen nächsten Umgebungen mit Aufmerksamkeit, in entfernteren nicht ohne Mißtrauen aufgenommen. Seine Unstätigkeit, sein planloses Studium, die Zwistigkeiten mit dem Vater hatten ihm einen Ruf gemacht als Wankelmüthiger und Unzuverlässiger. Die großartigeren Verhältnisse, in denen er bisher gelebt hatte, mochten ihm selbst die Anknüpfung an die zum Theil doch sehr kleinstädtischen Rücksichten Frankfurts wohl erschweren. So kam er früh mit Manchen, die sich nicht die Mühe gaben, ihn genauer zu prüfen, in ein schiefes Verhältniß. Aeußre Auszeichnungen, die er erhielt, (z. B. wurde er den 5. November 1809 correspondirendes Mitglied der cameralistisch = ökonomischen Societät in Erlangen) **) war er nicht der Mann herauszukehren; sich mit vermessener Selbstschätzung geltend zu machen, gelang ihm eben so wenig. Ob seine um das Jahr 1811 erfolgte Anstellung im Polizeifache die Frucht seiner *eignen* Bemühungen war, ist sehr zu bezweifeln. Der Vater, in der Weise

*) Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 1 flg.

**) In das Journal dieser Gesellschaft, *Harls Cameralcorrespondent*, 1809 December, ließ er eine Abhandlung *über das Geld* einrücken. (S. Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 22.) In seinem letzten Lebenssommer (1836) zu Auteuil bei Paris erinnerte sich Börne mit Lebhaftigkeit dieser frühern Abhandlung, konnte sich aber nicht mehr darauf besinnen, wo sie abgedruckt stand.

seiner Glaubensgenossen viel auf Verbindungen mit einflußreichen Männern haltend, wird wahrscheinlich die Haupttriebfeder dieser einstweiligen Versorgung seines Sohnes gewesen sein. Man nennt den damaligen Polizeidirector von Itzstein als den Vermittler der Anstellung des jungen Doctor Baruch.

Zu den humoristischen Widersprüchen, die uns die Geschichte in ihrer Lust an grellen Contrasten öfters aufzustellen pflegt, gehört auch der Frankfurter Polizei-Aktuarius Börne. Man gibt seiner Phantasie ein Räthsel zu lösen auf, wenn man sich den Verfasser der Briefe aus Paris in den finstern Aktenstuben des Frankfurter Amthauses, des Römers, denken soll, wie er Pässe visirt, Wanderbücher prüft, Protokolle aufnimmt und in Uniform und Degen bei feierlichen Anläßen die Würde der Polizei vertritt. Es wäre überdieß irrthümlich anzunehmen, daß Börne hier nur eine Rolle gespielt hätte, über welche seine Wünsche und Ansichten hinaus gewesen wären. Börne hatte damals nur theoretische Begriffe vom Wesen der Staatsverwaltung und beschränkte sich in seinen politischen Meinungen, wie alle seine Zeitgenossen damals, auf die Beurtheilung Napoleons — für und wider. Börne bewunderte ihn, ohne in ihm seinen Lieblingshelden zu sehen. Börne strebte damals kaum nach mehr, als dem Ruhm, in seiner Art ein tüchtiger Beamter zu sein. Er war einer der fleißigsten und unverdrossensten Arbeiter im Römer und zeichnete sich durch friedfertige Duldung seiner an Geist und Kenntnissen oft tief unter ihm stehenden Collegen und durch freundliche Zuvorkommenheit gegen die Bürger aus. Der Einsicht des nachmaligen Polizei-Directors von der Thann gereicht es zur Ehre, daß er Börnes Fähigkeiten zu würdigen wußte und ihm schwierigere Arbeiten fast ausschließ-

lich anvertraute, die dann nicht selten unter fremdem Namen gingen und Andern die Ehre brachten. Den Ruf der Unbestechlichkeit erwarb sich Börne bei vielen Gelegenheiten, wo ihm von streitenden Parteien, Grund- und Gerechtigkeitsbesitzern und ähnlichen Petitionären Anerbietungen zu Gewinntheilungen und dergleichen maskirten Unredlichkeiten gemacht wurden. Daß ihm das häufige Annehmen der wichtigthuenden Amtsmiene bei seinen Collegen zuwider war, bezeugt der Unwille, den er später oft genug über die Brutalität der Polizei aussprach. Doch legte er auch, wo sie nöthig wurde, Proben von Geistesgegenwart ab. Als baierische Soldaten, im Jahre 1813, bei ihrem Einrücken in Frankfurt, Plünderungsversuche machten, sah man ihn neben andern Polizeibeamten diesem Beginnen mit gezogenem Degen Einhalt thun. Es ist dies wohl derselbe Degen, den einst in spätern Jahren noch ein Freund bei ihm in der Ecke stehen sah. „Fürchten Sie sich nicht vor ihm," sagte Börne, „es klebt kein Blut daran." Und später von diesem Abentheuer einmal erzählend sagte er: „Wir standen an der Fahrthorbrücke, wo von drüben baierische Kugeln pfiffen und dazwischen ein abscheulicher Zugwind wehte. Ich fürchtete den letztern für eine Erkältung mehr, als die ersteren."

Die erste lokale Anerkennung seiner geistigen Gaben verschaffte sich Börne durch seine Vorträge in der jüdischen Maurerloge „zur aufgehenden Morgenröthe." In einem Gedenkbuch, welches diese Loge 1833 für Brüder herausgab, ist einer derselben mitgetheilt, den er im Jahre 1810 hielt.*) Friede und Liebe ist der Athem, der durch diese geistvolle

*) Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 57.

Arbeit weht. Mit ergreifender Wahrheit wird darin das Thema umschrieben: Woher kommt es, daß der Geist der Logen, die Humanität, das Verborgene aufsuchen muß, um an seiner Vollendung zu arbeiten? Wer erkannte hier nicht schon die Keime der künftigen Entwickelung Börne's, eben so wohl wie das Verhältniß, in welchem er sich zur Freimaurerei fühlte? So leidenschaftlich er früher für den Zweck derselben glühte, später erkaltete er. Das Particuläre störte ihn. Unter seinen Papieren befindet sich eine Zuschrift der Loge von Mannheim, die ihm unter dem 10. Januar 1810 für eine Abhandlung dankte, deren Gedankengange sie trotz der aufgewandten geistvollen Mittel des Verfassers doch nicht folgen könne. Er hatte darin gewissen Farbensymbolen eine Deutung gegeben, die der Mannheimer Loge nicht zureichend erschien. Diese Abhandlung müßte sich gewiß im Archiv der letzteren auffinden lassen. Aus Börnes spätrer Zeit verdient hier zuletzt noch angeführt zu werden, daß er einmal die Beschränktheit einer der christlichen Frankfurter Logen sehr witzig widerlegte. Als die Rede davon kam, daß die Loge Sokrates zur Standhaftigkeit keine Juden zuließ, sondern die Frage vorlegte: Bist du ein Christ? bemerkte Börne, daß in diesem Falle der eigne Schutzpatron der Loge, Sokrates, an der Pforte würde abgewiesen werden müssen.

Börne dachte damals noch immer nicht, obgleich er Manches anlegte,*) an zusammenhängende schriftstellerische Thätigkeit, wohl aber mochte ihn dazu öfters ein Reiz überschleichen, wenn er die Ergebnisse seiner sehr umfassenden Lek-

*) Unter seinen nachgelassenen Papieren befinden sich Manuscripte mit folgenden Ueberschriften: „Versuch über das Princip der Besteuerung"; „Staatswissenschaftliche Fragmente"; „Finanzwissenschaft"; „Ueber Ackerbau".

türe übersah und sich der Vorzüge seiner Lieblingsschriftsteller recht bewußt wurde. Diese waren damals Johannes von Müller und Voltaire. Bei Jenem zog ihn die gedrungene Taciteische Ausdrucksweise, der lapidare Charakter seines jetzt uns schon erzwungen und gekünstelt scheinenden Styls an; bei diesem die Grazie, die Voltaire über die Behandlung ernster Gegenstände zu hauchen wußte, sein Witz, sein freimüthiges, wenn unbestochenes Urtheil. Die ersten publizistischen Arbeiten, mit denen Börne auftrat, tragen unverkennbar das Gepräge eines sich an diesen beiden Mustern heranbildenden Studiums. Sie sind durch den Einfluß Johannes von Müllers nicht selten schroff und sogar unklar. Dr. Stifel, damals Redakteur des Frankfurter Journals, würde wohl im Stande sein, die seit dem Aufstand gegen Napoleon in jener Zeitung von Börne herrührenden anonymen kleinen Artikel näher zu bezeichnen. Sie tragen ganz den Stempel der fiebernden Zeitaufregung, sind von einer lebendigen Vaterlandsliebe eingegeben, sprühen einen tödtlichen Haß gegen Frankreich und Napoleon aus und würden eine größere Wirksamkeit gehabt haben, wenn sie jenen rhetorischen Abandon besessen hätten, durch welchen Görres im rheinischen Mercur so große Wunder that. Einer dieser Aufsätze „Was wir wollen" steht in dem oftерwähnten fünften Bande S. 67. Die Anschauungen sind markig, die Ausdrücke gewichtvoll. Er wendet sich an die „männernden Jünglinge," an die Bürger, an die Frauen. Er schildert die einzige würdige Benutzung der errungenen Siege. Einen andern Aufsatz: „Nachtgedanken" überschrieben, im Frankfurter Journal aufzufinden, war bisher noch unmöglich. Er erwähnt ihn 1814 in folgenden an Dr. Stifel gerichteten Zeilen: „Machen Sie, daß meine Nacht-

gedanken (das eingeschlossen was ich jetzt mitschicke) in die Zeitung kommen. Sie passen sich hinter die Constitution. Wenn man gegen die Dummheiten schreibt, die noch nicht existiren, so ist's Papier niemals verloren. Die Dummheiten kommen sicher hinten nach. — Ich lege es Ihnen ans Herz, sie morgen zusammen erscheinen zu lassen. Wenn Sie wieder so viele Commerz-Annoncen wie heute haben, könnten Sie billigerweise eine Beilage machen. — Was ich über die Constitution schreiben will, wird mich wenigstens 14 Tage beschäftigen. Ich muß schlechterdings meine Ideen (sie incommodiren mich und summen mir wie Mücken im Kopfe herum) über das Verhältniß des Reichs-Oberhauptes zu den freien Städten, und über die Juden, bei dieser Gelegenheit weitläufiger auseinander setzen. Ich werde dann meine Schrift zwar in Ihre Zeitung einrücken, aber zugleich eine eigene Brochüre daraus bilden. Quos ego! Sie können ja unterdessen selbst etwas, oder den Dr. Goldschmidt über die Constitution schreiben lassen. — Den Anfang über die amerikanischen Gesandten in Gent müssen Sie jetzt weglassen, denn ich werde nicht Zeit haben die Fortsetzung zu liefern. Börne. — Ich wiederhole es daß wenn die Censur von den Nachtgedanken soviel streicht, daß nicht wenigstens v i e r erscheinen können, sie alle weg bleiben müssen. Dann versteht es sich von selbst daß jede Nummer wegbleibt worin auch nur etwas von der Censur ausgestoßen wird — notiren Sie sich doch was ihnen von der Constitution einfällt, oder was Sie von andern hören, und theilen Sie mir's mit . . . ."

Börne, der den Aufschwung des Vaterlands mit allen Pulsen seines innersten Menschen mitempfand, ahnte nicht, daß er eins der ersten Opfer des Sieges sein sollte. Kaum war

die französische Herrschaft in Frankfurt gebrochen, so trat wieder die alte freistädtische Verfassung hervor. Der Senat nahm von seiner Souverainität Besitz, die Anstellung eines Juden hob sich von selbst auf. Börne erhielt, jedoch nicht sogleich, seine Entlassung. Man glaubte ihn zuerst durch Zurücksetzung zu bewegen, sie selbst zu nehmen. Man überwies ihm geisttödtende Registraturarbeiten, doch schlugen diese Berechnungen fehl. Börne that, was man ihm übertrug und sah den Intriguen mit ruhiger Gelassenheit zu. Endlich, da man einen Juden nicht länger mehr im Amte lassen wollte, entschloß man sich, ihn zu entfernen, konnte ihn jedoch vermöge einer Bestimmung der Congreßakte hinsichtlich der Großherzoglich Frankfurtischen Staatsdiener die Pension nicht entziehen. Börne nahm auf das ängstliche Betreiben seines Vaters diese mit 400 Gulden an, die er leicht auf das Doppelte erhöht bekommen hätte, wenn ihn nicht sein eingeschüchterter Vater von einem ernstlicheren Widerstande gegen die Unbill der Reaktion zurückgehalten hätte.

Man nimmt gewöhnlich diese bittere Erfahrung, die Börne in den Jahren der Befreiung machte, als den Wendepunkt seiner politischen Bildung an. Man hat aber Unrecht, wenn man glaubt, daß ihm persönlicher Groll oder gekränkte Eitelkeit die neue Richtung seiner Ideen gezeichnet hätte. Einmal war Börne durch seine Bildung und seinen Umgang darüber hinaus, daß ihm grade die Erinnerung an sein Judenthum hätte besonders empfindlich sein sollen; sodann war er zu edel und unbefangen, um sich eine Weltansicht aus persönlichem Mißgeschick zu bilden. Das aber war der Sonnenblick, an dem sich seine politischen Begriffe aufhellten: der Zusammenhang, in dem sein eignes Erlebniß mit dem stand,

was sich mit dem Jahre 1815 rings um ihn her zu offenbaren anfing. Deutlich genug sah er, daß sich eine ihm widerfahrene kleine Ungerechtigkeit an große Tendenzen lehnte, die immer offener hervortraten. Mit den entarteten Söhnen der Revolution wollte man auch die großen Wahrheiten umstürzen, die die Revolution gezeitigt und den Lauf um die Welt zu machen geheißen hatte. Die Couriere, welche zwischen Wien und jenen Städten, in welchen die berühmten Reaktionscongresse gehalten wurden, hin und her flogen, rissen Furchen in das blutgedüngte Vaterland, in die man den Samen veralteter Meinungen und Vorrechte wieder zu streuen wagte. So Vieles, was uns die Restauration brachte, ging aus den edelsten Stimmungen des Zeitgeistes, aus einer schwärmerisch erwachten Liebe zum Vaterlande, zur Muttersprache, zum Christenthume hervor; aber die Intrigue benutzte diese Gefühle, um in ihrer trüben nebelhaften Dämmerung die eignen Vorrechte sicher zu stellen. Viele sonst besonnene Männer hatten das Unglück erst später das falsche Spiel zu durchschauen und es unbewußt, nicht selten zum eignen Verderben, in gutem Glauben mitzumachen; andere überblickten schon früher den Gang, den die Ereignisse nehmen würden, befreiten sich von jenen an sich schönen Täuschungen und Spiegelbildern eines neu erwachten Volksthums und bildeten sich jene Theorie allmälig aus, welche unter dem Namen des Liberalismus bald eine Parole des Partheiwesens werden sollte. Börne, keiner der schönen Ideen von Vaterland, von deutscher Einheit und Würde, von Volkserziehung und sittlich religiösem Ernste fremd, ahnte doch früh, wozu diese schönen Namen würden mißbraucht werden und reifte in der Schule sich drängender, wirrer Ereignisse, die dem Siege von 1815

folgten, zu einer politischen Intelligenz, wie sie damals nur Wenige in Deutschland besaßen. In kleinen anonymen Artikeln, die er dem Frankfurter Journal überließ*), bildete er seine Darstellungsgabe und das Talent, unter schwierigen Verhältnissen die Wahrheit wenn nicht zu sagen, doch errathen zu lassen. Er widersetzte sich der zu großen Ausdehnung, welche man der Reaktion gestattete und trat als Anwalt mancher guten Neuerung auf, die wir behalten sollten, ungeachtet wir sie der Fremdherrschaft zu verdanken hätten.

Börne's Character war zu harmlos, als daß er durch seine Amtsentsetzung sich hätte einem Abgrunde gegenüber fühlen sollen, einer dunkeln Zukunft, die er durch irgend einen Entschluß sich erleuchtet hätte. Es wäre allerdings leichtsinnig gewesen, hätte er sich vom Zufall nur so fortströmen lassen, er mochte wohl auf Pläne und Entschließungen mancherlei Art sinnen; aber mit einer gewissen Elasticität das Ruder seines Schicksals zu ergreifen, dazu fehlte ihm das sanguinische Temperament. Dennoch setzen wir eine Eingabe her, die er in seiner damaligen Lage an die israelitische Verwaltungsbehörde richtete:

Hochlöbliche Verwaltungsbehörde!

Dem Vernehmen nach sucht eine hochlöbliche Verwaltungsbehörde der israelitischen Gemeinde die Stelle eines Actuars in ihrer Mitte, deren Erledigung bevorsteht, von neuem zu besetzen. Mehrere ihrer verehrten Mitglieder, bei denen ich meinen Wunsch, jenes Amt zu erhalten, mündlich äußerte, haben mir die gütige Zusicherung gegeben, bei dem sich er-

*) Doch wurden nicht alle gedruckt. Ihre Länge gestattete in dem damals sehr kleinen Blatte die Aufnahme nicht.

eignenden Falle, sowohl selbst auf mich Rücksicht zu nehmen, als auch zu meiner weitern Empfehlung so viel als möglich beizutragen. Auf diese Versicherung und noch auf andere Gründe gestützt, die, wie ich mir schmeichle, geeignet sind, mir das Vertrauen und die Gunst einer hochlöblichen Behörde zu verschaffen, wage ich es daher, mein Gesuch um das erledigt werdende Amt hiermit schriftlich gehorsamst vorzubringen.

Ich darf hoffen, daß meine Befähigung zu jener Stelle nicht werde in Zweifel gezogen werden, da ich schon vier Jahre lang ein öffentliches Amt, nämlich das eines Actuars bei der hiesigen Ober=Polizei=Direction bekleidet habe. Wenn ich dasselbe im vorigen Jahre verlor, so geschah dieses, wie bekannt, aus keinem andern Grunde, als weil ich mich zur Israelitischen Religion bekenne. So schmerzlich mir auch der Verlust meines Dienstes und des damit in Verbindung stehenden Gehaltes war, so gereichte es mir doch zu einer großen Beruhigung, daß damals meine Vorgesetzten ihre Zufriedenheit, die sie mir früher stets wegen meiner Geschäftsführung bezeigt hatten, besonders bei diesem Anlasse lebhaft äußerten, und mir ihr Bedauern zu erkennen gaben, daß sie dem Drange der Umstände nachzugeben, auch rücksichtlich meiner sich genöthigt sähen.

Da nun bei Besetzung derjenigen Stelle, um welche ich ergebenst bitte, meine Religion kein Hinderniß ist, so hoffe ich, daß eine hochlöbliche Verwaltungsbehörde darum so geneigter sein werde, mir durch Ertheilung derselben einen Verlust zu ersetzen, der als ein von meinem Glauben gefordertes Opfer angesehen werden muß. Ich werde durch ununterbrochenen Eifer mich einer solchen Gunst werth zu machen und einen Beifall von neuem zu verdienen suchen, den ich in mei=

nen früheren Amtsverhältnissen erworben zu haben mir schmeicheln darf.

In Erwartung einer geneigten Willfahrung meiner gehorsamsten Bitte verharre ich verehrungsvoll

Frankfurt, den 28. November 1816.

Einer hochlöblichen Verwaltungsbehörde
ganz ergebenster
Dr. Baruch.

Die Bedingungen, von denen seine Zukunft abhing, waren unter allen Umständen sehr schwierig. Was blieb ihm als Juden offen? Sich taufen lassen — der Entschluß keimte; aber es gehört in einem gefühlvollen Herzen Zeit dazu, bis er reif wird. Rücksichten auf Eltern und Verwandte traten ebenfalls hindernd dazwischen. Zunächst konnte noch einige Hoffnung sein, daß das Benehmen der neuen Frankfurter Regierung gegen die Juden in Wien oder vom Bundestage könnte cassirt werden; denn es widersprach aller Billigkeit. Die Judengemeinde in Frankfurt hatte sich durch die Summe von 440,000 Gulden das Bürgerrecht erkauft; Preußens und Oesterreichs Staatskanzler, die Fürsten Hardenberg und Metternich, versicherten sie ihrer thätigsten Verwendung und richteten selbst Zuschriften an den Frankfurter Senat, um diesen zu einer billigen Ausgleichung zu bewegen. Die Gemeinde schickte Börne's Vater, J. Gumprecht und G. G. Uffenheim zum Wiener Congreß, die Acte des Congresses wahrt im Artikel 46 die Rechte der Juden in Frankfurt; dennoch wurden auf den Grund des Ausdrucks: Les institutions seront basées sur le principe d'une parfaite egalité der Zukunft die nähern Bestimmungen anheim gegeben, einer Zukunft, die

Alles beim Alten ließ. Am liebsten hätte man wieder sämmtliche Juden in die Judengasse eingesperrt. Börne besorgte damals im Auftrage der Gemeinde eine lichtvolle Zusammenstellung der Actenstücke, welche diese Frage erläutert; sie erschien 1816 unter dem Titel: „Actenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten in Frankfurt am Main."

Börne's Vater, der nicht umsonst in Bonn mit dem nachmaligen Fürsten Metternich zusammen in die Schule gegangen war (wenigstens erzählt man es in Frankfurt) war ein halber Diplomat. Er hörte zwar nicht auf, mit Eifer für die rechtliche Gleichstellung der Juden zu wirken, sah aber auch mit Schrecken, daß die Fürsten und ihre Rathgeber den erwachenden und von manchen Ideologen, wie Rühs, Fries und Anderen genährten Judenhaß theilten. So veranlaßte er zwar seinen Sohn, eine Brochüre zu schreiben: „Die Juden und ihre Gegner;" erschrack aber, als sie schon gedruckt war, so sehr vor dem bösen Blute, das diese Schrift setzen konnte, daß er sie selbst unterdrückte; gewissenhaft genug muß er dies betrieben haben; denn man möchte schwerlich von dieser Schrift noch ein Exemplar aufzutreiben im Stande sein. Eine kleinere Flugschrift von Börne unter dem Titel: Für die Juden, erschien auf Veranlassung der Posse: Unser Verkehr, in der damals der Schauspieler Wurm die gemeine jüdische Nationalität täuschend lächerlich wiedergab. Sie wurde wenig verbreitet und ist ihrem Hauptinhalte nach in die „Gesammelten Schriften" aufgenommen.

Natürlich mußten diese verschiedenen Federproben in Börne den Gedanken, als Schriftsteller zu wirken, immer klarer ausbilden. Nur Mißtrauen in die eigne Kraft, vielleicht auch Mangel an Aufmunterung hielten ihn noch immer zurück,

ihn mit Lebendigkeit zu erfassen und durchzuführen. Er hatte der Welt in der Richtung, die sie zu nehmen anfing, so unermeßlich viel zu sagen und gerade weil er das Ende nicht absah, wußte er noch immer nicht den Anfang zu finden. Schon im Jahre 1815 hatte er auf einer Vergnügungsreise nach Stuttgart Gelegenheit, den berühmten Buchhändler Cotta, der als ein Anhalt aller Talente bekannt war, zu sprechen; doch erfolgte noch keine nähere Verbindung. Cotta bot dem Dr. Baruch die Spalten seiner Zeitschriften an, die aber erst in späterer Zeit bestimmt waren, von seinen geistreichen Aufsätzen geziert zu werden. Die Unentschlossenheit des angehenden Schriftstellers wurde noch durch die Gewissenhaftigkeit, mit der er arbeitete, vermehrt, zum Theil auch wohl durch den Mangel an Routine, der ihn bis an sein Ende nicht verließ. Er schrieb zwar leicht nieder, aber die Gedanken mußten sich vorher im Kopfe schon gerundet haben, sie mußten fertig auf das Papier kommen. Dazu war Börne im Ausdruck wählerisch, ein fehlendes Bild störte ihn lange und hatte er es, so sann er wieder auf die passendste Art, es anzubringen. Es war ihm eine Haupttriebfeder des Schriftstellers, Ehrgeiz, gänzlich fremd; Neuerungssucht in dem Sinne, andre Menschen verbessern zu wollen, große Umwälzungen zu veranlassen oder wenn nichts, doch wenigstens Aufsehen zu erregen, kannte er nicht. Wenn er auch in seinem spätern schriftstellerischen Wirken von der Ansicht ausging, daß jede Arbeit ihres Lohnes werth wäre, so konnte ihn doch Aussicht auf Gewinn eben so wenig locken. So gingen denn einige Jahre in planloser Zerstreuung hin. Seine Lieblingslectüre war um diese Zeit Jean Paul. Er las in den Häusern, die er am liebsten besuchte, bei Stiebel, Ochs, bei Reis zu-

weilen den Frauen, deren Umgang er vorzugsweise liebte, vor, ließ sich aber von dem eigenen Interesse, das er an dem Dichter nahm, so bewältigen, daß z. B. über den Feldprediger Schmelzle sein Vortrag im unauslöschlichen Lachen, das er selbst nicht zurückhalten konnte, erstickte.

Dr. Stifel hatte im Jahre 1817 die Absicht, eine Zeitung im constitutionellen Sinne, aber zu Gunsten der Regierungen herauszugeben. Freiherr von Otterstedt, der Preußische Gesandte, ermuthigte ihn dazu, Cotta erbot sich zum Verlag. Börne sollte für diese unter dem Namen Ministerialblatt projectirte Zeitung gewonnen werden. Stifel und Börne reis'ten nach Stuttgart, konnten sich aber mit Cotta nicht einigen. Der Plan schlummerte ein und ersparte Börne die Verlegenheit, sich in ein Unternehmen eingelassen zu haben, das zwar Freimüthigkeit im Schilde führte, seinen Ansichten aber auf die Länge großen Zwang angelegt haben würde. Einem eben so verfänglichen Antrage wich Börne später aus. Im Jahre 1818 wurde er von zwei einflußreichen Frankfurtern wiederholt angegangen, die Geschichte der Jahre 1813 und 14 zu schreiben, und hervorzuheben, wie viel Rußland für Deutschland gethan; man wollte ihm Material dazu verschaffen, man suchte wiederholt und beredend ihm die Sache sehr annehmbar zu machen. Er lehnte entschieden ab und sagte zu Vertrauten: „Ich sehe, daß man die Absicht hat, Rußlands Interesse in Deutschland vorherrschend machen zu wollen, und dazu werde ich die Hand nicht bieten.“

Im Juli 1817 verlebte Dr. Stifel mit Börne in Rödelheim bei Frankfurt einige sehr angenehme Wochen. Sie besorgten dem Rath Schlosser (Goethe's Schwager) die Correctur einer dort gedruckten Denkschrift für die Juden. Beide

kamen sie bei einer Wasserfahrt auf der Nied einmal beinahe in Lebensgefahr.

Den 5. Juni 1818 that Börne einen Schritt, der ihm für sein ferneres Wirken unerläßlich schien. Er trat zum Christenthum, lutherischer Confession, über. Er war damals 32 Jahre alt. Pfarrer Bertuch in Rödelheim bei Frankfurt leitete die geistliche Handlung, an der dessen Sohn, der damalige Handelsbeflissene Bertuch (jetzt in Italien) als Taufzeuge theilnahm. Von diesem Pathen nahm Börne noch den Namen Karl an, so daß er jetzt eigentlich Karl Ludwig Börne hieß. Wie er auf diesen letztern Eigennamen kam, ob er ihn sich selbst zusammensetzte oder irgend woher entlehnte, ist unbekannt und wird am wenigsten durch seinen humoristischen Stammbaum in den Pariser Briefen, wo er sich vom großen Bör ableitete, klar werden. Lange blieb Börne's Religionswechsel unbekannt; selbst seine nächsten Bekannten, sein eigener Vater, der es auch später lange nicht glauben wollte, wußten nichts davon. Ein Beweis, wie wenig er dadurch auf die Erlangung äußerer Vortheile oder eine Veränderung seiner gesellschaftlichen Stellung gerechnet hatte, ist sein wunderliches Verhalten, als er sich im Winter desselben Jahres zur Aufnahme in die Frankfurter Lesegesellschaft meldete. Als Herausgeber eines Journals, (es waren die ersten Hefte der Wage erschienen) schrieb er damals an einen der Vorsteher jener Anstalt, wäre ihm die Zeitungslektüre so sehr Bedürfniß geworden, daß er sich gern unter den Mitgliedern jener Gesellschaft befände. Der Brief lautet:

Ew. Wohlgeboren.

Ich erlaube mir, mich an Sie als einen der Vorsteher der hiesigen Lesegesellschaft zu wenden. Es ist mein Wunsch,

derselben als Mitglied beizutreten. Zwar haben mich Freunde versichert, daß ich Hindernisse finden würde, wegen meiner Abstammung von einem, ich weiß nicht welchem, der zwölf Stämme Israels; indessen schmeichle ich mir, daß Sie meine herzliche Bitte berücksichtigen und mit Theilnahme für mich reden werden. Es ist mir nicht blos darum zu thun, den Vortheil und den Genuß einer Anstalt, die sonst jedem wohleingerichteten Menschen offen steht*), auch mir zuzuwenden; dieses allein würde meine Abneigung, in eine Gesellschaft einzutreten, wo auch nur zwei mich ungern sehen, nicht haben überwinden können. Aber diese Lese-Anstalt ist mir unentbehrlich, da ich Herausgeber einer Zeitschrift bin (der Wage) und wir Journalisten, wie Sie wissen, weder Honig, damit zu erquicken, noch Wachs, damit zu leuchten, machen können, wenn wir nicht auf den literarischen Wiesen bald diese bald jene Blume aussaugen. Man hat mich versichert, daß Sie, werthester Herr, die Gefälligkeit selbst wären, und sich gewiß bemühen würden, meinen Wunsch in Erfüllung zu bringen.

Ich habe die Ehre hochachtungsvoll zu unterzeichnen

Ihr ergebenster
Dr. Börne.

Frankfurt, den 12. November 1818.
(Im Johanniterhof in der Fahrgasse.)

Man schlug ihm sein Gesuch ab, weil die Gesetze der Anstalt Israeliten ausschlossen. Nun war er doch Christ und konnte sich als solcher geltend machen! Dies verschmähte er. Man erfuhr seine Religionsänderung erst, als er einige Jahre

---

*) Börne tadelte später oft, daß von dieser Lesegesellschaft der Handwerker ausgeschlossen ist.

später einen verdrießlichen Handel mit der Polizei hatte, der ihn auf mehrere Tage, wegen eines Mißverständnisses, auf die Hauptwache brachte. Der Aktuar wollte damals zur Einleitung des Verhörs, Namen, Stand, Religion u. s. w. aufschreiben, hatte schon die Rubrik Religion mit: Israelitisch ausgefüllt und hörte zu nicht geringer Verwunderung, daß Beklagter Christ war.

Börne's Uebertritt wurde zwar zunächst nur durch das gleichzeitige Erscheinen seiner berühmten Zeitschrift: „Die Wage" veranlaßt; indessen mochte ihn doch vielleicht außer dem bloß politischen Grund zu diesem Schritt auch der Umstand bestimmen, daß er dem Judenthum, seinen Gebräuchen und Lehren, völlig fremd geworden war. Er wollte von seiner einseitigen Stellung zu seinen Glaubensgenossen frei werden und sich zu einem übersichtlichen Höhepunkt aufschwingen, von dem aus er alle Interessen Deutschlands mit gleichem Scharfblick überschaute. Der Einwand, daß er an diesen als Jude gar nicht betheiligt sein könne, mußte zuerst zurückgewiesen werden. Der Gedanke, als Publizist zu wirken, war jetzt zu lebendig in ihm aufgegangen.

In den geselligen Kreisen, wo Börne zu verkehren pflegte, hatte man ihn oft über den jämmerlichen Zustand der deutschen Tagesblätter klagen hören. Es fehle ihnen Taktik, Geist, Styl, alles, womit sich die Ideen eine schlagendere Wirkung erobern könnten. Man ermunterte ihn, doch selbst mit einem Journal aufzutreten. Ich werd' es auch! sagte er mit einem Ausdruck, der seine Bescheidenheit verrieth; denn daß man ihn aufforderte, machte ihm den Entschluß schon um Vieles leichter. Wie erstaunte man, als Börne, an dem man schnelles Auffassen eines Planes und

langsames Ausführen gewohnt war, in der That nach einiger Zeit erschien und einem vertrauten Kreise seinen Prospektus zur Wage vorlas! Er gefiel allgemein und bald trat das erste Heft der neuen Zeitschrift ans Licht. Sie sollte in zwanglosen Heften erscheinen und bandweise bezahlt werden. Börne, der damals im Johanniterhof auf der Fahrgasse (österreichisches Besitzthum) wohnte, nahm selbst die Bestellungen an*), wandte selbst die ersten Ausgaben an seine Unternehmung und hatte bald einen so guten Erfolg, daß er das erste Heft neu auflegen mußte. Geheimerath Willemer besuchte ihn sogleich nach Erscheinen desselben; von allen Seiten kamen Briefe und ermunterten den noch ängstlichen Redakteur, in seinem Wirken fortzufahren. Wie, sagten die, die früher nichts Besonderes in ihm gesehen hatten, das wäre dieser Doktor Baruch, der auf dem Römer nie ein ordentliches Protokoll abfassen konnte? Die Wage verbreitete sich zwar nicht in Massen, aber doch überall dorthin in Deutschland, wo Urtheil genug vorhanden war, den Geist derselben

*) Er schrieb unterm 17. Mai 1818 (wahrscheinlich an Justizrath Hoffmann in Rödelheim) z. B. folgendes Billet:

Mein theuerster Justizrath!

Sie sind ein miserabler Mensch, daß Sie allen Ihren Freunden, nur mir allein nicht geschrieben haben, Sie Sportelnkäfer! Ich schicke Ihnen hiermit eine Ankündigung zu meiner Zeitschrift, die hoffe ich früher als der Messias kommen wird. Ich ernenne Sie zu meinem Correspondenten für Ihre Residenz. Schaffen Sie mir nur viele Abonnenten in Ihrer Gegend. Ihr gnädiger Herr soll 20 Dörfer haben, und jedes derselben könnte wenigstens 4 Exemplare nehmen. Ich werde viel von der Landwirthschaft schreiben, vorzüglich von den Kirchweihfesten, die ich zum Gegenstand der genauesten Untersuchungen gemacht habe. Hier in Frankfurt habe ich schon 80096 Abonnenten, jeder Einwohner hat 2 genommen, und das Kind im Mutterleibe so wie die Todten im Grabe lesen meine Ankündigung mit dem größten Vergnügen. Wie geht es Ihnen Theuerster? Schreiben Sie mir doch bald. Ihr ewiger Freund

Dr. Börne.

u würdigen. Wie viel Aufsehen sie in Wien machte, beweist 'e sehr günstige Meinung, welche Gentz über den Heraus: :ber zu Rahel Varnhagen aussprach. Diese schrieb im Jahre 819: „Dr. Börne schreibt ein Journal: Die Wage. Mir mpfahl es Gentz als das Geistreichste, Witzigste, was jetzt ;eschrieben würde, er empfahl es mir mit enthusiastischem Lobe; seit Lessing, sagte er mir, — er meinte einen bestimmten Artikel darin — seien solche Theaterkritiken nicht erschienen! Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk sein Lob an Witz, schöner Schreibart. Es ist scharf, tief, gründlich-wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen wie einer der guten Alten, empört, wie man soll, über Schlechtes in der Kunst. Und so gewiß ich lebe, ein sehr rechtschaffener Mensch! Wenn Sie seine Theaterkritiken lesen und nie die Stücke gesehen haben, so kennen Sie diese, als hätten Sie sie vor sich. Den Stücken zeigt er ihren Platz an. Machen Sie ja, daß Sie seine Kritiken lesen. Sie lachen sich gesund! Anderes von ihm kenn' ich nicht. Gentz tadelte stark seine politischen Meinungen, fand aber begreiflich, daß er sie hätte *)."

Daraus, daß die Regierungen auf die Wage aufmerksam wurden, ersieht man wohl, wie sehr man den leitenden Gedanken Börne's, die Politik, verstand. So wie sich ihm die politischen Ideen als Rektificationsmittel der trüben Luft, die

*) Später wurde Rahel sogar Mitarbeiter der Wage. Das letzte Heft derselben bringt Briefe, die zum Theil durch mancherlei Persönlichkeiten unklar sind, zum Theil aber auch sehr feine „Aperçus und Apprehensionen" (dies wird wohl der beste Ausdruck für ihre Art sein) über damals gelesene und noch jetzt werthvolle Bücher bringen. Unter Anderm sagt sie: „Wenn Fichtens Werke Frau Fichte geschrieben hätte, wären sie schlechter? Oder ist es aus der Organisation bewiesen, daß eine Frau nicht denken und ihre Gedanken nicht ausdrücken kann."

sich in unsern ästhetischen, moralischen, geselligen Beziehungen angehäuft hatte, erwiesen und er jene dadurch zu vertreiben suchte, daß er den Essig seiner Satyre auf den heißen Stein der mißlichen politischen Verhältnisse goß, eben so konnt' er auch äußerlich nicht unterlassen, seine Bilder aus politischen Regionen herzunehmen und in der ganzen Färbung seines Ausdruckes zu verrathen, daß ihm die Politik immer gegenwärtig war. Sie schimmerte wie ein seidnes Unterkleid durch einen Gaze-Ueberwurf immer wieder hervor. Konnt' er doch selbst z. B. bei seinen Theaterkritiken nicht unterlassen, einmal von einer an der Frankfurter Bühne gastirenden Dame vom ständischen Theater in Grätz zu sagen: Wenn die Stände in Grätz so leise sprächen, wie diese Dame, dann müsse es um die Freiheit Steyermarks sehr schlimm stehen. Börne hatte keine Vorstellung davon, wie manche zahme Journalisten eine neu begründete Zeitung mit der Bemerkung ankündigen konnten: „Die Politik ist gänzlich ausgeschlossen,“ oder um es richtiger zu sagen, Börne hat oft gerathen, allerdings solche, die Machthaber täuschende Erklärungen zu geben, aber er konnte nicht begreifen, wie sie sich halten ließen. Er rieth den Freunden der Freiheit oft, Jesuiten zu werden; wo keine freie Einfuhr erlaubt sei, lieber zu schmuggeln; aber das einfältige Einhalten einer solchen Prospektusversicherung war ihm, den zu bekämpfenden politischen Misständen gegenüber, unerklärlich. In Paris vollends schien ihm eine solche Erklärung verdammungswürdig. Die kurz nach der Julirevolution gestiftete Europe littéraire, die dem Gedanken Goethes von einer Weltliteratur großen Vorschub hätte leisten können, aber bald der zu kostspieligen Begründung wegen eingehen mußte, hatte, um in Deutschland Eingang zu finden, erklärt:

Die Politik bleibt von unsern Spalten ausgeschlossen. Dies schien Börne schimpflich: denn eine Freiheit haben und sie nicht benutzen, war ihm noch mehr als eine Thorheit. In Deutschland entschuldigte er die Wendung, wenn er auch nicht geschaffen war, sie einzuhalten. Der Erzähler mußte lachen, als ihm Börne Ende des Jahres 1836 von Paris aus sagen ließ, er wolle zu der in Frankfurt damals erscheinenden „Börsen-Zeitung" eine Sonntagsbeilage schreiben, ganz „mit Ausschluß der Politik." Ich wußte recht gut, daß Börne nur über die Taglioni und die Malibran zu schreiben brauchte und darum doch staatsgefährlich bleiben würde.

Wir müssen hier gleich an der Schwelle der Betrachtungen über Börne als Schriftsteller einen Punkt erwägen, der bedenklich scheinen könnte. Börne sprach in seiner Wage über Kunst, Literatur, Gesellschaft und hatte dabei immer nur den Maaßstab der Politik. Es ist in neurer Zeit zu einem sehr folgenreichen Streite über die Frage gekommen: In wie fern politische Maaßstäbe zur Beurtheilung dichterischer Eigenthümlichkeiten ausreichen? Daß man sie anlegte, war gewiß eine Nothwendigkeit, die einmal in der Zeit lag. Unsre Literatur hat sich während der schönsten Zeit ihrer Blüthe nur in Zuständen heimisch gefühlt, welche dem unmittelbaren Bewußtsein der Gegenwart fern lagen. In Griechenland, Rom, im alten Germanien, in den Nebeln des Nordens bewegten sich die Anschauungen der Dichter und die Philosophen beschäftigten sich eher damit, das Räthsel der Weltschöpfung zu lösen, als eine schwebende Frage der Zeit. Jedenfalls mußte gegen diese idealische Welt eine Reaktion statt finden, die um so gewaltiger war, als sie mit den Stürmen der politischen Erlebnisse selbst heraufzog und sich nach und nach sogar mit

Geistesrichtungen und Dichtern verbinden konnte, welche die Stimmungen des nächsten Moments der Zeitgeschichte wiedergaben und die Leier nur zu vaterländisch-freisinnigen Gesängen stimmten. Die Fürsten hatten an dem Aufschwung unsrer klassischen Literaturperiode einen Antheil gehabt, den ihre Söhne an dem ihr folgenden silbernen Zeitalter nicht mehr nehmen wollten, weil sie vor dem neuen Geist der Dichter und Schriftsteller erschraken. Diejenigen Heroen der literarischen Vergangenheit, welche in die neue Gegenwart noch hinein lebten, konnten sich in dem Wesen derselben nicht zurecht finden und Goethe zeigte sogar unverholen, daß ihm das Studium der Gall'schen Schädellehre mehr Interesse gewähre, als die Neuerungen unsres öffentlichen Geistes seit dem Sieg über Napoleon.

So lange sich der patriotisch-freisinnige Zeitgeist gegen jene Thatsache entrüstete, war er ohne Zweifel in dem vollen Recht, das die Gegenwart an sich selbst hat; das Fehlerhafte fing nur an, als man über diese Thatsache als solche hinaus ging. Nicht genug, daß man die vorzugsweise aristokratischen Ueberlieferungen der klassischen Periode mit jener Sprödigkeit ablehnte, die der aufgeregten Stimmung nicht verdacht werden konnte; man dehnte seine Opposition auch über die Gegenwart aus und übertrug sie in eine Vergangenheit, die sich unter Umständen entwickelt hatte, welche sie in politischer Hinsicht von vornherein unzurechnungsfähig machten. Von den Gesinnungen stürmte man zum Talent selbst über und glaubte, nachdem erwiesen, daß Goethe ein Aristokrat war, auch erweisen zu können, daß er kein Genie hätte.

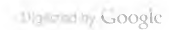
Börne hat sich bei dieser Bilderstürmerei indessen nie von dem Fanatismus fortreißen lassen, den Wolfgang Menzel zur

Schau trug. Börne empfand die vornehme Excellenza Goethes schmerzlich genug, er geißelte die aristokratische Ruhe dieses Ueberglücklichen mit mehr als bloß kaltem Spott, er geißelte sie mit glühendem Zorn und nicht verhaltener tiefster Erbitterung; über die Gesinnung ging er aber kaum hinaus, sich anmaßend, dasjenige, was er verderblich nannte, auch stümperhaft zu nennen. Börne trat auch nicht wie Menzel im Interesse andrer Richtungen, z. B. der Romantik auf, welcher die Goethen abgerissene Pracht und Herrlichkeit angeflickt werden sollte, sondern es war ein ursprüngliches, rein menschliches Gefühl, welches er durch Goethes Stellung in Deutschland an sich verletzt sahe. Er verlor sich nicht so wie Menzel in die frühsten Anfänge des Dichters, zergliederte nicht Goetz, Werther und Egmont schon in dem Geiste von 1819, sondern eben weil er diese Größe Goethen lassen mußte, war es ihm um so schmerzlicher, ihn nicht lieben zu können. Erst in der heftigen Aufregung, in die ihn die gehässige Aufnahme seiner ersten Pariser Briefe versetzte, ließ er sich gegen Goethe zu offenbaren Ungerechtigkeiten hinreißen. *) Die Kritik der Goethischen Tag- und Jahreshefte im dritten Band der Pariser Briefe ist nicht frei davon. Sie verwandelt das, was man an Goethe bemitleiden muß, in Hassenswürdiges; sie macht aus dem, was Goethe nach dem ganzen Verlauf seiner Bildung nicht leisten konnte, etwas, das er seiner argen Natur nach nicht leisten wollte.

Um die Stimmung, die Börne gegen Goethe empfand,

---

*) Doch auch schon 1819 in den Briefen, welche die nachgelassenen Schriften (Mannheim 1844) veröffentlicht haben, finden sich Aeußerungen einer Abneigung gegen Goethe, die man erklären, aber nicht in diesem Grade theilen kann.



hier gleich vollends zu würdigen, muß man wissen, daß sie beide Landsleute waren. Börne konnte den Bildungsgang der Goethischen Jugend verfolgen; er wurde, so oft er von der Zeil und dem Türkenschuß nach dem Eschenheimer Thore in Frankfurt einen kürzern Weg nehmen wollte, durch die schlimme Mauer, den Schauplatz des von Goethe erzählten Parismährchens, an den vornehmen Geheimrath in Weimar erinnert. Er kannte die patrizischen Einflüsse, die auf Goethes Jugend gewirkt hatten, er wußte das eigenthümlich Hochfahrende und Frankfurterische in der Frau Rath genugsam zu würdigen, um sich Goethe in seiner gemüthlichen Erscheinung ganz klar zu machen. Die Abneigung Goethes gegen das Judenthum, eingeimpft schon durch die Geburt, anerzogen durch die Frankfurter Sitte, mochte nicht wenig zu seiner Verstimmung gegen Goethe beitragen. Und soll ich ganz sagen, was ich denke, so ist es mir oft, als hätte Börne darauf gerechnet, daß Goethe irgend wie seine Aeußerungen über ihn erfahren würde; nicht als hätte ihn Eitelkeit dies wünschen lassen, wohl aber gönnte er ihm in seiner vornehmen Abgeschiedenheit, in dem Schooß jener künstlich arrangirten Glückseligkeit, wo weibliche Sorgfalt jede Unannehmlichkeit von ihm abzuhalten suchte, zuweilen den Einblick in Meinungen und Urtheile über ihn, die von den aus Berlin jährlich zum 28. August ankommenden Weihrauchopfern sehr verschieden waren. Er gönnte ihm, daß er noch vor seinem Tode erführe, wie ihn die neue Zeit fasse und wie ihn nichts retten könne vor der Verurtheilung, die der erzürnte Genius des Vaterlandes, die beleidigte Göttin der Freiheit, über ihn verhängt hätte.

Sonst wüßten wir nicht anzugeben, daß Börne je etwas

Geistloses und Gewöhnliches deshalb angerühmt hätte, weil es patriotisch und liberal war, wie es Menzels Sitte; im Gegentheil konnte ihn nichts tiefer schmerzen, als Geist mit schlechten Gesinnungen vereinigt und bei guten mangeln zu sehen. Seine Briefe aus Paris verrathen später oft das unheimliche Gefühl, das ihn beschlich, wenn er enthusiastische Aeußerungen freier Ideen hörte und doch an dem, der sie aussprach, nichts fand, was ihn fester hätte anziehen können Er hat seinen Ueberzeugungen nie den Geschmack geopfert. Er hat sich nie entschließen können, einen gewissen ästhetischen Aristokratismus an sich zu unterdrücken. Man kann Jemandes bester Freund sein und sich doch nicht entschließen, mit ihm in einem Bette zu schlafen.*)

Die Liebe zur Freiheit ist wie jede edle Leidenschaft oft ungerecht, öfters aber noch unaussprechlich. Zuweilen ist sie auch nur deßhalb ungerecht, weil sie sich nicht aussprechen läßt. Börne kam hier zuweilen in verwickelte Collisionen seines Geschmacks für das Schöne und seiner Sympathie für das Richtige. Aus diesem Gesichtspunkt war mir aus seiner spätern Zeit immer seine Beurtheilung des „Trauerspiels in Tyrol“ von Immermann interessant. Es störte ihn etwas an dieser Dichtung und doch zog sie ihn an. Er fühlte an

---

*) Börne achtete die Form zu wenig, um von dem Studium Goethes besonders angesprochen zu werden. Er sagte oft, wenn er ein Buch von ihm las, während des Lesens: „Ich weiß nicht, mir wird ganz dumm im Kopfe.“ Jean Paul dagegen rege ihn so gewaltig an, daß er sich von einem ganzen Heere von Ideen umschwirrt fühle, er könne nur zugreifen und hätte immer etwas Bedeutendes. Börne hatte die Absicht einmal noch gegen den Faust zu schreiben. Doch hintertrieb er, daß seine Urtheile über Goethe in's Französische übersetzt würden. Es war ein vaterländischer Stolz, der ihn bestimmte, die Franzosen nicht unsre Geister mißachten zu lehren. Börne war einmal nahe daran, Goethen in Weimar vorgestellt zu werden; Holtei wollte ihn einführen. Doch schlug es Börne aus.

diesem Werke etwas, das ihn lähmte, er kann es nicht recht ausdrücken und wiedergeben, hundert Gedanken laufen ihm quer über den Weg, keiner ist der rechte und doch will jeder erwogen sein. Er räumt dem Dichter alles ein und sagt zuletzt: Nein, es ist doch, doch etwas darin, was mir fremd ist und bleiben wird. In einer solchen Stimmung greift er wohl zur Dialektik, die er dann auch gegen Immermanns Hofer scharfsinnig genug in Anwendung gebracht hat.

Wenn bei Börne Fälle eintraten, wo die Idee der Freiheit mit dem Geschmack collidirte, so wird man nach dem Vorhergehenden nicht zweifelhaft sein, daß er der ersten dies Vorrecht einräumte. Er ging wie man an dem vorigen Beispiel sehen konnte, hart daran; „aber," sagt er, „in einer wüsten, kahlen, menschenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es sich nur fülle, daß es nur fortbestehe." Indessen gab es doch einen Maaßstab, der ihm noch höher stand, als der politische; das war der moralische. Man verstehe mich recht! Die moralischen Maaßstäbe sind in Verruf gekommen, seitdem sie von der Prüderie und der Scheinheiligkeit angelegt wurden. Börne's moralischer Maaßstab war ein höherer; es war das Maaß des Gemüths und der Ehre. Das Malhonnette, Unhonorige war ihm tief verhaßt. Wir werden später, bei Entwickelung seines Charakters, auf diesen Adel des Herzens und eine eigenthümliche Form, in der er sich bei ihm aussprach, zurückkommen; hier interessirt uns nur die Anwendung desselben auf seine Kritik. Börne verachtete z. B. den Schiller'schen Wilhelm Tell. Dieser gepriesene Held der schweizerischen Freiheit war ihm, schon in seiner Wage, nicht nur ein Philister, sondern sogar ein schlech-

ter, unedler Mensch. Börne konnte entschuldigen, daß Jemand für die Freiheit seines Vaterlandes vielleicht einen Mord beging, vielleicht einen falschen Eid schwor; aber er konnte nicht entschuldigen, daß Jemand, der am Rütli fehlte, plötzlich, um Allen dienlich zu sein, sein Kind opfert. Daß Tell den Apfel vom Haupt seines Kindes schoß, empörte ihn; er ruft aus: „Tell hätte nicht auf seinen Sohn schießen dürfen und wäre aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden!“ Etwas Trübes liegt, genau geprüft, allerdings auch in dieser Ideenverbindung, doch hängt sie mit andern dunkeln Gemüthsstimmungen zusammen, die wir später entwickeln werden; wenigstens beweist dieser Ausspruch, daß Börne kein starrer Begriffsmensch war, kein kalter Terrorist, wie man ihn zu schildern pflegt, sondern ein Gemüth, dem die Liebe eines Vaters zu seinem Kinde höher ging, als die Liebe zur Freiheit.

Will man Börne's politische Ideen darstellen, so muß man sie von der praktischen und theoretischen Seite auffassen. Jene sind die sichtbaren blauen Adern, die sich auf der schönen Haut seiner Schriften schlängeln, diese die tiefer liegenden Muskeln. Um jene zu schildern, muß man das Gemälde der politischen Lage Deutschlands aufrollen und die Geschichte erzählen, wie sie seit dreißig Jahren, von Napoleons Invasion bis zu der Ohnmacht der deutschen Ständekammern geworden. Börne ergriff als Publizist die Feder kurz nach dem Sturze Napoleons; die Abneigung gegen Napoleon, den Testamentsverfälscher der Revolution, verließ ihn niemals. War Börne nicht edel? Das Ende der französischen Herrschaft in Deutschland nahm ihm eine achtbare Stellung, die er auf der Frankfurter Polizei bekleidete, und doch erfüllt ihn der Gedanke

an die Schmach des Vaterlandes stets nur mit Grauen. Er hat nie die Vorstellung jenes Napoleon verlieren können, der die Revolution nur deßhalb bändigte, um sie zu seinem Pudel abzurichten; jenes Napoleon, der alle Traditionen derselben abschwor, nur um seine erzwungene Herrschaft mit der Legitimität, der kirchlichen und weltlichen, auszusöhnen. Er haßte die Verwaltungsgrundsätze Napoleons, seinen Verrath an der einzigen Frucht, die am Baume der Revolution zur vollendeten Reife gekommen war, der constitutionellen Freiheit, er haßte seine Kriege, weil sie die leichtsinnige Vergeßlichkeit der Franzosen schüren und ihre Gedanken von Dem ablenken sollten, was ihnen Napoleon genommen hatte. Den Hoffnungen, die der Sturz des Corsen nährte, entzog sich Börne nicht. Er war wirklich keiner von den Klugen, die nur deßhalb, weil sie des Enthusiasmus nicht fähig sind, schon damals gesagt haben wollen: ich sah das alles voraus. Aber um so bittrer mußte Börne's Enttäuschung sein. Die feierliche Ankündigung der heiligen Allianz, der das einzig freie Volk Europas, England, nicht beitrat, weckte seine Besorgniß; die Verhandlungen des Wiener Congresses bestätigten sie. Die alte Zerstückelung des Vaterlandes blieb, aber noch konnte man hoffen, der Bundestag würde mehr als eine bloß diplomatische Repräsentation werden. Männer, die für Patrioten galten, bildeten damals noch einen Theil dieses Areopags; aber bald wurde er, wie die großen Mächte sagten, epurirt. Jene Reaktion, deren aristokratische, hierarchisch-jesuitische, absolutistische Zwecke von einer bestens organisirten Polizei schnell ins Werk gesetzt wurden, trat auf den Congressen in Aachen, Carlsbad, Verona immer unverholener hervor, die freisinnigen Staatsmänner, welche mit dem Volke

glaubten, die letzten Kriege sollten uns nicht bloß von den Franzosen, sondern auch von jenen politischen Uebeln befreit haben, die jene so leicht zu Siegern über uns gemacht hatten, wurden genöthigt, ihren Abschied zu nehmen und traten zum Theil sogar in die Reihen der Oppositionen ein, die sich bei den in aller Eile gegebenen Verfassungen von selbst bilden mußten. Einzelne befangene, irrende oder bestochene Köpfe mißbrauchten ihr größeres oder geringeres Talent, um gleichsam a priori solche politische Theorieen aufzustellen, die doch nur erfunden waren, um die Ansprüche der Aristokratie scheinbar rechtlich zu begründen; selbst die Religion, die christliche Religion, die Religion der Freiheit, wurde gebraucht, um die Unterthänigkeit des Volkes zu lehren. Freisinnige Lehrer der Jugend wurden verdächtigt, viele ihrer Stellen entsetzt, manche eingekerkert. Die Reaktion lockte natürlich etwas von einer Revolution hervor. Da man die Freiheit und die Nationaleinheit in der Idee, die das deutsche Volk damit verband, bedroht sah, bildeten sich, sie zu schützen, geheime Vereine. Sie wurden entdeckt und die Gefängnisse füllten sich mit jungen Männern, deren Schicksal doch nicht hindern konnte, daß andre immer Das wieder aufnahmen, was die Vorhergegangenen verloren gegeben hatten. Um das Volk zu verwirren, wirkte man auf die schlechten Leidenschaften der Masse, auf den Zunftgeist, den Religionshaß; man ließ die Juden die Heloten der Neuerungslust werden, wenigstens behaupteten die Juden, daß sie in den freien Städten bei den Behörden einen für ihre bedrängte Lage unverhältnißmäßig lauen Schutz fanden. Es kam den Intriguanten damals alles darauf an, daß die Begriffe von Freiheit und bürgerlichen Rechten dem Volke selbst verdächtig würden. Börne faßte auch in

der Wage diese Verfolgungen der Juden vortrefflich auf. Nicht wie Andre wandte er sich mit bittern Vorwürfen an die Christen, nicht wies er satyrisch, wie das leider nur zu sehr bei den Emanzipationsschriftstellern Sitte ist, auf die „Religion der Liebe" hin; sondern er bemitleidete die Masse, die nur einem falschen Wahne, auf fremde Verführung, folgte. Er verglich noch später diese Judenverfolgungen mit der indischen Schlangenjagd. Um die Schlange zu erlegen, jage man ihr einen Ochsen in den Rachen; sie fresse sich satt und läge dann unbehülflich da, jedes Kind könne sie tödten. Börne kannte den Charakter der Deutschen. Eine Heldenthat, die Niemanden von den Angreifenden etwas kostete, nicht einmal Blut, viel weniger Geld, hält lange im Bewußtsein der Deutschen vor: sie sprechen hundert Jahre davon und wissen sich mit ihr für tausend Niederlagen zu trösten.

Mitten in der vollen Thätigkeit dieser rings um Deutschland befestigten reaktionären Schrauben, die alles politische Leben hemmten und eine Freiheit nach der andern erdrückten, versuchte Börne, in seiner Wage über die Politik des Tages zu schreiben. Er griff die Gesetze, welche zur Beschränkung der Preßfreiheit gegeben wurden, behutsam, aber desto treffender an. Er schrieb seine geistvollen „Schüchternen Bemerkungen über Oesterreich und Preußen," in welchen er das Wesen beider Staaten in ihrer wechselseitigen Ergänzung darstellte, wohl aber auch mehr als ahnen ließ, wie gefährlich für Deutschland diese Ergänzung werden müßte, wenn beide Staaten auf eine Gattung von Politik hinarbeiteten, an der sich damals noch zweifeln ließ, da ihre Werke noch nicht für sie zeugten. Zuweilen gab Börne Uebersichten über die damalige politische Lage, aus denen das Zusammenwirken

einer und derselben feudalistischen Partei in Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland hervorging; er theilte die Ansichten auswärtiger Publizisten über Deutschland mit. Aphorismen griffen kleinere Ereignisse aus der Tagesgeschichte auf und brachten sie unter den allgemeinen Gesichtspunkt seiner leitenden politischen Gedanken.

Neben den politischen Aufsätzen machten die dramaturgischen das meiste Aufsehen. Börne wagte sich anfangs nicht selbst an die Theaterkritik. Er wollte sie einem gewissen Bourny, einem Lehrer, überlassen. Da aber dieser zu träg war, mußte er selbst diese Parthie übernehmen und zu seinem eignen Erstaunen — es ging!

Als Börne das erste Heft seiner Wage dem ihm befreundeten Schauspieler Weidner, einem denkenden Künstler, übersandte, sagte er in dem Begleitungsschreiben: „Für Sie sind die Theaterkritiken meines Journals nicht; sie sind nur für solche Leser, die einer Lockspeise bedürfen, um auch das Uebrige zu lesen."

Börne hat später oft die Strenge seiner dramaturgischen Urtheile bereut. Er sagt selbst, daß er die Anforderungen, die er als Herausgeber der Wage an die Leistungen des damaligen Personals der Frankfurter Bühne machte, niedriger gestellt haben würde, wenn er sich schon damals überzeugt hätte, daß an den meisten deutschen Theatern nicht besser gespielt wird, als es damals in Frankfurt wurde.

Börne ging an seine Theaterkritiken mit außerordentlich viel Gewissenhaftigkeit. Er suchte sich vor der Aufführung immer erst mit dem Stücke selbst, falls es gedruckt zu haben war, bekannt zu machen; so konnte er seine Aufmerksamkeit allein auf das Spiel richten und gerieth nicht in Gefahr,

vom Interesse der Fabel so beschäftigt zu werden, daß er darüber die Mängel ihrer Darstellung übersah. Er stellte an die Schauspieler die Anforderung, daß sie ihm die Wirklichkeit täuschend wiedergäben und uns die Illusionen des Theaters vergessen ließen. Statt dessen fand er meist, daß die sogenannten Künstler ihr Spiel grade nur für das Theater berechneten und selten in den Rollen, die sie wiederzugeben hatten, ganz aufgingen. Wer den Bösewicht spielen sollte, fürchtete sich, seine Gutmüthigkeit ganz zu verleugnen; wer von den Damen alt sein sollte, hütete sich wohl zu verbergen, daß sie noch um einige Jahre jünger wäre, als ihre Rolle. Börne, ein feiner Beobachter des menschlichen Gemüths, in unsern gesellschaftlichen Begegnungen sehr empfänglich für den Anstand, war fortwährend auf der Folter, wenn er diese gänzliche Ermangelung aller psychologischen Wahrheit sich spreizen, im Lehnstuhl hin und her werfen, in leidenschaftlichen Momenten stöhnen und tragiren sah. Er kannte den Hof nicht, aber er wußte, daß kein Fürst mit seiner Frau so spricht, wie Clauren im Hotel de Wiburg einen sprechen läßt und der Schauspieler, nun gar noch outrirend, es wiedergiebt. Man hat gut sagen, daß Börne sein Urtheil milder hätte aussprechen sollen! Einem Mann von Urtheil und Geschmack ist nichts so peinigend, als der Beifall, der den Fehlern der Schauspieler gespendet wird. Wer eine Zeitschrift herausgiebt, die das Schauspiel einmal in den Kreis ihrer Besprechungen gezogen hat, kann so wenig wie die Satyre, so wenig seine wahre Meinung über den gestrigen Theaterabend unterdrücken. Wer keine Rücksicht auf ein Freibillet nimmt, von den Schauspielern bei ihren Benefizen kein Prozent von der Einnahme erwartet, durchreisenden Schauspielern sich verläugnen läßt

und die Empfehlungsbriefe, die sie mitbringen, uneröffnet in den Papierkorb wirft, wer nicht das Caffèhaus besucht, wo sich die Mitglieder des Theaters zu versammeln pflegen, und sich abstumpft gegen jede noch so lockende Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft der ersten Liebhaberin zu machen, und dabei den Geist, die Kenntnisse und den Geschmack Börne's besaß, konnte nicht anders urtheilen, als er urtheilte. Einem freien Kritiker scheint an der Ordnung der Dinge etwas verrückt zu sein, wenn die Intention eines Dichters von einem Schauspieler nicht verstanden oder aus übermäßigem Verständniß verzerrt wird. Er hat nicht eher Ruhe, bis dem Dichter, bis der Natur wieder ihr Recht geschehen und man möchte, wenn es auch lächerlich klingt, fast sagen, eine widerliche Lücke in der Weltordnung compensirt ist.

Börne war aber nicht bloß streng gegen die persönliche Leistung des Schauspielers, sondern eben so gegen den Regisseur. Da er die Wiedergabe der Wirklichkeit täuschend verlangte, so konnte ihn im Arrangement der Stücke, ihrer Scenerie, namentlich aber in der Comparserie nichts so sehr verletzen, als was den Theaterplunder zu grell herausstellte, die nachgiebige Phantasie und Ergänzungskraft des Zuschauers zu sehr in Anspruch nahm. Ein bürgerliches Zimmer, das zu kostbar, ein Prunkgemach, das zu einer Bürgerwohnung gehören sollte, beleidigte ihn. Durchaus komisch sind in seiner Dramaturgie die ewigen Klagen, daß für die Hölle, z. B. im Don Juan, viel zu wenig Feuerwerk verwandt wird, daß nicht genug Schwärmer prasseln und alles nur auf eine jämmerliche Komödie berechnet wäre. Namentlich ärgerte ihn der geringe Aufwand, mit welchem die damalige Frankfurter Bühne Schlachten und Gefechte aufführen ließ. Sechs Mann

von der Stadtmiliz sollten nicht selten ein ganzes Armeecorps vorstellen und durch das Zusammenschlagen zweier blechernen Gefäße versuchte man, ein Gefecht hinter der Scene anschaulich zu machen. Wenn es hieß: Bauern, Volk, Soldaten u. s. w., so war die Anzahl, die davon zu sehen war, Börnen immer zu gering und er spottete mit schlagendem Witz, ob sich wohl eine Räuberbande durch fünf solcher Landdragoner gefangen nehmen ließe u. s. w. Er hatte dabei den eignen Ausdruck, daß er, auf dergleichen Mißstände kommend, fragte: „Und was war denn das da wieder“ z. B. mit den drei bis vier Verschwornen, die einen ganzen Staat stürzen wollen? u. s. w. Um Börne's Gedanken hiebei ganz richtig zu treffen, müssen wir hinzusetzen, daß er in dergleichen Armseligkeiten eine gewisse kleinstädtische und spießbürgerliche Hungerleiderei erblickte und sich, man sollte es kaum glauben, wirklich darüber ärgerte. Er verband damit die Vorstellung von der ganzen knappen Engherzigkeit unsrer Unternehmungen, von einer gewissen reichsstädtischen Krähwinkelei, von der leeren und nüchternen Spiegelfechterei, mit der man da wage, uns wie Kindern ein bischen Lärm vorzurasseln und uns durch ein Dutzend Schwärmer Furcht für Hundert einzujagen; denn auch die Ritterlichkeit seines Characters sträubte sich gegen solche, rein auf Verblüffung angelegte Zumuthungen.

Wie empfänglich sein in spätern Jahren leidendes Ohr für die Reize der Musik war, hat Börne in den Pariser Briefen durch die Bewunderung, die er vor der Malibran hegte, genug ausgesprochen. Es war nicht das meisterhafte Spiel dieser Sängerin, das allein ihn so sehr in Anspruch nahm, sondern er war Kenner des Gesanges, so weit es sich um den Eindruck der Composition, um den Eindruck des

Vortrages handelte. Die Mozart'schen Opern hatte er so in sich aufgenommen, daß er mit wahrem Schmerz fühlte, wie bei ihrer Aufführung in Frankreich der eigentliche Duft von ihnen weggeweht schien und es zwar die alten, ihm so vertrauten Töne noch waren, aber im Munde der Italiäner, auf den Saiten der Franzosen, nicht mehr der ächte classische Geist derselben. Früher hatte Börne auch in der vor Zeiten ausgezeichneten Darmstädt'schen Oper, welche die Frankfurter häufig zu besuchen pflegten, Gelegenheit, sein musikalisches Urtheil zu bilden. Die Töne aus der Haydn'schen Schule wirkten auf sein Herz am einschmeichelndsten; er war glücklich nach einer Oper von Rossini einmal wieder die rührenden Töne der Schweizerfamilie zu hören, wenn er auch Weigls Tonmalerei in Nachtigall und Rabe für kindisch erklärte. Was mußte er später Rossini schätzen lernen, als erst jene weichlichen Cantilenen von Bellini und Donizetti aufkamen, welche nur für die Erschlaffung der Gemüther berechnet scheinen! Sein Aufsatz über die Sonntag, der ihm in Berlin so viel Bewunderer seines Talents der Bewunderung verschaffte, darf in dieser Verbindung nicht unerwähnt bleiben.

Für Börne's unmittelbar die Poesie mit dem Leben verbindende Prinzipien mußte der dramatische Dichter am höchsten stehen. Je größer ihm der ächte Genius erschien, der das Leben, erfaßt in seinen tiefsten Räthseln, die Menschen in ihrer Wirklichkeit, das Erhabene in seiner unverkürzten Größe auf die Bühne bringt zur Erschütterung der Tyrannen, zum Beispiel der Nacheiferung für die Menge; so verächtlich und gefährlich erschien ihm der dramatische Stümper, der die gemeinen Sitten des Tages, die Lüge und die Verworfenheit unsrer Standesbeziehungen ohne eine höhere sittliche Verklä-

rung wiedergab, erschien ihm der Anmaaßliche, der sich die Miene giebt, das Erhabene schildern zu wollen und doch nur eine Karrikatur dafür ausgiebt und für etwas Gewöhnliches und Schwächliches unsre tiefsten Gemüthserregungen in Anspruch nimmt. Man muß sich die dramatische Literatur der Restaurationsperiode von 1815 bis beinahe 1830 vergegenwärtigen, um den günstigen Boden auszumessen, auf dem sich Börne mit seiner edlen Entrüstung und mit seiner Satyre tummeln konnte. Seitdem Schiller todt war, hatte man den Kothurn ihm nicht mit ins Grab gelegt; sondern seine Nachfolger wagten es, ihren kleinen Fuß auf ihm anschnallen zu lassen und nun mit lächerlichem Pathos, ohne innre sittliche Würde, ohne den ächten Schwung der Phantasie, auf ihm herumzuschlorren. So sehr sich Börne vom Dichterfeuer eines Grillparzer erwärmen ließ, so fröstelte ihn bei der dürftigen Armuth eines Houwald. Mit dem Schweiß des Angesichtes kitteten dieser und ihm Aehnliche ihre papierne Welt wie Kartenhäuschen zusammen. Weil man das Erhabene nicht mehr aus seiner eignen Combination zu schaffen wagte, so erfand man sich einen Spukbegriff, der jenen Puppen einer armseligen Erfindung etwas Schauerliches geben sollte, die Schicksalsidee. Diese polterte wie ein Justinus Kerner'scher Geist aus dem Zwischenreich hinter den Couliſſen der Bühne und langte zuweilen geisterhaft eine dürre Gespensterhand von oben herab, die den Drath verrieth, an welchem die Figuren gelenkt wurden. Zuweilen schlich die Schicksalsidee, in Gestalt einer Ahnfrau, in langem, schwarzem Kleide über die Bühne und ächzte wie ein Jahrtausendjähriges Verbrechen, das auf Erlösung harrt. Bald hockte der Kobold an der Schwelle eines „Leuchtthurms,“ bald hinter einem „Bilde,“

bald begleitete er einen armen zum Tode geweihten Hungerleider von Helden auf der „Heimkehr" in eine Försterswohnung. Börne hatte gegen diese Schicksalstragödien, die aber weit mehr Zufallstragödien waren, unaufhörlich zu kämpfen; er gesteht ein, dies tragische Schicksal nicht begreifen zu können. „Was sie unter Schicksal verstehen," sagte er, „hab' ich nie verstanden; ich habe nie verstanden diese Mischung von antiker und romantischer Denkweise, dieses christliche Heidenthum. Entweder ist der Tod ein liebender Vater, der sein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann ist es untragisch; oder es ist der menschenfressende Kronos, der seine eigenen Kinder verschlingt, und dann ist es unchristlich. Euer Schicksal ist ein Zwitter, unfähig zum Zeugen, wie zum Gebähren." Die Börne'sche Analyse der Dramen, welche damals auf die Schicksalsidee gebaut wurden, sind Meisterstücke der feinsten und scharfsinnigsten Kritik. Man machte ihm eine gewisse Neigung zu Consequenzen zum Vorwurf; Müllner sogar, den Börne, auffallend genug, schonte, wollte in einer Kritik der Wage gleichsam sagen, der Verstand könne alles lächerlich machen; aber die Fabel z. B. der Houwald'schen Stücke war doch meist so widersinnig zusammengesetzt, daß sie keine andre Kritik, als die der gesunden Vernunft verdiente. Von der Begeisterung, die diese Pseudo-Dichter selbst empfanden, setzten sie voraus, müsse auch der Zuschauer angesteckt sein, während ihre Gebilde auf diesen keinen andern Eindruck hervorbrachten, als den des Zweifels und der Verwunderung. Die besonnene Kritik konnte von den Strömen von Thränen, die allerdings um Houwalds Bild flossen, nicht fortgerissen werden.

Zu diesen Erzeugnissen einer verspäteten und forcirten

Romantik gesellten sich alle die abgestandenen Reste des Repertoirs von ehemals. Iffland schilderte deutsche Duodezzustände an den Höfen, die veraltet waren und ganz neuen Untugenden und Umtrieben der Fürsten und Beamten Platz gemacht hatten. Diese edlen Justizräthe und Präsidenten paßten wenig für eine Zeit, in welcher die Untersuchungscommissionen über demagogische Umtriebe niedergesetzt wurden. Dann brachte das neue Repertoir die patriotischen Stücke, in welchen die Begeisterung von 1813 und der Triumph von 1815 kein Ende nehmen wollte, Stücke, wo alle Personen die Kokarde trugen und jeder junge Liebhaber früher freiwilliger Jäger gewesen war und Anspruch auf das eiserne Kreuz hatte. Die Kosacken wurden in diesen Stücken noch immer als Brüder behandelt und freisinnige Idealisten als Projektenmacher, von denen im letzten Act herauskam, daß sie schon einmal gestohlen hätten, oder sie wurden als vierschrötige Turner ausgelacht. Die militairischen Spektakelstücke lösten die alten Ritterstücke ab. An die Stelle Wallensteins oder Ottos von Wittelsbach kamen der alte Dessauer, Friedrich der Große, wunderthätige Feldmarschälle, die das tragische Schicksal in der Patrontasche trugen und es als Tags- oder Militairbefehl austheilten. Wachtparaden zogen in den Stücken auf, Trommeln wirbelten, Kanonen wurden abgefeuert, Bivouaks gehalten, kurz es war alles auf den Landsturm und die Einführung der allgemeinen Militairverpflichtung berechnet. Und trotz dieser erbärmlichen Richtung, die bald von der noch schlechtern der Vaudeville-Uebersetzer, mit welcher Angely und die Sieben Mädchen in Uniform aufkamen, abgelöst werden sollte, trotz dieser Unsumme von Trivialität war Börne kein Rigorist. Wo ihm eine natürliche, wenn auch noch so leichte

Erfindung Lachen entlockte, da gab er sich harmlos hin und selbst von Kotzebue sagte er: Da haben sie mir meinen allerliebsten unersetzlichen Kotzebue todt gestochen! Börne war besonnen genug, die Vielseitigkeit seines Talentes anzuerkennen, wenn er ihn auch mit der bittersten Lauge übergoß, wo er sich herausnahm von uns für seine erlogenen Thränen Mitgefühl zu fordern. So oft die Gemeinheit eines Kotzebue erhaben werden will und seine Lasterhaftigkeit empfindsam, ist er auch ihm unerträglich. Von Raupach, der sich damals erst entwickelte, hatte Börne ein wenig schmeichelhaftes Vorgefühl. Doch soll er später einige seiner Dramen; z. B. Tassos Tod nicht ohne Interesse gelesen haben.

Der rein politische Maaßstab, angelegt an die Kunst, hätte Börne zu jenen Einseitigkeiten führen können, denen z. B. W. Menzel in seiner Kritik ganz anheimgefallen ist. Börne unterschied sehr wohl den praktischen Gesichtspunkt von dem theoretischen. In Dem, was ihm praktisch verwerflich schien, hat er sicher auch immer das Rechte getroffen. So empörte ihn in unsrer dramatischen Literatur dieses Element des Allerunterthänigsten, empörten ihn diese Katzenbuckel, welche der Bauer vor dem Schulmeister, der Schulmeister vor dem Pastor, der Pastor vor seinem Patronen macht. Der Einwand, daß in diesen häßlichen Beleidigungen der Menschenwürde doch unsre Sitten getroffen würden, genügte ihm nicht. Ist diese Hundedemuth da, so ist das Mittel, sie auf der Bühne lächerlich zu machen, noch immer nicht wirksam genug, sie auszurotten. Börne tadelte, daß unsre gehorsamen Diener von Dichtern die Fürsten immer edel und gut auftreten lassen oder, wenn sie doch nicht gut und edeln handeln, die Schuld auf ihre schlechte Umgebung werfen. Die Unschuld,

in der z. B. Lessing sogar in der Emilia Galotti den Fürsten erscheinen läßt, mußte ihm um so bedenklicher vorkommen, als die Harmlosigkeit eines Fürsten bei einem so notorisch schlechten Untergebenen, wie Marinelli einer ist, unglaublich wird. Freilich war es die Weise des 18ten Jahrhunderts die Fürsten zu schonen und nur die Minister anzugreifen; erst im 19ten Jahrhundert wagte man sich an die Fürsten selbst.

Börne bemerkt sehr richtig, daß die Luft, in der allein ein dramatisches Talent gedeihen kann, politische Freiheit ist. Wo kein öffentliches Leben herrscht, muß nicht nur der dichterische Ausdruck seiner natürlichen Kraft beraubt werden, sondern die Gestalten werden auch nicht den freien Geist ureigenster Persönlichkeit athmen: Rücksichten entnerven die Sprache und lassen die Malerei des Lebens sich nur in dämmernden Andeutungen ergehen. England, so groß durch seine dem Einzelnen gestattete politische Freiheit, hat darum auch nie aufgehört, selbst beim unläugbar dort herrschenden Verfall der dramatischen Kunst Stücke zu zeitigen, die eine feine Charakteristik, eine tiefe Menschenkenntniß verrathen. Börne bemerkt dies selbst bei Gelegenheit des Cumberland'schen Juden und des Grafen von Essex. Ein Engländer kann in so nebelhafte Allgemeinheiten und unmögliche Spezialitäten, wie sie die deutsche Bühne schildert, nie gerathen, weil ihn der freie Gebrauch seines Daseyns das menschliche Daseyn überhaupt richtiger verstehen lehrt. In neuester Zeit ist das Drama in England durch den vorherrschend episch-lyrischen Charakter seiner Dichter sehr gesunken und dennoch was wir von Englischen Stücken übersetzen zeichnet sich doch immer noch durch eine klare und täuschende Lebenswahrheit aus, so die Gebrüder Foster, der Bucklige, Bulwers neueste Dramen und man-

ches Andre, dessen die Uebersetzer sich nur allzurasch bemächtigen. Wie wäre in Frankreich diese schnell aufsprossende Blüthe des Theaters in neuester Zeit möglich gewesen, wenn sich nicht die Franzosen einer politischen Freiheit rühmen dürften, die ihnen die ängstliche Scheu deutscher Dichter, die von hundert Süjets nicht zehn auf die Bühne bringen dürfen, benimmt? Unsre Dramen bewegen sich meist in einer fictiven Welt, sogar die Sitten und Charaktere der Lustspiele sind nicht ächt und wahrhaft aus dem Leben gegriffen. Die Theatertradition schafft diese Husarenobersten und Rittmeister, diese Herren von Lammersdorf und von Saldern, diese Wirthschaftsinspectoren, dies ganze stehende Personal unsrer heitern Familiengemälde. Sie sind aus alter Zeit überliefert, haben wohl Zopf und Perücke, Manschette und seidnen Rock abgelegt, wiederholen aber immer noch ihre alten Abentheuer vom Jahr 1790; selbst der Dialog hat sich wenig verändert. Man muß die seltsame Spannung auf dem Antlitz des Zuschauers beobachten, wenn einmal die Thorheit oder Mode des Tages, z. B. die Homöopathie, die Wasserkuren oder dergleichen in unsern Dramen erwähnt werden, um zu wissen, daß diese Neugier wie aus dem Reiz nach Verbotenem entsteht. Unser Theater kann nicht aufblühen, so lange ihm die Lebensluft der Freiheit fehlt.

Börne hatte immer Gelegenheit, sich in seinen Kritiken über den Mangel an Lebenskenntniß bei unsern Bühnendichtern zu entrüsten. So wie ein Fürst oder Minister auftrat erschrack er, weil er wußte, daß sie — hundert gegen eins — so sprechen würden, wie Fürsten und Minister nicht sprechen. Die Situationen, in welche wir die verschiednen Grade der Gesellschaft bringen, sind fast immer unnatürlich. Was bei

uns auf der Bühne die Soldaten thun, entlehnen die Dichter von den Studenten, was die Studenten, nicht selten von Philistern.*) Eine ächte wahre Charakter- und Situationen-Färbung, wenn auch nur im Geist der Genremalerei, besitzen wir nicht. Es finden da immer zwei Fälle statt: entweder kennen wir die Lebensäußerungen der Stände nicht oder wir dürfen sie nicht wiedergeben; Beides gleich nachtheilig für die Wahrheit der Bühne. Jetzt, um die Verschleierung des Lebens bis zu völligem Dunkel auf der Bühne zu heben, erleben wir nun gar die Erscheinung, daß eine Prinzessin für sie schreibt. Gäbe sie uns das Leben der höchsten Gesellschaft, des Hofes und der Ringe, die sich um ihn ziehen, so würden wir für ihre Bemühung, uns durch Lustspiele zu erheitern, dankbar sein; allein die Prinzessin Amalie von Sachsen schildert uns das Bürgerleben, das Dasein kleiner bescheidner Familien, das Leben der Landedelleute, die, um zu Geld zu kommen, sich mit Bürgerlichen verschwägern; sie schildert uns Aerzte, Landwirthe, Geistliche; kann sie die Erfahrung anderswo her haben als aus Büchern? Es ist nicht bekannt, daß sie wie Louis Philipp und seine Familie im Exil lebte, angewiesen auf bürgerlichen Erwerb und Umgang; woher sollte sie den Stoff zu diesen sich sogar als Sittengemälde ankündigenden Schilderungen anders entnommen haben als.... aus Büchern!

Indessen hielt sich Börne's Kritik in der Wage nicht immer bloß an diese mehr allgemeine Betrachtung der Bühnenstücke, sondern seine dramaturgischen Leistungen sind auch voll der feinsten Sonderbemerkungen, in denen er eben so viel Geschmack als Menschenkenntniß entwickelte. Ich mache

*) Kann Jemand handwerksburschenartiger auftreten, als Maltitzen's alter Student?

besonders auf seine Erörterung über physische Gebrechen auf der Bühne aufmerksam. Müllner wollte damals im Morgenblatt bestreiten, daß Börne die Blindheit der Camilla in Houwalds Bild mit Grund getadelt und als nicht gemacht, um unser Mitleid zu erregen, dargestellt hätte. Börne entgegnete sehr wahr, daß physische Gebrechen uns im Leben das größte Mitleid abgewinnen könnten, auf der Bühne uns aber kalt lassen. Er erwiederte schlagend, daß das von Müllner angeführte Beispiel des blinden Oedipus den vorliegenden Fall nicht träfe. Oedipus ist blind geworden vor unsern Augen, wir kennen die Ursache derselben und empfinden diese Blindheit durchaus als ein zur Handlung gehörendes tragisches Motiv. Eine unmotivirte Blindheit aber, ein physisches Leiden a priori, das außer dem Zusammenhang der entwickelten Fabel liegt, nimmt, auf der Bühne wenigstens, neben der geschilderten Handlung kein besonderes Interesse in Anspruch. Börne hätte noch hinzufügen können, daß grade in dieser Zumuthung Müllner's und Houwald's, uns für eine unmotivirte Blindheit einer ihrer dramatischen Figuren zu interessiren, die Grundschwäche der dramatischen Leistungen dieser Dichter erkennbar ist. Sie setzten Novellen in Scene, aber keine Handlungen. In der Erzählung kommt uns allerdings durch die Notiz, daß diese oder jene geschilderte Person auch noch blind sei, noch ein eignes Interesse zu ihrer sonstigen Stellung in der Fabel hinzu; im Drama nicht. Müllner und Houwald verwechselten das Dramatische mit dem Novellistischen; ihre Stücke sind dramatisirte Erzählungen, deren hauptsächlicher Fehler in dem Mangel aller Charaktere liegt. Ihre Charaktere können außerdem, was sie in jenen Stücken sind, nichts weiter sein, sie dauern

über den Theaterabend, über die Fabel des Ganzen, dem sie eingefugt sind, nicht hinaus.

Zwei der berühmtesten Kritiken Börne's sind aus dem Innersten seines Gemüths geflossen, die Beurtheilung des Tell von Schiller und die des Hamlet. Eine genügende Widerlegung der geistvollen und überraschenden Analyse, die Börne von diesen beiden berühmten Dramen gab, ist mir nicht bekannt. Börne traf hier sicher das unwiderleglich Richtige, wenn auch mit dem Unterschiede, daß Schiller durch die Analyse allerdings verlor, Shakesspeare durch die Zergliederung seines Hamlet nur um so mehr gewinnen mußte. Die Feigheit und Großsprecherei, die Börne dem Tell nachwies, kam aus Schiller's falschen Begriffen vom schlichten Biedersinne seines Helden, er machte eine Art Hofer aus dem Tell, er legitimistrte ihn. Bei Börne's Kritik über Hamlet, so geistreich und wahr sie ist, habe ich immer den Dichter nur um so mehr bewundern müssen, daß er Gestalten hinstellen konnte, denen Börne ordentlich Vorwürfe macht, nicht als wären es Schöpfungen des Dichters, sondern wirklich lebende, für sich verantwortliche Personen. Denn daran dachte doch wohl Börne nicht, Shakesspearen die Unentschlossenheit Hamlets zuzurechnen; im Gegentheil, Shakesspeare hat sich wohl ein Bewußtsein darüber erhalten, wenn auch nicht mit den Nebenbegriffen, die Börne mit dem Charakter des Hamlet verband. Aber Börne putzt die Figuren dieses berühmten Dramas ordentlich herunter wie unartige Buben, denen man einmal die Lection lesen müsse. Kann etwas das Genie eines Dichters größer herausstellen, als wenn die Gestalten, die er uns vorzaubert, in diesem Grade Fleisch und Bein haben, eine Wirklichkeit erreichend, die bei Weitem

größer ist als die täuschende Aehnlichkeit jener gemalten Weintrauben, an welchen die Vögel pickten?*)

Da Börne nicht nöthig hatte, seine Theaterkritiken gleich am Morgen nach der Vorstellung herauszugeben, so konnte er an sie dieselbe Feile legen, die allen seinen Arbeiten auch die geschmackvolle Vollendung des Styls gab. In monatlichen Berichten faßte er sein Theater-Tagebuch zusammen. Börne hat nur wenige davon der Aufbewahrung für würdig gehalten, aber jetzt, wo wir das ganze Verständniß seines reichen Geistes besitzen, ist uns auch das noch so sehr an den Moment Geknüpfte, in der Art, wie er es zu fesseln wußte, merkwürdig. Kann wohl eine Kritik geistreicher sein, als die folgende:

„Am 28. Juli 1819. — Die Rosen des Herrn von Malesherbes, von Kotzebue. Demoiselle Lindner, Susette; Herr Otto, Malesherbes; Herr Schmitt Peter; — Keine Rose ohne Dornen. Demoiselle Lindner war die Rose."

So sinnig, kurz und treffend, wie ein Epigramm.

Den Frankfurter Schauspielern jagte Börne durch seine Kritiken keinen geringen Schrecken ein. Die gefeiertsten Helden kamen in Gefahr, ihren Ruf zu verlieren. Das Lampenlicht verlor seine auch das Urtheil blendende Wirkung. Es fehlte nicht an Drohungen und dunkeln Gerüchten von Mord und bösem Hinterhalt. Börne hielt standhaft aus und schaffte

*) Es war in Hannover im Winter von 1828 auf 1829, als Börne diese Kritik über Hamlet schrieb. Nachdem sie beendigt war, sagte er: „Das hat mir viele Mühe gemacht. Ich habe tief graben müssen." Dann strömte er, wie immer bei diesem Thema, in Bewunderung Shakespeares über, den er Gottähnlich pries, dem nichts verborgen, der Alles kenne, das Tiefste und das Höchste, vor dem in der Natur und der menschlichen Seele kein Geheimniß unergründet bliebe.

sich ein paar Pistolen an, um auf alle Fälle gefaßt zu sein. Von seinen Freunden lachten Einige, Andre vermehrten seine Besorgniß und riethen ihm von der Fortsetzung seiner Kritiken ab. Er ließ sie nicht; sie waren ihm ein Mittel, Dinge auszusprechen, die in andrer Form sich nicht sagen ließen. Er durfte stets auf seine Besonnenheit, im äußersten Falle auf seinen Muth rechnen. Man erzählt sich von einem gewaltthätigen Angriffe, den sich der von Börne allerdings für immer von der Bühne wegrecensirte Schauspieler Heigel auf offner Straße gegen den Herausgeber der Wage erlaubt hätte. Es ist nichts Wahres daran. An Drohungen von dieser Seite fehlte es nicht und nur so viel wird von seinen Freunden zugestanden, daß Börne allerdings damals nur mit Sackpistolen ausging. Ob sie geladen waren, wird nicht gesagt.

Eine kleine Fehde mit dem Schauspieler Urspruch gab Veranlassung zu einem interessanten Briefwechsel. Im zweiten Heft der Wage sagt Börne bei Gelegenheit der Elise von Valberg Folgendes: „Herr Urspruch, Hofjunker von Külen. Im Leben wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeschaffen, als auf der Bühne.“ Herr Urspruch fand diesen Satz so auf Schrauben gestellt, daß er seinen bürgerlichen Ruf dadurch beleidigt glaubte. Er forderte Börne auf, sich deutlicher zu erklären. Als ihm Börne darauf eine zwar nicht abweisende, doch sehr kühle Antwort gab, wiederholte er sein Verlangen in einem Briefe, der nicht ohne Drohungen und Unarten war. Börne replizirte in der Wage sehr witzig. Er erklärte den Sinn seiner Worte dahin, daß er von Herrn Urspruch hätte sagen wollen, auf der Bühne wolle ihm die Schufterei nicht gelingen, ohne daran zu denken, als wäre er im Leben darin glücklicher. Dann griff er die kleinen

Drohungen des Mimen wie Fangbälle auf, mit denen er artig spielte; und in der That sind seine späteren Urtheile über Herrn Urspruch milder, woran freilich der Umstand Schuld sein mag, daß Betty Urspruch, die Tochter „des Mitarbeiters der Wage wider Willen", wie ihn Börne genannt hatte, ihr theatralisches Debüt und auf Börne eine Wirkung machte, von der man in Frankfurt behaupten wollte, daß sie mehr als artistisch sei. Indessen alle Stimmen kommen darin überein, daß Betty Urspruch (sie lebte noch vor Kurzem als ein bedauerlicher Schatten ihrer Vergangenheit) die großartigste Zukunft versprach. Börne tadelte sie zuweilen, aber fast mit dem Schmollen eines Verliebten; er sagte ihr die schönsten Regeln, gleichsam in der Voraussetzung, als wäre er der Mann, der aus ihr etwas machen könnte. Sie solle nur nicht übermüthig werden, sie sollte sich's nur nicht zu leicht machen. Rühmte Börne, so entdeckte er selbst im Unwesentlichen bei Betty Urspruch Schönheiten. Sie hatte in: Die Waise und der Mörder Friederiken gespielt. „Unübertrefflich wahr und rührend," sagte er, „erschien Dem. Urspruch in der Scene, da sie zur Rettung des in's Wasser gefallenen Viktorin nach Hülfe rief. Es wäre gut, wenn mehre unsrer Schauspieler bei diesem jungen Frauenzimmer in die Schule gingen, um unter andern zu lernen, wie man mit Natur und Anstand die Stimme bis zum Schreien erhebe." Und in der That, von Stund an, fingen die Damen des Personals, denen an dem Urtheil der Wage viel gelegen war, an, der jungen Urspruch diesen inzwischen berühmt gewordenen Schrei nachzurufen. Theaterbesucher von damals versichern, es wäre nicht mehr auszuhalten gewesen, wie sich damals Alles bemüht hätte, kunstgerechte Schreilaute auszu-

stoßen. Alles wollte, zum Wohlgefallen des Dr. Börne, wie die Urspruch schreien.

Daß es Börne mit seinen Kritiken viel zu gewissenhaft nahm und darüber oft grausam wurde, ist unzweifelhaft. Was ihn stachelte, war die erste Begeisterung seiner methodischen journalistischen Wirksamkeit, es war der hohe Begriff, den er mit seiner Aufgabe verband, unverkennbar auch die glänzende Gelegenheit, die die Schwächen des Schauspielers dem Witze boten. Börnen war die Autorschaft damals noch so neu, daß er eines guten Einfalls wegen sein Urtheil nicht gern unterdrückt hätte. Wenn ihn ein fremder oder einheimischer Künstler besuchte, so zeigte er es im nächsten Hefte der Wage an und ließ seine Leser über Wendungen, wie die folgende, lachen: „Herr Keller war bei mir, um mich zu bestimmen, seine Frau in der Rolle der Emma von Falkenstein zu s c h o n e n. Ich thue es hiemit." Er warnte alle Schauspieler ihn zu besuchen. Es würde ihnen das nichts helfen, da er nicht weichherzig genug wäre, die Leser seines Journals zu betrügen. Von den Schauspielern übertrug er seinen Zorn zuweilen auf die Regie, auf die Direktion. Er machte ihr die bittersten Vorwürfe über ihr schlechtes Repertoir: „Alle Tage derselbe abgeschmackte Jammer, derselbe abgeschmacktere Spaß. Es ist nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es ist Ernst und Wahrheit, wenn ich meine Leser versichere, daß mich die Vorstellungen auf unsrer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Brust beklommen ist, wenn ich an den Theater-Abenden diese fürchterliche Pein der Langeweile zu ertragen habe." Bald verging auch dem gewissenhaften Dramaturgen die Lust. Die Hefte der Wage verspäteten sich Monate- und Jahre-

lang und die beiden letzten, die in Tübingen 1821 erschienen, ließen das Theater ganz bei Seite liegen.

Der ruhmvolle Name, den sich Börne schon durch die ersten Hefte der Wage erwarb, bestimmte den Buchdrucker Wenner in Frankfurt, ihm die Redaktion einer Zeitung anzuvertrauen. Das sehr zurückgekommene Staatsristretto sollte unter dem Titel einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt wieder in Aufschwung kommen und Niemand wäre auch zu dieser Wiederbelebung geschickter gewesen, als Börne, wenn es keine Censoren gegeben hätte. Vier Monate lang vom 1. Januar 1819 bis in den April hielt Börne diesen kleinen Guerillakrieg mit dem scheerenbewaffneten Censor (noch dazu seinem ehemaligen Collegen von der Polizei, einem gewissen Severus) aus; er ist in seinen „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur" selbst der Historiograph dieser, trotz einer Schlacht ermüdenden Scharmützel geworden. Eingekeilt zwischen hundert Rücksichten auf Diplomatie und Senat wurde seine ganze Thätigkeit auf das Unbedeutende herabgeschraubt; er sah ein, daß in der flachen Weise, wie in Frankfurt (noch jetzt) Zeitungen nur erscheinen dürfen, jeder Andre dem Buchdrucker sein Blatt eben so gut und noch mit weniger Kostenaufwand für diesen redigiren würde und gab es ab. Diese vier Monate hatten ihm Nachtwachen, Geldstrafen, die witzigsten Gedanken und treffendsten Wahrheiten gekostet und nichts eingetragen, als die Ueberzeugung, daß man unter dem Damoklesschwerte der Censur höchstens für seinen Styl manche Feinheiten, manche diplomatische Unbestimmtheiten und graziöse Zweideutigkeiten lernen könne. Börne sagte oft scherzhaft und ließ es drucken, daß man mit Einführung der Preßfreiheit auch der Ausbildung des deutschen

Styls schaden würde; fein, witzig, behutsam und graziös ließe sich nur schreiben, wenn mit uns die Katze Censur schäkerte. Nach Börne versuchte es Friedrich Murhard eine Zeitlang, in Frankfurt den Postillon der Geschichte zu spielen; aber auch er ward es bald müde. Die stolze Posaune der Fama bekommt in Frankfurt so viel Beulen, daß sie einen so kläglichen Ton wie eine Nürnberger Kindertrompete von sich giebt. Uebrigens blieb das Wenner'sche Haus für Börne ein Ort, den er um sich zu erholen, gern aufsuchte. Mad. Wenner, die Schwester des bekannten witzigen Lokaldichters Malß, veranstaltete Leseabende, an denen Börne Theil nahm und die in andern Kreisen, in denen er zu verkehren pflegte, nachgeahmt wurden. Börne's Freunde, die Doktoren Goldschmidt, Stiebel, Reis, gebildete Kaufleute, wie Ellisen und Andre rückten damals oft zu geistreicher Unterhaltung zusammen, an der Börne, obgleich Vorlesen ihn nicht fesselte, zuweilen in seiner Art, einfach und gemüthlich Theil nahm. Es fehlte nicht an harmlosen Scherzen, nicht an den lebendigsten Erörterungen der Tagesereignisse. Frankfurt selbst mit seiner Tageschronik lieferte den meisten Stoff. Börne ließ z. B. damals einen kleinen Zettel drucken, auf dem er einen durchreisenden Augenarzt, der sich etwas pomphaft angekündigt hatte, sehr witzig in einer Weise, die an Lichtenbergs berühmte Parodie der Anschlagzettel Philadelphias erinnert, persiflirte. *)

Die Herausgabe der in Offenbach gedruckten Zeit-

---

*) Siehe Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 175. Die Frankfurter Aerzte verdroß es, daß dieser englische Doctor Williams ausnahmsweise auf diplomatischem Wege die Erlaubniß erhalten hatte, Medicamente zu verkaufen. Börne nannte ihn Boaster (Prahler).

schwingen war in demselben Jahre 1819 ein journalistischer Versuch, den schleppenden Gang einer Monatsschrift durch wöchentliches Erscheinen zu beschleunigen und schneller mit dem Tage fortzugehen. Gleich die ersten Nummern fanden eine lebhafte Theilnahme, der Verleger Fr. Wilmans in Frankfurt war glücklich, ein gutes Geschäft zu machen, ein Artikel: Der kleine Hamann (gegen den Physikus Varrentrapp) hatte besonders lokales Interesse erregt, als plötzlich das fernere Erscheinen der Zeitschrift in Offenbach verhindert wurde. Es war Börne aufgefallen, daß die Frankfurter Bundestagsgesandten sich häufig einzelne Nummern der Zeitschwingen abholen ließen. Es war die Zeit der Einkerkerungen, der Untersuchungskommissionen. Börne ward um seine Freiheit besorgt und der Aufenthalt in Frankfurt erschien ihm immer drückender. Er entschloß sich, nach Paris zu reisen. Die Gründe, die ihn dazu bestimmten, wurden um so gewichtiger, als man mit Ertheilung des Passes hinhielt. So zog er vor, nach Darmstadt zu Fuß zu gehen. Es war im Spätherbst 1819, kurz nachdem er eine Rheinreise zur Erholung gemacht hatte. Auf dieser hatte er Görres in Coblenz besucht, bei dem er Schleiermacher und Benzenberg traf. In Bonn besuchte er Schlegel und Arndt. Nachdem er noch Aachen und Köln gesehen, kehrte er nach Frankfurt zurück, von wo er jedoch einige Wochen darauf sich entfernen zu müssen glaubte.

Börne hat diese Pariser Reise in seinem Sodener Tagebuch *) selbst erzählt. Er ging über Straßburg, nachdem er noch richtig in Mannheim einen ihm nachgeschickten Paß

*) Stuttgarter Ausgabe Band IV. S. 303 flg.

vorgefunden hatte. Der erste Eindruck von Paris verwirrte ihn, aber auf die angenehmste Art. Die Blätter meldeten seine Ankunft, man nannte ihn einen politischen Flüchtling. Man trug ihm die Mitarbeiterschaft an mehreren Zeitungen an. Sein Einblick in das innere Getriebe der Begebenheiten schärfte sich besonders durch die Bekanntschaft des Grafen Schlabernbdorf. Cotta, der unternehmende Buchhändler, setzte sich mit ihm in Verbindung, auch das in Weimar erscheinende literarische Wochenblatt. Doch bald sah er ein, daß die Besorgniß für seine Sicherheit in Frankfurt eine unbegründete gewesen war und daß er die für Cotta, besonders für das Morgenblatt projektirten Aufsätze ebenso gut in Deutschland schreiben könnte. Er kehrte Ende Novembers desselben Jahres nach Frankfurt zurück *).

Der Winter verging in gewohnter Weise. Die Zeitschwingen hatten aufgehört, aber die Wage erschien noch fort. Im Monat März 1820 ereignete sich aber ein Vorfall, der alle seine Freunde in Schrecken setzen mußte. Börne wurde auf Großherzoglich Hessisches Ansuchen gefänglich eingezogen. Man überraschte ihn in seiner Wohnung, nöthigte ihn seine Papiere zusammenzuraffen (Bindfaden und einen Geldsack gab er in aller Gemüthlichkeit selbst dazu her) und führte ihn auf die Hauptwache. Die Kunde verbreitete sich schnell Man zweifelte nicht, daß Börne seiner politischen Lehren wegen oder wohl gar als heimlicher Demagog in Untersuchung gekommen wäre. Seine Familie, mit der den Israeliten (freilich aus guten historischen Gründen) übermäßigen Aengstlichkeit, verbrannte einen ganzen Koffer voll alter Scripturen Börne's,

*) Nachgelassene Schriften Band I. S. 49 flg.

unter welchen manches für ihn selbst sehr werthvolle Document seiner Lebensgeschichte verloren ging!

Inzwischen vernahm Börne die Veranlassung dieses plötzlichen Ueberfalls. Er war beschuldigt, aufrührerische Schriften verfaßt zu haben, die ein gewisser Sichel aus Frankfurt sich das Vergnügen gemacht hatte, in Darmstadt auf heimlichen Wegen, im Schloßgarten und sonst, unbemerkt auszustreuen. Börne fiel aus den Wolken. Er war froh, Manuscript genug für seine Zeitschriften zu haben; nun sollte er sogar aufrührerische Flugblätter in den Wind streuen und, um eine Revolution zu stiften, mit Darmstadt angefangen haben? In der That war es ein guter Glücksfall, daß seine Unschuld bald an den Tag kam. Dieser gute Herr Sichel hatte geglaubt, einen Theil seiner Schuld dadurch von sich abzuwälzen, daß er die Autorschaft der von ihm so unbehutsam verbreiteten Placate einem Manne zuschrieb, dem er ohnehin nicht zu schaden glaubte; er hatte für ganz gewiß gehört, Börne wäre nach Paris gereist, ohne wiederkommen zu wollen und wäre noch nicht zurück. Vierzehn Tage mußte Börne auf der Hauptwache ausdauern, bis seine Unschuld erwiesen war. Man hielt ihn sehr streng, nahm ihm, um etwaigen Selbstmord zu verhindern, jedes schneidende Instrument; man schmeichelte sich wirklich, von ihm den wahren Zusammenhang des europäischen Carbonarismus zu erfahren. Die Tochter eines Hauses, wo er gern verweilte, Röschen O., ging des Tages zehnmal an der Hauptwache vorbei und als sie einmal so glücklich war, ihn am Fenster seines Gefängnisses zu erblicken und ihm freundlich zunickte, wurde sie von dem „rauhen Krieger," der auf Schildwache stand, bedeutet, dergleichen ja unterwegs zu lassen. Börne's kränklicher Kör-

per litt in dieser Zeit so sehr, daß er sich wirklich unglücklich fühlte. Er äußerte später noch oft die Absicht, einmal diese Geschichte seines Gefängnisses zu schreiben, und hat eine kleine Skizze davon hinterlassen *). Als ihm für seine Mahlzeiten nicht Gabel und Messer bewilligt wurden, sagte er dem Wärter: „Empfehlung an den Herrn Bürgermeister! Er soll mir das Fleisch kleiner schneiden lassen!“

Aus diesem unfreiwilligen Aufenthalte richtete er an seinen Freund Dr. Stiebel zwei Billette, des Inhalts: „Lieber Freund. Gestern Abend, da ich nach Hause kam, bin ich von der Polizei arretirt und nach Versiegelung meiner Papiere auf die Hauptwache gebracht worden, wo ich diese Nacht zugebracht habe. Lassen Sie dieses doch meiner Mutter wissen. Ihr könnt ganz ruhig sein. Dr. Börne. Donnerstag Morgen.“ Und darauf: „Lieber Freund. Sie wissen, daß es nicht meine Schuld war, die Mozartschen Briefe so lange zurückbehalten zu haben. Meine Papiere sind mir versiegelt und jede Correspondenz war mir versagt worden. Können Sie mir Ihre Meinung über das Wunderglöckchen schriftlich geben? Sie brauchen sich nicht zu fürchten mit mir zu thun zu haben, meine Quarantaine ist zu Ende und die Staatsärzte haben erklärt, ich sei vom preußischen Tertianfieber nie angesteckt gewesen.“

Es konnte nicht fehlen, daß ein so umsichtiger und gebildeter Buchhändler, wie Cotta, auf das Talent Börne's aufmerksam wurde. Mit einer Handschrift, deren Unleserlichkeit Börne bei späterer Correspondenz zwischen beiden oft verwünschte, machte er ihm im Interesse seiner Zeit-

*) Nachgelassene Schriften Band II. S. 267 flg.

schriften Vorschläge, die für Börne eben so ehrenvoll wie äußerlich vortheilhaft waren. Um den Zwecken des Buchhändlers aber wahrhaft dienlich zu sein, mußte sich Börne doch auf einem andern Terrain befinden. Von Paris aus konnte er der allgemeinen Zeitung politische Berichte (doch hat er ihr nie welche geschrieben), den politischen Annalen zusammenfassende Uebersichten, dem Morgenblatt Sittenschilderungen und Genreskizzen aller Art übersenden. Börne, von den Beschränkungen, welche für die deutsche Presse immer lästiger wurden, angewidert, mit seinem Vater in einem fortdauernden Mißverständniß, von der Einförmigkeit des Frankfurter Lebens *) gelangweilt, sann doch schon darauf, nach Paris zurückzukehren.

Hatte man doch in Frankfurt nicht einmal Sinn genug, seinen Spaß zu verstehen! Seine Monographie der deutschen Postschnecke war im Jahr 1821 in den verspäteten Heften der Wage erschienen, als ihn eines Tages ein Postconducteur besuchte und ihm das Unglück klagte, das er über ihn heraufgeschrieben hätte! Seine Vorgesetzten hätten nachgeschlagen, wer an dem Tage, als Dr. Börne nach Stuttgart fuhr, den Dienst am Eilwagen versehen, wer sich erlaubt hätte, wie es dort geheißen, einen blinden Passagier mitzunehmen! Der arme Mann würde seines Postens entsetzt worden sein, wäre nicht Börne zur Postdirektion geeilt und hätte versichert, daß seine Aufnahme eines blinden Passagiers in die Postschnecke lediglich eine dem Humoristen und Dichter gestattete Licenz wäre, deren Strafbarkeit ihn nur allein treffen dürfte.

---

*) Er schrieb im Jahre 1835 aus Paris, daß es ihm in Frankfurt eigentlich nur Donnerstags gefallen hätte, wenn es im „weißen Schwan" vortreffliches Sauerkraut gab.

Bald nach der Arrestation und Befreiung machte Börne eine Frühlingsreise an den Rhein. Diese Luftveränderung hatte immer etwas Stärkendes, Erquickendes für ihn. Im Spätherbst reiste er nach Stuttgart, wo er seine Verbindung mit Cotta enger befestigen wollte. Von dieser Reise stammt die Postschnecke her. Er besuchte Schott, den Freisinnigen, Uhland, den Schweigsamen, Therese Huber, die Schaffnerin des Morgenblatts, dem er einige Frankfurter Correspondenzen hier schrieb. Ueber Bruchsal kehrte er nach Frankfurt zurück.

Den Sommer darauf war er wieder in Stuttgart, wo es ihm zu gefallen schien. Er sah Cotta, die Huber, Haug, den Epigrammatisten, schrieb fleißig für die Wage, die in Tübingen gedruckt wurde, für das Morgenblatt, dessen literarische Beilage damals Müllner redigirte. Er blieb den ganzen September über. Im Oktober kam sein Vater, der nach Wien reiste und ihn bis München mitnahm. Diese gemeinschaftliche Reise mag nicht die unterhaltendste gewesen sein.

In München labten ihn die musikalischen Genüsse, während für seine geselligen Bedürfnisse zunächst von seiner hier verheiratheten Schwester gesorgt wurde. Er besuchte die Gemäldesammlungen, die Kirchen, das Theater. Sein Projekt von hier nach Wien zu reisen, soll später erzählt werden. Von hier knüpfte er auch mit der freisinnigen Neckarzeitung an und kehrte mit dem neuen Jahre (1822) nach Stuttgart zurück. Er schrieb dort seinen komischen Eßkünstler und verweilte bis zum Juni, wo er über Heidelberg zum zweiten Male nach Paris reiste *).

---

*) Vergleiche über diese ganze hier kurz bezeichnete Lebensperiode die nachgelassenen Schriften Band I. und II.

Es ist hier der Ort ein Verhältniß zu berühren, welches durch die Adresse, an die Börne seine Briefe aus Paris richtete, über das Weichbild Frankfurts hinaus bekannt geworden ist. Es war im Winter von 1816 auf 1817, als Börne im Hause der Schwiegereltern seines Freundes Stiebel eine junge Dame kennen lernte, die in sein ganzes spätres Leben auf eigenthümliche Weise verflochten werden sollte. Madame W. war so eben aus einem ehelichen Verhältniß geschieden, das ihrer Neigung so wenig wie ihren höhern, geistigen Bedürfnissen zugesagt hatte. Freundin künstlerischer Unterhaltung und anregenden Gesprächs gerieth sie mit den Lebensansichten ihres Mannes in einen Widerspruch, der nur mit dem Bande, das sie beide vereinigt hatte, selbst gelöst werden konnte. Eine aus solchen Ursachen geschiedene Frau ist für einen Mann von Phantasie schon an sich interessant, selbst wenn sie jene äußern und geselligen Reize nicht besessen hätte, durch welche Männer zunächst gefesselt werden. Sie besaß diese. Eine förmliche Erwägung solcher nothwendig zu einem Ehebunde führenden Umstände fand zwischen Mad. W. und Börne nicht Statt. Das Interesse, welches sie aneinander nahmen, war nicht die Folge einer plötzlichen Ueberraschung und Eingebung, sondern einer längern gemüthlichen Gewöhnung, einer sittlich reinen Freundschaft. Börne verkehrte in der Familie, wo sie wohnte, als täglicher Gast. Seine Pläne und Ansichten fanden bei den jungen weiblichen Mitgliedern derselben freundlich rathenden Vorschub, man ermunterte ihn, man genoß seinen geistreich anregenden Umgang. Mad. W. und Börne rückten zum Einverständniß über viele eigne Leiden und Begegnisse zusammen, die man sich nicht gestehen kann, ohne mit dem Bewußtsein, ein Geheim-

niß zu haben, auch den Anschein einer innigeren Vertraulichkeit vor der Welt zu gewinnen. So fesselten sich beide immer mehr zu einer Freundschaft, die, von geschlechtlichem Bewußtsein entfernt, ein seltnes Beispiel, bis über das Grab hinausdauerte.

Dies Verhältniß erprobte sich aber nicht bloß bei persönlichen Begegnissen und im Briefwechsel, sondern die Beziehung war gesellig fast so eng wie die Ehe. Börne traf mit seiner Freundin auf Reisen zusammen, wohnte in ihrer Nähe, mischte nicht selten die beiderseitigen Existenzmittel zu einer gemeinschaftlichen Kasse und entbehrte, wenn ihn sein kranker Körper an das Zimmer oder Bett fesselte, keinerlei liebevoller Handreichungen, grade so, wie sich nur die Ehe in solchen äußersten Lagen als eine milde Wärterin und Trösterin zu bewähren pflegt. Börne war nachgrade in die Jahre gekommen, wo man sich nach einem trauten Umkreis behaglicher Häuslichkeit sehnt. Es ist ein so schöner Trost, Herzen zu wissen, die den Pulsschlag unsrer eignen Stimmung mitempfinden und sich ein Gewissen daraus machen, auf unsrer Stirn zu lesen und Wünsche von unsern Lippen zu stehlen. Und die, welche mit der Welt in Hader leben, werden das Bedürfniß, einen felsenfesten Punkt der Anlehnung inmitten der Wogen einer in ihren Gesinnungen zweifelhaften Gesellschaft zu haben, nur um so dringender empfinden. Es muß Herzen geben, die die geheime Werkstatt unsres Innern kennen und auf uns schwören, selbst wenn die ganze Welt uns verläßt. Dies war der Reiz, der Börne an seine Freundin fesselte. Sie wußte um ihn die trauliche Atmosphäre einer Familie, die stärkende Luft einer Freistatt, den Trost einer Heimath zu verbreiten. Daß es an vielen klugen Beurthei-

lungen dieses Verhältnisses nicht fehlte, versteht sich bei einer von dem Gewöhnlichen abweichenden Thatsache von selbst. Die Redlichsten waren noch die, welche aus Rücksicht auf die Unredlichen einen legitimen Abschluß dieses Verhältnisses mit der Ehe wünschten. Indessen waren Börne und seine Freundin gerade hievon am allerentferntesten. Eine offenstehende Thür, die zu betreten verboten ist, ist viel räthselhafter und fesselnder, als eine geschlossene. Das beseligende Bewußtsein dieses Bundes — wer weiß, ob es nicht grade in der Entfernung jeder äußern Verpflichtung lag? Weibliche Unentschlossenheit, Börne's zunehmende, oft höchst bedenkliche Kränklichkeit kamen hinzu und den Ausschlag gab vorläufig, daß Mad. W. durch Rücksicht auf eine streng altgläubige Mutter verhindert wurde, sich taufen zu lassen, was zur Verbindung mit dem Christen Börne unerläßlich gewesen wäre. Andere Beurtheiler zogen den wohlthätigen Einfluß des Verhältnisses auf Börne in Zweifel und stützten sich dafür auf den allerdings richtigen Satz, daß geliebt zu werden meist eine große Seligkeit, zuweilen aber auch eine große Qual sein kann. Nun würde es gewiß ungebührlich sein, wollte man behaupten, daß Börne immer nur die Rosen, nicht auch die Dornen dieser Freundschaft geärndtet hätte; aber es würde wohl den größten Egoismus bei Jemanden voraussetzen heißen, wenn man annähme, Börne hätte von einem Wesen, das ihm ihr ganzes Leben widmete, nur ein ihm zu Gute kommendes Ausströmen von Aufopferung verlangt und nicht auch die in der Natur begründete Erschöpfung in Kauf genommen, die überall eintritt, wo das Maaß menschlicher Kräfte waltet. Unentschlossenheit, Furcht, tausenderlei Bedenklichkeit ist einmal das Erbtheil der Frauen, eine Schaale, die hier den köstlichen Kern einer steten

unermüdlichen liebenden Einwirkung auf Börne's Thun und Schaffen einschloß. Seine Freundin hielt mit einem den Frauen eignen Ueberblick in ihm nicht selten das Bewußtsein seiner literarischen Stellung aufrecht; sie schürte seinen Ehrgeiz, ermunterte seinen Schaffenstrieb uud war ihm, wie manchen andern berühmten Schriftstellern ein Maaß dessen, was sich verstehen ließ, ein Maaß des Styls und der Darstellung. Hätte Börne's leidende Gesundheit es geleistet, seiner Freundin würden wir einen weit umfassenderen Umfang an Schriften verdanken. Ließ er einen Wunsch, Dies oder Jenes schreiben zu wollen, fallen, sie ging darauf ein, brachte ihn zum Beginn und kam, wenn es liegen blieb, immer wieder darauf zurück. Sie ermunterte ihn später sein Leben zu schreiben, früher, sich im Roman zu versuchen, zu dem er oft ansetzte. Er gestand ihr, daß er schon früher eine *Erzählung* an das von Therese Huber geleitete Morgenblatt gesandt hätte, ohne etwas vom Schicksal derselben zu wissen. In Paris wollte er ein Leben Rousseau's, dann über deutsche Literatur schreiben und war schon in vollem Zuge, die Werke Hamanns, mit dem er zu beginnen dachte, zu studiren; aber ihre Ermunterungen scheiterten an seinen körperlichen Leiden. Er schien bestimmt zu einem Autor, der wie er selbst sagt, Bücher macht, nur indem er Blättchen auf Blättchen legte.

Die Reise nach Paris verabredeten Börne und seine Freundin gemeinschaftlich zu machen; um aber das Aufsehen zu vermeiden, beschlossen sie, sich erst in Heidelberg zu treffen und von dort weiter zu reisen. Mad. W. kam nicht allein. Sie war von der nachmaligen Gattin des Dr. Reinganum begleitet, der diese in Paris bei einem Besuch erst kennen lernte. Börne ging mit einer sehr gründlichen Kenntniß des

Französischen ausgestattet; umsonst war er nicht des Morgens im Winter mit einer Laterne zu Herrn Prevot gegangen, um sich im Französischen zu vervollkommnen! Und doch hielt ihn seine mangelhafte Aussprache im Comtoir bei dem Banquier, auf den er angewiesen war, ungebührlich lange auf; man verstand nicht, daß sein Namen Börne mit einem B geschrieben würde und schlug im Register der Contobücher immer im Buchstaben P herum. In Paris hin- und herlaufen, um alle Merkwürdigkeiten zu sehen, war des Ankömmlings Sache nicht. Den Zeitgeist, den Stand der Partheien, die Menschen und die Dinge, wie die Franzosen sagen, wollte er kennen lernen. Er war mehr, als sich für einen Fremden gebührt, auf seinem Zimmer. Man kennt die classischen Resultate dieses Pariser Aufenthalts aus den „gesammelten Schriften". Diese Schilderungen aus Paris sind doch noch immer das Lebenvollste und Geistreichste, was wir über die französische Hauptstadt besitzen. Sie sind auch von dem, was Börne geschrieben, das bei Weitem Gerundetste und so fein ausgearbeitet wie ein Stahlstich. Es ist hier wohl am Ort, bei dieser Gelegenheit überhaupt über den künstlerischen Werth der Schriften Börne's einige Andeutungen zu geben.

Börne's Schriften tragen ein charakteristisches Gepräge, dessen Merkmale, obgleich meistentheils die Folge seiner consequenten Gesinnung, doch durch sie nicht allein erschöpft werden. Börne's Ausdruck und Behandlungsweise seiner Artikel, sein Ton, ja wenn man sagen will, seine Manier, lassen sich auf Muster, nach denen er sich gebildet hat, allerdings zurückführen; doch verhärteten sich die ihm von außen kommenden flüssigen Stoffe seiner schriftstellerischen Bildung erst in seinem eigenen Feuer zu der bronzenen Festigkeit und

Sicherheit, die wir an seiner schriftstellernden Weise bewundern. Börne wie Lessing sollten es für alle Phasen unsrer Literatur beweisen, daß, um Schriftsteller der Nation zu sein, der Gedanke und die Gesinnung zwar den Ausschlag geben, aber allein dafür nicht ausreichend sind. Der feurige, edle Wein des Geistes will nicht aus bleiernen Deckelkannen genossen sein, sondern aus kunstvollen Pokalen, wo das Gefäß den Inhalt ehrt. Börne's Styl und Darstellungsweise war dem Spruch gewidmet: Im schönen Leib die schöne Seele!

Man kann über die Kunst in Börne's Schriften nicht sprechen, ohne den Antheil zu bestimmen, den daran Jean Paul hat. Börne war nicht bloß der Gesinnung und der gemüthlichen Weltauffassung dieses Dichters aufs Innigste zugethan, sondern auch den Wendungen und dem Style desselben. Die erste Sympathie hat er durch seine Denkrede auf Jean Paul gefeiert, die zweite durch alle seine Schriften. Ihm behagte an Jean Paul dessen kindliche Unschuld, dessen edle unverkünstelte Natureinfachheit, sein warmes schwärmerisches Herz, das uns den Adel der Jugend in weit herrlicheren Idealen noch, als Schiller, gemalt hat, seine eigenthümliche Auffassung der Frauen von einer durchaus gemüthlichen Seite, wo uns die Frauen als gute Wirthschafterinnen und Engel zu gleicher Zeit erscheinen; ihn fesselte Jean Pauls Ironie, wenn er Fürsten und die vornehme Welt zu schildern hatte, seine Satyre auf Deutschlands politische Zustände, sein Freimuth über die Religion und doch dabei seine innige Liebe zu allem Tiefen, endlich seine Scheu vor dem Geheimnißvollen. Mit dem Kindlichen und Erhabenen in Jean Paul zog auch die Lust an seiner Ausdrucksweise bei ihm ein. Die Fülle der

Bilder beschäftigt unsre Phantasie, ihre Beziehung auf das was sie erklären sollen, unsern Verstand. So sind wir bei Jean Paul immer in einer doppelten Geistesthätigkeit, indem wir theils die uns gemachten Mittheilungen in uns aufnehmen, theils aber auch an der Art, wie sie der Dichter uns vergegenwärtigen will, mitschaffen und unser eignes, kleines Schöpfungsvermögen anstrengen müssen. Indessen hat Börne etwas voraus. Er vermied die Fehler seines Lehrers. Ob ihm dies der Geschmack eingab oder ob ihm der übergroße Reichthum an Phantasie, in dem grade Jean Pauls Fehler liegt, mangelte, oder ob ihn seine entschlossene Gesinnung zwang, immer den Leser en face anzusehen und sein Visier nicht einmal mit Blumen zu verhängen: er vermied dasjenige, was die Art Jean Pauls nur zu sehr zur Manier gemacht hat. Er selbst sagt von den jean-paulisirenden Nachahmern seines Meisters. „Sie dünken sich frei weil sie mit Ketten rasseln, kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freimüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfenningen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen und man sieht sie gleich jenem Häuptling der Wilden ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen."

Börne hat zunächst nichts von dem Style Jean Pauls angenommen, als was dessen großes und befruchtendes Prin-

zip für die neuere Literaturrichtung ist, die Unmittelbarkeit und die Subjektivität. Der Styl, in welchem Goethe schrieb, war nicht Goethe selbst. Man lese die frühsten Briefe Goethe's, z. B. die an die Gräfin Stollberg, welche kürzlich erschienen sind, und man wird erstaunen über die Unregelmäßigkeit seiner Schreibart. Eine Parthie ganz unmittelbar, wie ihm der Styl aus der Seele quillt — und plötzlich eine angeeignete Periode, eine schriftstellerische Passage, die ihm zwar auch innerlichst gehörte, aber doch mit Rücksicht auf den Leser gebildet war. In spätern Jahren steigerte sich bei Goethe dieser Zwiespalt so sehr, daß seine Wahlverwandtschaften und spätern prosaischen Leistungen in einem eignen Kunststyle geschrieben sind, der immer in einer gewissen Distanz von dem unmittelbaren Entströmen des Gedankens aus dem Herzen entfernt lag. Diese Weise kannte Börne nicht. Seine Briefe an die vertrautesten Freunde sind alle in derselben Manier, in der er drucken ließ, abgefaßt, kurze Sätze, treffende Bilder, naive Wendungen, sicher und fest sich in der kleinen originellen Handschrift ausprägend. Börne war demnach ein ursprünglicher Künstler im Style. Sein Gedanke formte sich von selbst, er kam gleich in seiner angemessenen Tracht auf die Welt; Börne konnte nicht anders denken, als wir ihn in seinen Schriften gewöhnt sind sprechen zu hören. Was er nun dabei von Jean Paul hat, ist außer mancher naiven Redewendung die Vorliebe für Bilder und Allegorieen. Da er sich aber nicht scheute, auch ohne Bild zu sprechen, so hat er vor Jean Paul, der nichts ohne Bild ausdrücken konnte, den Vorzug, daß Jedes seiner Bilder zutreffend ist. Er zwang nie, wie Jean Paul öfters gethan zu haben scheint, einem fertigen Bilde einen noch nicht

fertigen Gedanken auf, sondern hatte erst den Gedanken und brauchte dann das Bild nur, um ihn deutlicher auszudrücken oder ihn zu verschönern. Bei Börne erhob sich der Jean Paulismus zu einer durchsichtigen, klaren und ebenmäßigen Methode. Da drängt sich keine Wendung ungebührlich vor, da duften nicht ganze Wälder von Blumen betäubend auf uns ein, wo ein einfaches Veilchen oder gar nur ein grünes Blatt als Folie genug war. Börne sagte einmal in dieser Beziehung im vertrauten Gespräch: „Ich muß Jean Paul lesen, nicht, um ihn nachzuahmen: im Gegentheil! Aber er ist mir was ein guter General ist, er gibt mir Muth mich so kühn auszudrücken, wie ich sonst kaum wagen würde."

Börne besaß in seiner frühern Bildung ein Gegenmittel gegen die zu üppige Manier Jean Pauls. Es war dies von Voltaire und Johannes von Müller her seine Neigung zur Aphorisme, zur Sentenz, zur Antithese. Börne hatte sogar großes Talent zum Französischschreiben; nur jener rhetorische Abandon, der das eigentliche Geheimniß des französischen Styls ist, mochte ihm fehlen; das Talent der Antithese besaß er im höchsten Grade. Börne mochte dies fühlen und darum von dem Wunsche, französisch zu schreiben, so oft heimgesucht werden. Er hatte Aussicht, in Frankreich mit seinem Style (es war ihm aber mehr um die Ideen zu thun) weit heimischer zu werden, als Heine, dessen Manier in Frankreich nicht verstanden wird. Es finden sich Stellen bei Börne, die, wenn sie wörtlich ins Französische übersetzt würden, dort das größte Glück machen müßten; z. B. ist folgende in stylistischer Hinsicht durchaus französisch gedacht: „Mirabeau war der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu spielen verstand. Doch Mirabeau als Mensch und Bürger

war schlechter, als Robespierre. Diesen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; jener ließ sich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbestechlich und erwürgte, Mirabeau hat Geld genommen und schonte. Wer sich zu einer Missethat bestechen läßt, der gesellt nur Unreines zum Unreinen, wer sich aber zum Guten bestechen läßt, der besudelt das Reine. Mirabeau nahm Geld vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: Das war ein Fehler seines Herzens. Er glaubte die Revolution leiten zu können: Das war eine Schwäche seines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künstler war und zu reden verstand; die Natur in ihm war schlecht." *)

Das Vorbild Jean Pauls tritt uns wieder in den kleinern humoristischen Aufsätzen mehr entgegen. Börne bewegte sich hier sogar in der komischen Topographie Deutschlands, die Jean Paul ersonnen hatte, in Kuhschnappel und Flachsenfingen. Doch brachte er in diese Gegenden immer wieder eine satyrische Bevölkerung, die Jean Paul später nicht mehr mit dieser Umsicht und Freimüthigkeit aus den Zuständen des deutschen Vaterlandes auszuheben wußte. Jean Paul spricht vom Nürnberger Postreuter, Börne von der Thurn- und Taxischen Post, Jean Paul vom Kammergericht in Wetzlar, Börne vom Bundestag, Jean Paul vom Allgemeinen Anzeiger in Gotha, Börne vom Oesterreichischen Beobachter. Die Satyre, in der Jean Paul gegen das deutsche Reich vor dem Deputationshauptschlusse so treffend war, übertrug Börne auf die neuesten Verhältnisse, bei welchen Jean Paul, so oft

---

*) Gesammelte Schriften. Theil VII. S. 300

er sie in den Jahren bis zu seinem Tode erwähnte, sich auf allgemeinere Andeutungen beschränkte. Selbst die mehr dichterischen Versuche Börne's, in welchen er gänzlich der Form Jean Paul's verfallen scheint, z. B. in der Allegorie: Honestus, ist Anwendung des Bildes, Situation und Moral doch immer die Frucht einer Börnen eigenthümlich angehörenden Kenntniß seiner Zeit. Jean Paul ist allgemeiner, Börne treffender. Eine Gattung, in der sich Börne nicht weniger versuchte, die Novelle, findet sich bei Jean Paul gar nicht. Wir meinen jenes aus tiefstem Schmerz geborne Lebensbild: Der Roman, in welchem Börne in kurzen, aber kräftigen Zügen das gesellschaftliche Leid der gebildeten Juden schildert.

Wenn man von Börne's Kunst spricht, darf man nicht vergessen, zu bemerken, daß er sie nie zum Selbstzweck erhob. Wir besitzen ausgezeichnete Schriftsteller, denen wir es nachsehen müssen, wenn sie in den Becher der Form, ist ihnen der Wein der Ideen ausgegangen, die Würfel des Zufalls werfen und blind mit ihrem Talente spielen. Börne brauchte das Roß seiner Kunst immer nur zum Tragen oder zur Erreichung eines Zieles, nie um damit Parade zu machen. Hat es in seinen kleinern humoristischen Aufsätzen je einmal den Schein, als lahmte der Gedanke der vorausspringenden Form hinterher oder als überschliche ihn die bloß äußerliche Formbildung, so setzt er schnell die Sporen ein oder öffnet eine Schleuse seines Herzens, dreht an einem Hahne seines Gemüths, um die belletristische Weichlichkeit durch unmittelbares, reines Quellwasser der Ueberzeugung wieder aufzufrischen. Er springt schnell aus dieser Traumhaftigkeit auf den reellen Boden der Wirklichkeit zurück. Auch seinen Witz ließ er nicht frei herum-

wandeln, sondern, wenn er nicht auf der Jagd war oder des Nachts das Haus bewachen mußte, lag er an der Kette. Sein Witz war wohlgezogen; er fiel niemanden anders an, als auf den Börne ihn hetzte. Er hatte nicht die Art des Witzes bei andern Humoristen, die wie kleine Kläffer jeden Vorübergehenden, jeden Wagen, jedes Pferd anbellen und ihren Herrn in tausend Unannehmlichkeiten verwickeln. Börne hatte nie die Prätension, witzig zu sein. Man konnte ihn nicht einladen und annehmen, er würde gleich, noch ehe er der Gesellschaft vorgestellt wäre, mit einem Witz über die Schwelle stolpern. Das hat viele Leute so gewundert, in Börne beim Umgang einen so stillen, harmlosen Mann zu finden, der keineswegs mit Bonmots und Calembourgs um sich warf und bei dem gesellschaftlichen Rundspiele: „Die Leber ist von einem Hecht" boshafte Malicen anbrachte. Börne hielt weder Reden, noch konnte er witzig auf Bestellung sein. Er mußte ebenso auch in seinen Schriften Stoff und Veranlassung zum Witze haben, und um recht witzig zu sein, mußte er aus dem Vollen greifen, wie seine „Schilderungen aus Paris" beweisen, die unter allen seinen Schriften noch immer für das schlagendste Zeugniß seiner feinen Beobachtungsgabe und seiner geistreichen Satyre gegolten haben *).

Börne konnte damals, als er (zum zweiten Male) 1822 in Paris lebte, die jesuitisch-aristokratische Reaktion ganz in

---

*) Man hat den Styl Börne's öfters nicht ganz correkt finden wollen. Theodor Mundt hat sich unter Andern die Mühe gegeben, beweisen zu wollen, daß Börne kein Deutsch schreiben könne. Es hat damit gute Wege. Einige Abweichungen seines Ausdrucks vom gewöhnlichen sind Provinzialismen. Eine wunderliche Art von Inversion in solchen Fügungen wie: „Die Treue, die das Band sollte sein, fehlte" ist das Auffallendste davon.

der Nähe beobachten. Wie wenig sich die Bourbonen befestigt hatten, beweist die spätere Möglichkeit der Julirevolution. Sie fühlten sich auf einem unsichern Boden, der unter ihren Füßen wankte und den sie zu stützen glaubten, indem sie sich blind der eifernden Ultrapartei in den Kammern überließen, rachgierigen Emigranten, die Frankreich wieder in die Tage Ludwigs XV. zurückversetzen sollten. Villèle hatte so eben das Staatsruder ergriffen und arbeitete an der Aufgabe, sich so unpopulär wie möglich zu machen, mit großem Talente. Börne griff das Villèle'sche System in Cotta's Politischen Annalen an, die damals von Murhard redigirt wurden. *)

Wir schließen hier eine Reihe von Aeußerungen Börne's an, die nach mündlichen Gesprächen ohne sein Wissen niedergeschrieben wurden.

Er sprach einmal 1820 bei der Lektüre Wilhelm Meisters seine Abneigung gegen Goethe aus. Man kam an die Scene mit den Schauspielern. „Das gefällt Ihnen? sagte er. Mich empört es, wie er diese Leute herabwürdigt, demüthigt. Welcher Hohn, welche Geringschätzung, welche Verachtung! Und seine kalten vornehmen Leute! Das ist eben der Goethe! So auch im Tasso . . . seine Sprache ist kalt. Und seine naturtreuen Schilderungen? Was schildert er denn? Seine Welt, wie er, die Vornehmen, das glatte Volk. Was ist da dahinter! Und welche Unsittlichkeit, der er immer den Sieg einräumt. Wie er im Faust den Teufel mit Gott sprechen läßt: „der alte Herr!" Der ist kein Dichter, der den Menschen nicht erhebt, veredelt, tröstet. Sein Werther, da ist er Mensch. Man sieht, daß er noch nicht am Hofe lebte. Auch die Lieder des

*) Siehe den V. Band. Gesammelte Schriften. Stuttgarter Ausgabe. S. 374 flg.

alten Harfners haben mich immer tief bewegt... Dieser Schmerz der Einsamkeit! Auch Mignon und seine italiänischen Dichtungen.“ Merkwürdig sind diese Zugeständnisse an Goethe, die beinahe den Unmuth der ersten polternden Verurtheilung wieder aufheben.

Ein Andermal bemerkte er: „Die Griechen... ja, das war ein schönes Leben. Auch der Tod schön. Alles heiter, froh und frisch. Aber die Spartaner mag ich nicht. Diese tolle Idee, das Individuum dem Staate aufzuopfern! Der Staat soll zur Wohlfahrt der Menschen dienen, aber nicht der Mensch dem Staate aufgeopfert werden. Die Römer mag ich auch nicht. Alles düster und ernst. Eben wieder der Staat vorherrschend. Auch die Juden sind düster und ernst. Das ist ihr Egyptisches.“

Als im Jahre 1822 Gerüchte von Napoleons Wiederkehr auftauchten, sagte er: „Der fehlt nun noch, um von Neuem die Tyrannei zu organisiren. Ich mag ihn überhaupt nicht. Friedrich den Zweiten lieb' ich. Der hat beim Helden soviel Menschliches, Gemüthliches. Sein schönes, großes, geistvolles, blaues Auge spricht mich an. Daß er gern gut gegessen, ist gar kein Fehler. Auch im Essen kann Geist liegen. Und es ist eine glückliche Neigung; wenn viele Genußfähigkeiten absterben, bleibt die am längsten.“

Ein Andermal äußerte Börne: „Ich beurtheile immer einen Menschen mehr nach dem, was er mich reden macht, als nach dem, was er redet.“ Wieder einmal: „Ich will lieber selbst Sorgen haben, als mit sorgenvollen Leuten, d. h. Geschäftsmenschen umgehen. Der Adelige lebt wirklich in einer reinern Luft. Wir mit unsern Sorgen in einer verpe-

steten. Wir haben nur romantische Freuden, die Freuden — der Leiden!"

In einer lebhaften Unterhaltung in Paris (1823) äußerte er: „Wunderbar — Voltaire, der ist wie eine Naturkraft wie ein Element. Ich denke mir immer, so wie Andere nachdenken müssen um etwas zu schaffen, so mußte er nur immer dämpfen um niederzuhalten, weil es zu viel war." Das Gespräch kam auf Napoleon: „Bleibt mir weg mit eurem Napoleon, der schwächste erbärmlichste Fürst ist mir lieber, er war stark genug den Despotismus zu gründen, vor den andern fürchte ich mich nicht...... Wäre er nach Amerika gekommen, hätte er viel erobert, er war aber nicht geboren, freie Staaten zu regieren, sein Wille war zu stark — doch ist's freilich unvernünftig zu sagen, er hätte anders handeln sollen, man kann nicht doppelt sein." Als man von Hudson Lowe sprach, bemerkte er treffend: „Die Engländer sind hart gegen Gefangene, weil sie im eigenen Lande keine Gewalt ausüben dürfen." Ein Endresultat lautete: „Wer die Macht hat, mißbraucht sie, die Macht verblendet, der Mensch ist nun einmal so, deswegen müssen Gesetze sein. Und Hofleute sind wie Hunde, sie müssen nun einmal einen Herrn haben, so schmeicheln sie jeder Macht." Man sprach von Auszeichnungen: „Wie man sich adeln lassen oder einen Orden tragen kann," sagte Börne „das ist mir unbegreiflich! Lieber wollte ich eine Livree tragen und hinten auf die Kutsche springen. Der Fürst giebt einem einen Orden, gewöhnlich hat man nichts Gutes dafür gethan."

Ein Andermal war von Grimm, Diderot und der damaligen Zeit die Rede: „Die waren glücklich," sagte Börne, „glücklicher als wir. Bei diesen war das Gefühl für Revo-

lution und Freiheit, wie das Gefühl der ersten Liebe — dieselbe Wärme, dieselbe Leidenschaft; wir aber sind schon in der Ehe. Wir lieben die Freiheit, wir erkennen ihren hohen Werth, aber wir sind ruhiger, besonnener." Bei einem Besuch in Montmorency, an Rousseaus Grabe, sprach Börne, dessen Empfindungen zwischen Rousseau und Voltaire schwankten: „Rousseau wird Voltaire überleben. Alles was Voltaire so heftig angegriffen, was er mit seinem Witze, mit seiner Satyre bekämpft, ist jetzt schon ausgeglichen. Rousseau aber hat die ganze Natur und das menschliche Herz zur Basis, und das kann nie erschöpft werden. Voltaire war im höchsten Grad Aristokrat, gegen Pfaffenthum nur war sein Kampf. Gewiß, hätte er sie erlebt, er wäre der entrüstetste Gegner der Revolution gewesen. Der arme unglückliche Rousseau! Er war ein sehr verkannter Mensch, er war wie ein unglücklich Liebender und die ganze Welt war seine Geliebte. Ueber Rousseau eine medicinische Abhandlung zu schreiben, wäre zugleich höchst interessant, wichtig und belehrend. Gleich wie ich in sein Zimmer kam und seinen niedern Schreibtisch sah, fiel mir's auf. Warum hat er nicht stehend geschrieben, das hätte ihm viel geholfen; und nur auch keinen Kaffee hätte er trinken sollen. Das hat ihn gänzlich zerstört. Ich kenne das."

Als Börne im Jahr 1824 Paris verließ, kehrte er nicht sogleich nach Frankfurt zurück, sondern lebte eine Zeitlang in Gesellschaft seiner Freundin in Heidelberg. Hier war es, wo zum ersten Male sein fortwährendes körperliches Leiden zu einem sehr bedenklichen plötzlichen Ausbruch kam. Er wurde von einem heftigen Blutsturz befallen und dadurch so geschwächt, daß man für sein Leben mußte besorgt werden. In

dem hierauf folgenden langen Krankenlager widmete ihm Mad. W. die liebevollste Pflege. Langsam erholte er sich. Sein Lungenleiden schien ihm nun erwiesen und er ging viel mit fremden und ihm befreundeten Aerzten zu Rathe. Später, seit 1824, besuchte er fast jedes Jahr Ems. Ein deutliches Bild seines körperlichen Unbehagens, zu dem sich noch eine zunehmende Schwerhörigkeit gesellte, giebt ein aus Stuttgart datirter Brief an seinen Freund Dr. Stiebel in Frankfurt. Er schrieb ihm:

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen für Ihr medizinisches Gutachten. Wegen der Aloe haben Sie sehr Recht, und ich habe das Mittel sogleich eingestellt, nachdem ich es jetzt schon fast 14 Tage gebraucht hatte. Die erhitzende Eigenschaft der Aloe war mir bekannt, nur hatte ich nicht den Muth, meinem hiesigen Arzt zu widersprechen. Es ist wahr, daß ich Erleichterung dadurch gewann, ich rede mir aber ein, daß es Schuld an dem stärkren Ohrenbrausen ist (im schwächern Grade hab ich es immer) woran ich gegenwärtig leide. Mein Uebel, meine ich, müsse jedem Arzte sehr klar sein, es kömmt nur darauf an, das rechte Mittel dagegen zu finden. Es ist offenbar eine Blutergießung in den Unterleibs-Eingeweiden, die sich aber durch die Brust entleert hat. Wie ist dem vorzubeugen? Diät allein hüb' es wohl nicht. Ich hatte seit 6 Monaten die strengste Diät geführt, gar keinen Wein getrunken und mir viel Bewegung gemacht, der Blutauswurf hat sich aber doch wiederholt. Es ist freilich wahr, daß ich das letzte Mal, meinen Schrecken ausgenommen, gar kein Uebelbefinden dabei hatte, das erste Mal aber war ich sehr krank, vielleicht weil unordentliche Lebensart vorhergegangen war. Bei mei-

nem neulichen Anfall hatte ich sehr stark Schmerzen auf der rechten Seite unter den Rippen, wahrscheinlich von der Leber herrührend. Ich meine, dieses wäre sehr bezeichnend. In Schwefel setzte ich großes Zutrauen. Schon vor 18 Jahren verschrieb es mir Reil gegen irgend ein chronisches Uebelbefinden. Ich erinnere mich damals Schmerzen im Rückgrade gehabt zu haben, und daß Reil gesagt, es wären Hämorrhoidal-Dispositionen. Der achttägige Gebrauch des Schwefels gab damals meinem Gesundheitszustand eine ganz andere ausdauernd bessere Richtung. Ich wollte, Sie schickten mir ein solches Recept, mit der vorgeschlagenen Mischung von Taraxakum oder andern bittern Mitteln. Datiren Sie das Recept auf den März vorigen Jahres zurück, damit ich es meinem Arzte als ein früher gebrauchtes vorzeigen könnte. Sie sind zu bescheiden, wenn Sie meine Recension von Windischmann *) fürchten, oder Sie wollen sich über mich lustig machen. Sie wissen, daß ich von solchen Dingen nichts verstehe, und selbst in der einseitigen Art, in welcher ich solche Sachen zu behandeln weiß, ist es mir diesesmal mißlungen, so daß es mir lieb wäre, wenn die Recension gar nicht gedruckt würde, wie ich es fast erwarte, weil Anstößigkeiten gegen Geistlichkeit darin vorkommen. Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir durch Gelegenheit (etwa wenn Louis Ochs hierher reis't) Ihre Artikel von Windischmann, und andere Ihrer Recensionen und Schriften mittheilen möchten: ich würde Ihnen die Sachen gut aufbewahren und zu seiner Zeit zurückschicken."

Das Siechthum Börne's hielt ihn von seinen meisten

*) „Ueber Etwas, das der Heilkunst Noth thut."

literarischen Unternehmungen ab und beschränkte seine Thätigkeit nur auf kleinere Aufsätze, die er ab und zu dem Morgenblatt schickte. Natürlich mußte hierdurch der Rückhalt, den er für seine Existenz von Cotta hatte, wanken und die Beziehung zum Vater, wie lästig sie auch für Börne unter diesen Umständen war, wieder angeknüpft werden. Börne war kein großer Finanzier. Ohne Verschwender zu sein, ohne selbst von dem vielen Gelde, das er brauchte, einen rechten Genuß zu haben, war er doch immer in einem Mißverhältnisse seiner Einnahmen und Ausgaben. Er hatte Liebhabereien, die nicht wohlfeil waren. Er kaufte gern Bücher, verschwendete viel mit Blumen; eine Liebhaberei, die er von seinem Vater geerbt zu haben schien; denn dieser pflegte zu Geburtstagen ihm befreundeter Personen mit ganzen Blumenbeeten aufzuwarten. Börne war Freund eines behaglichen Comforts, den sein leidender Körper schon um so mehr in Anspruch nehmen durfte, als er sich sonst so Vieles seiner Gesundheit wegen versagen mußte. Er liebte Teppiche, Vorhänge, fashionable Lage seiner Wohnungen, bequeme Bedienung. Wie man Talglichter brennen könne, begriff er nicht. Gern reis'te er in seinem eigenen Wagen, schon der geistigen Anregung wegen, die ihm unterwegs immer am mächtigsten zuströmte. Er war kein Elegant, weil ihm Körperhaltung und Eitelkeit dazu fehlten, nur die Elemente der Eleganz liebte er, feines Tuch, weiße Wäsche, geschmackvolle Muster zu Westen, saubre Handschuhe. Er hatte eine Art komischer Freude daran, sich den Knoten seines Halstuches so zu binden, wie es die neueste Mode verlangte und mit einem gutmüthigen Selbstgefühl, wenn er auf einen Ball ging, den, der ihn musterte, zu fragen: Wie gefall' ich Ihnen? Boten

sich Kunstgenüsse im Theater oder Concert dar, so war er nicht geneigt, sie sich zu versagen. Er liebte es, durch Geschenke zu überraschen; kurz er war eine Lebensweise gewohnt, die sich weit über die Decke seiner Einnahme streckte, und selbst wenn Plus und Minus mit einander gestimmt hätten, so war er kein Oekonom. Zu dieser fast aristokratischen Behandlungsweise des Lebens hatte ihn wahrscheinlich seine Pensionszeit in Gießen, Berlin und Halle verführt.

Unter diesen Umständen konnte Börne nie von seinem Vater unabhängig werden. Er mußte sich, da er seiner nicht entbehren durfte, die Launen desselben gefallen lassen. Die Rücksicht auf die Geschwister, die schon selbstständig wurden, erzeugte manches Mißverhältniß; ja, ohne Vermittelung der Freunde Börne's, die auf den Willen des Vaters zu wirken suchen mußten, wäre für ihn nichts mehr durchzusetzen gewesen. Ging nun ein solcher Vermittler zu seinem Vater, so traf er einen wohlbeleibten Herrn, nicht groß, aber fein und zierlich gebaut, mit kleinen Füßen uud sorgfältig gepflegten zarten Händen. Seine Kleidung war sauber gebürstet, kein Stäubchen durfte darauf sitzen, feinste, blendend weiße Wäsche mußte auf der Brust ausgelegt sein, Gang und Benehmen waren gemessen. Ohne jüdischen Accent sprach er ein wohlgesetztes Deutsch, langsam, als wenn er das Gewicht jedes Wortes prüfen wollte, mit weichem Organe, wie sein Sohn. Seine Umgebungen zeigten Geschmack und Sinn für Eleganz, die Schnelligkeit, mit der seinen Winken gehorcht wurde, verrieth die patriarchalische Strenge, mit der er in seinem Hause waltete. Nur war es bedenklich, bei ihm die Saite seines Sohnes, des Schriftstellers, anzuschlagen. An seinen übrigen Kindern, die in der Welt „was vor sich brachten," erlebte er

Freude; der Doktor aber hatte ihm 20,000 Gulden, wie er behauptete, gekostet und war nichts geworden, als Verfasser von Schriften, die bei seinem Jugendfreunde, dem Fürsten Metternich in Wien, durchaus keine Billigung fänden. Was wolle er in der Welt mit den liberalen Verkehrtheiten? Sich Feinde machen! Die Großen angreifen! Paßt für seine Stellung nicht. Was ist er in der Welt, daß er sich erlaubt, so ein Wort zu führen? Jetzt könnt' er Arzt sein, könnte eine reiche Praxis haben, bekäme in jeder Messe seine Rechnung bezahlt. Er ist Jurist geworden. Warum sieht man ihn nicht als Advokaten? Er könnte noch auf den Römer gehen, könnte noch Eingaben machen, könnte dem Rothschild seine Prozesse führen. Statt dessen schreibt er Bücher, verreist das bischen Geld, was sie ihm einbringen und versperrt sich durch seine gottlosen Bemerkungen über die Großen jede Gelegenheit, es in der Welt noch einmal zu etwas zu bringen.

Nun wehe aber dem, der auf diese Klagen des Herrn Baruch eingegangen wäre! Diese Vorwürfe wollte er dem nur gestattet wissen, der unter dem Gegenstande derselben zu leiden hatte. Die einzige Wendung, die ihm auf diese Aeußerungen von einem Dritten recht war, durfte nur dahin lauten, daß es Schade um die großen Talente des Sohnes wäre! Man würde sich sehr irren, nähme man an, Börne's Vater hätte die Gaben des Schriftstellers nicht zu schätzen gewußt; er beklagte nur, daß er von ihnen nicht den rechten Gebrauch machte. System, Gesinnung — nein in der That, auch das war für Herrn Baruch kein Larifari. „Aber wer verlangt das von meinem Sohn? Was braucht der in seiner Lage Gesinnungen? Solche Chimären! Wir Juden haben in der Welt eine ganz andere Stellung, als

ein großes Wort zu führen. Wir werden doch wahrhaftig den Weltlauf nicht ändern! Er schadet uns nur; er bringt uns in unsren Interessen zurück und ich schäme mich, wenn ich nach Wien komme und bei unsern langjährigen Verbindungen mit dem österreichischen Hofe einen solchen Sohn haben muß!"

Herr Baruch war Kenner der Politik genug, um zu wissen, daß sein Sohn auch immerhin kein Arzt, kein Advokat zu sein brauchte und doch eine einträgliche Stellung haben konnte. Nur mußte er kein System, keine Gesinnungen haben. Hatte doch Herr von Gentz längst dessen Styl, Fürst Metternich dessen politische Kenntniße gelobt! Herr Baruch wußte, wofür Gentz, Friedrich von Schlegel, Pfeilschifter und Andere ihre Wechsel bezogen, er wußte, daß deren Talent darin bestand, aus gegebenen Materialien einen hübschen Zeitungsartikel zusammenzusetzen. Man erzählt sich, daß er, unbekümmert um seinen Sohn, in Wien daran gearbeitet hat, ihm eine Stellung zu verschaffen. Er wollte seinem Talente eine metallene Bahn brechen und schrieb ihm schon 1821 von Wien aus, als sich Börne von Stuttgart nach München begeben hatte, er sollte kommen und in Wien unter Aufsicht gewisser hoher Personen etwas Ordentliches werden. Als Börne die Zumuthung abwies, fuhr der Vater nicht gleich in Harnisch, sondern bot, da diese Frage ihm zu wichtig für des Sohnes Lebensglück schien, jedes besonnene Mittel auf, ihn zur Reise zu bewegen. Da er wohl wußte, daß Sanftmuth hier mehr wirken würde, als Zorn, so befleißigte er sich aller Künste der Ueberredung, sprach zum Herzen des Sohnes als Vater, als Freund. Nein. Nun denn, schlug er ihm vor, so sollte er wenigstens erst einmal nach Wien reisen, um zu sehen, wie es ihm dort gefallen würde; gefiele

es ihm nicht, so blieb' es ihm ja unbenommen, wieder abzureisen. Um wenigstens für diesen Vorschlag den Sohn ganz zu haben, schickte er ihm nach München eine bedeutende Summe als Reisegeld. Er trug der in München bei ihrer Tochter lebenden Mutter Börnes auf, dem Sohne schwarze Kleider, Schuhe, kurze Beinkleider (zu Staatsvisiten) feine Wäsche machen zu lassen und ihm die Schnupftabaksdose wegzunehmen: So solle er nach Wien kommen, der österreichische Gesandte in München würd' ihm einen Paß geben.*) Börnen schauderte vor dem Gedanken, hinterrücks von seinem Vater in die Wiener Staatskanzlei verkauft zu werden, lehnte die neuen Kleider und die Schnallenschuhe ab und reiste, wie wir erzählt haben, nach Stuttgart. Noch später pflegte sich Börne über dies Wiener Projekt so zu äußern: Meine Gesinnung kann und werde ich nie, um keinen Preis, ändern. Gesetzt aber auch, ich hätte es gewollt oder gekonnt, so würde ich grade dadurch allen Einfluß verloren haben und ganz in die Kategorie jener verkauften Publizisten gesunken sein, denen, sie mögen behaupten, was sie wollen, von Niemanden geglaubt wird. Daß ich lieber gar nicht nach Wien erst ging, sagte er zu seinem Freunde Stiebel, das war ich meiner eignen Vorsicht schuldig. Ich bin schwach; wozu sich da einer Verführung aussetzen? Wer weiß womit sie mich gefesselt hätten! In meine eigne Schwachheit, die sie bald ausgemittelt hätten, würden sie mich verstrickt haben.

Als Börne später zum zweiten Male in Paris war, hörten diese Verhandlungen mit seinem Vater nicht auf. Schon am 20. Nov. 1822 schrieb der Vater: „Ich reise nächstens

---

*) Nachgelassene Schriften Band II. S. 63.

nach Stuttgart, werde mich dort 14 Tage aufhalten, ich wünsche dich zu sprechen. Willst du dahin kommen, so antworte mir gleich hierher, damit ich dir den Tag meiner dortigen Ankunft bestimmt angeben kann. Ich zahle deine Reisekosten nach Stuttgart und wieder zurück nach Paris; schreibe mir wie viel du von Nöthen hast, ich werde dir's schicken.“ Und bald darauf vom 2. Dezember: „Lieber Louis, ich bitte dich, lese diesen Brief mit der nämlichen Aufmerksamkeit wie ich den deinigen vom 25. v. M. gelesen habe... deine so hochgepriesene Unabhängigkeit — glaub mir — ist prekair; wird sie, oder kann sie immer bleiben? Warum sollst du nicht endlich einmal auf ein festes Auskommen denken? Ich hoffe dir in Wien eine ehrenvolle Stelle zu verschaffen, die ganz unabhängig ist. Und glaube ja nicht, daß man von dir Sachen fordern wird, die gegen deine Ansicht sind, dies würde weder nützen noch frommen — und was verlierst du dabei, wenn du hörst was man will, und wenn es dir nicht gefällt, so kannst du immer zurückgehen. Ich fasse dich nicht, denkst du denn nicht auf morgen? Und worin besteht deine jetzige Glückseligkeit? Doch nicht in den 500 Francs? *) Also um dein Glück willen, entschließe dich auf meine Kosten eine Reise nach Wien zu machen, wohin ich künftige Woche gehe. Ich beschwöre dich dein Glück nicht zu verscherzen..... denn es wäre gegründet. Antworte mir nicht gleich, nehme dir einige Tage Zeit zu überlegen, und einst wirst du es mir danken, dich von deiner Idee — denn du stehst allein — geheilt zu haben. Leb wohl und antworte mir vernünftig. Dein treuer Vater J. Baruch. Frank-

---

*) Monatliches Honorar von Cotta.

furt, 2. Dezember 1822. — Du kannst mir unter meiner Adresse gerade nach Wien antworten, hier kennt niemand den Inhalt meines Briefes; willst du deinen Brief hierher adressiren, ist's auch recht."

Börnen machte diese Angelegenheit, seines Vaters wegen, vielen Kummer. Herr Baruch war in israelitischen Gemeindeangelegenheiten nach Wien gereist und einer seiner Freunde erzählte noch später Folgendes: „Mehrmals ließ Fürst Metternich Versuche machen, Börne zu bewegen nach Wien zu kommen und dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Einmal geschah dies durch seinen zu jener Zeit in Wien lebenden Vater, der dem Fürsten genau bekannt war, ein andermal durch Vermittlung der Brüder Rothschild, von deren Einfluß auf Börne der Fürst besondere Vorstellung haben mochte. Die Anträge gingen dahin, daß Börne mit dem Range und Gehalte eines Kaiserlichen Raths in Wien leben sollte, ohne zu irgend einer Dienstbarkeit gehalten zu sein. Für Alles was er dort schreiben wolle, sei ihm völlige Censurfreiheit zugesichert; er solle sein eigner Censor sein. Wolle er seine Stellung in den ersten Monaten wieder verlassen, so werde ihm durchaus kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Trotz allen Vorstellungen, welch weites Feld seine Wirksamkeit im Interesse der Humanität und zeitigen Fortschritte in jenem Lande erreichen würde, trotz seiner damals etwas prekären persönlichen Lage lehnte Börne jede Unterhandlung entschieden ab. Sein politischer und literarischer Charakter und Name, meinte er, sei auf immer zu Grunde gerichtet, wenn er unter was immer für Bedingungen auf einen Antrag dieser Art einginge. Nie würden seine Freunde und noch weniger seine Feinde glauben, daß es mit seinen Frei-

heiten wirklich dieses Bewandtniß habe. Er selbst hege ernstliche Zweifel über die aufrichtige Erfüllung jener Verheißungen, und abgesehen davon müßte ihm das Gefühl seiner Stellung strengere Fesseln anlegen als die härteste Censur. Ob aber mit der Freiheit wieder abzureisen, wann es mir beliebt, es gar so strenge genommen werden würde, fügte er mit dem ihm eignen Lächeln hinzu, ist noch eine andere Frage."

Das Zerwürfniß mit dem Vater mußte unter diesen Umständen immer mehr zunehmen. Als er in Heidelberg 1824 erkrankte und ihn um Geld ersuchte, fand sich dieser nicht sogleich bereit dazu, ob er gleich durch glänzende Geschäfte sich eben sehr bereichert hatte. Die israelitische Gemeinde wollte dem Vater, wie schon erzählt, damals ein Geschenk von 8000 Gulden für die ihr geleisteten Dienste machen. Er schlug es aus. Dr. Goldschmidt bemerkte, er könnte davon wohl einen Theil seinem Sohne zuwenden, da dieser bereits mehrere Schriften für die Gemeinde verfaßt hätte, Schriften, die der Vater selbst bei ihm bestellt hätte. Börne hätte nie etwas für seine Mühewaltung erstattet bekommen. Doch ging der Vater auf diesen Wink nicht ein*)

---

*) Auch für die Lübecker Juden setzte Börne folgende Eingabe an den Bundesag auf:

„An die hohe deutsche Bundesversammlung
unterthänigste Denkschrift von Seiten der Israelitischen Gemeinde zu Lübeck.
(Nachgesuchte Vollziehung des sechszehnten Artikels der Bundesakte u. w. d. A. betreffend.)

Hohe deutsche Bundesversammlung!

Das Schicksal der Israelitischen Gemeinde zu Lübeck hat die öffentliche Aufmerksamkeit seit einigen Jahren in nicht geringem Grade erregt. Oesterreich, Rußland und Preußen haben sich für dessen Milderung, wiewohl ohne Erfolg, verwandt, und während deutsche und auswärtige Journale das Benehmen einer Regierung tadelten, welche doch die nothwendige Vermuthung für sich haben muß, vorwurfsfrei gehandelt zu haben, haben auf der andern Seite Druckschriften, die man zum

Als Börne wieder im Frühjahr 1825 nach Frankfurt zurückkehrte, freute er sich, im dortigen Polizeiwesen manche Verbesserungen, in dem Aeußern der Stadt manche Verschönerungen anzutreffen. Gleich bei seinem ersten Spaziergange durch die freundlichen Anlagen, von denen Frankfurt umgeben ist, lächelte er wohlgefällig über den höflichen Styl, in welchem die Polizei auf den Warnungstafeln mit dem Publikum sprach. Da hieß es nicht mehr: „Bei fünf Thaler Strafe darf hier Niemand den Rasen betreten!" oder dergleichen; sondern er las zu seiner Verwunderung: „Diese Anlagen sind der Sorgfalt des Publikums empfohlen." Er glaubte sich nach Paris versetzt. Ein so kleiner Fortschritt in der Cultur konnte ihn einen ganzen Tag glücklich machen. Für

---

Theil als officiell betrachten kann, die Rechtlichkeit des beobachteten Verfahrens vor der Welt und dieser Erlauchten Versammlung zu schützen versucht. Die Stimme der Unterdrückten selbst hat aber bisher nicht sich vernehmen lassen. In der von Tage zu Tage und immer dringender gehegten Hoffnung, daß der sechszehnte Artikel der Bundesacte endlich seine Erledigung finden werde, zogen sie es vor, bis dahin lieber schweigend zu dulden. Bald aber sind fünf Jahre entschwunden und ihre Leiden haben den höchsten Grad erreicht. So unglücklich sind sie geworden, daß sie nichts mehr zu verlieren haben, und wenn nur der Schimmer einer Hoffnung noch ihnen leuchtet, so möge endlich eine unbefangene Darstellung der sie betreffenden Ereignisse Veranlassung geben, diese erlauchte Versammlung bescheiden darauf aufmerksam zu machen: ob eine längere Versagung der im sechszehnten Artikel der Bundesacte angekündigten Berathung mit der Gerechtigkeit verträglich sei, welche die Erfüllung einer feierlich geleisteten und garantirten Zusage fordert.

Lübeck im December 1820.

Die Israelitische Gemeinde zu Lübeck.
Und in deren Namen:
Die Aeltesten und Vorsteher derselben.

— Als diese Deputirten der verjagten Lübecker Judengemeinde eines Morgens zu Börne kamen, war er im Ankleiden begriffen, um mit einem Bekannten nach Emmerichshofen zu reisen, dem Landsitze des Grafen Bentzel-Sternau, dem er durch jenen zum ersten Male zugeführt werden sollte. Die Deputirten boten Börnen eine Remuneration an und wollten Gold auf den Tisch legen. Börne weigerte sich es anzunehmen und nahm es nicht. Als die Deputirten gingen, steckte er seine Kasse zu sich, die aus — einigen Sechskreuzerstücken bestand.

die Frankfurter Theaterverhältnisse bewahrte er noch immer viel Theilnahme, und in mancher Correspondenz, die er an das Morgenblatt einsandte, machte er seinen gepreßten kunstrichterlichen Empfindungen Luft. Noch immer wog er in diesem Bereich die Worte nicht. Es war ihm eine Kleinigkeit, den damaligen Chef der Theateroberdirektion, den Banquier Leerse, einen Tyrannen zu nennen, wofür ihn dieser zu verklagen drohte. Eine kleine Brochüre gab er bei Gelegenheit der Ankündigung der Berliner wissenschaftlichen Jahrbücher für Kritik heraus. Er ahnte schon 1826 die vielen Einseitigkeiten, mit welchen dieses Institut in der That gleich begann, und die Anarchie, in die es sich jetzt aufgelöst hat. Manche seiner Befürchtungen waren jedoch sehr in seiner Abneigung gegen die Philosophie als Wissenschaft begründet. Der Literaturbeilage des Morgenblattes, die seit 1827 von W. Menzel redigirt wurde, sandte er die gründlichsten und geistreichsten Kritiken über Schriften, welche grade an der Tagesordnung waren. Aufgefordert, eine Beurtheilung des „Leben Napoleon's" von Walter Scott einzusenden, antwortete er in einem noch unter seinen Papieren befindlichen, wahrscheinlich nicht abgeschickten Briefe, daß ihm der Gegenstand dieses Buchs wenig genehm wäre. Er schrieb unterm 13. Juli 1827 an Menzel:

Verehrtester Herr Doctor!

Um über Walter Scotts neues Werk zu sprechen, müßte ich dem großen Napoleon eine Schlacht liefern und mich vielleicht von ihm schlagen lassen — ein Regal, das nur fürstlichen Personen zukömmt. Ich bin nämlich ein kleiner aber erbitterter Feind des großen Napoleons. Ich liebe ihn und

bewundere ihn nicht, und das ganze Herrengeschlecht ist mir verhaßt, sobald es aufhört mir gleichgültig zu sein. Ich berechne immer, daß eine Million kleiner Menschen dazu gehört, einen einzigen großen zu bilden, eine Art der Besteuerung, die mich am meisten ärgert, weil sie die Aermsten am meisten trifft. Der gute Napoleon hat nichts gethan, das verzeih ich ihm, das könnten wir nachholen; aber er hat nicht genug zerstört und nicht genug todtgeschlagen, und hat todte Verhältnisse einbalsamirt und über der Erde gelassen, so daß sie uns den Platz wegnehmen — und das verzeih ich ihm in meinem Leben nicht. Kurz, ich würde so ungebürliche Reden führen, daß sie Ihr Censor streichen müßte, er wäre denn mein Feind, der Lust hätte, mich an den Galgen zu bringen. Ich bedaure also, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können. Doch danke ich Ihnen, daß Sie sich meiner erinnert, und ich werde Ihnen, mich in Ihrem Andenken zu erhalten, nächstens einige Artikel schicken."

„Ich freue mich sehr auf Ihr Werk über die deutsche Literatur. Liesching hat mir schon im vorigen Jahre viel Gutes davon erzählt. Ich wundere mich jetzt schon, wie Sie ein Buch über eine Sache haben schreiben können, die gar nicht existirt; denn die deutschen Bücher bilden so wenig eine Literatur, als die Deutschen ein Volk, ob es zwar mehrere gute Bücher und 30 Millionen Deutsche giebt. Ich grüße Sie herzlich."

Das Museum, eine der höhern Unterhaltung gewidmete Gesellschaft in Frankfurt, bedachte er mit seiner geistvollen Denkrede an Jean Paul, lieferte auch manches für die Iris, eine Zeitschrift, die Berly, in dessen Hause Börne gern ver-

weilte, herausgab. Jeden Dienstag kam er bei Berly zum Thee und war dann immer launig, gesprächig und aufgeweckt, besonders mit der Jugend und den Frauen. Die Ankunft der Sonntag begeisterte ihn zu seinem berühmten Artikel über sie, der ihm in Berlin so viel Freunde machte. Ja das Interesse, welches Börne an dieser Sängerin nahm, war so lebhaft, daß er sich sogar in eine Fehde über die Frage einließ: Ob ein Louisd'or zehn oder elf Gulden gälte? Die jetzige Gräfin Rossi hatte nämlich mit der Theaterdirection auf ein in Louisd'oren ausgesprochenes Honorar unterhandelt. Gute Rechner und Enthusiasten hinterbrachten ihr, daß man in Frankfurt unter Louisd'ors nicht Friedrichsd'ors à 10 Gulden, sondern Carolin à 11 Gulden verstehe. Die Gräfin Rossi war auf einem Handelsplatze, wo es Sitte ist, sich an den Cours zu halten. Sie verlangte Goldstücke zu elf Gulden. Nun gab dies Mißverständniß eine Fehde, deren Schauplatz die Iris und einige andre Frankfurter Blätter wurden. Börne war in diesem Punkte so sehr Sonntags-Enthusiast, daß er zum Nachtheil der Theaterdirection darauf bestand, sie sollte fest dabei bleiben: Unter elf Gulden thät' sie's nicht. Wie wenig ihm darum doch Ueberschätzungen der Virtuosen und Sängerinnen zusagte, beweisen folgende Zeilen, die er an die Redaction des Frankfurter Journals richtete. Die gesperrten Zeilen wurden beim Abdruck von der Censur gestrichen:

„An den Herrn Redacteur des deutschen Journals.

Ich hoffe, Sie werden so gutmüthig sein, diese Zeilen aufzunehmen, selbst wenn die Vorwürfe, die sie enthalten, auch Sie erreichen sollten. Es war wenigstens meine Absicht nicht, daß der ausgesprochene Tadel Sie treffe, denn ich bin

kein regelmäßiger Leser Ihres Blattes, und kenne es nicht genug, es beurtheilen zu dürfen. Ich weiß nur, daß Ihr Journal in ganz Deutschland viel und gern gelesen wird, und ich habe keinen Grund zu zweifeln, ob es den Beifall, dessen es sich erfreut, auch verdiene."

„Die deutschen Blätter, die politischen sowohl als die nicht politischen, sind, wenige ausgenommen, ganz unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armuth hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutschen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige, von der Bettelei nur das Unausstehliche. Ich will diesen Gegenstand hier nicht umständlich abhandeln, ich dürfte doch nicht alles sagen, was ich denke. Nur Eines will ich berühren. Alle Zeitungen sind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen — zu unserm Glücke verstehen sie kein Deutsch — müssen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen nichts thäten, als spielen und singen und für nichts Sinn hätten, als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel und die Oper seines Orts besprechen; geschieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, hat das auch sein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Frankfurter daran gelegen sein, wie Herr der in München den Franz gespielt, wie Frau die in Berlin die Donna Anna gesungen hat? Schon einige Wochen lang sind unsere hiesigen Blätter mit Berichten angefüllt, wie Demoiselle Heinefetter da, wie Demois. Bamberger dort gesungen habe. Und was noch am lächerlichsten ist, diese Singgeschichten stehen nicht in dem belletristischen Theile der Zeitungen, sondern vermischt mit den politischen Nachrichten, so daß der Leser

alles Maaß verlieren muß, und endlich nicht mehr wissen wird, was wichtiger sei, Demois. Heinefetter oder Griechenland, Demois. Bamberger oder Spanien. In einem der hiesigen Blätter kommt heute gleich hinter der Nachricht, daß in der Kurmark die Eröffnung des Landtages bevorstehe, die andere: daß Demois. Sonntag morgen als Donna Anna auftreten werde. Ich habe nichts dagegen — Heil dem, der Demoiselle Sonntag singen hört; aber was nützt es dem Frankfurter Leser, am 4. October zu erfahren, daß am 29. September Demois. Sonntag in Berlin die Donna Anna singen werde? Hat er denn Zeit nach Berlin zu reisen, um der Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? Es ist eine Schmach! Man glaubt sich in die Zeiten des Römischen Kaiserreichs zurückversetzt, wo entartete Fürsten und entartete Völker vom Schlamme der Lüste über und über bedeckt, mit heißdürstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen und überhörten, daß die Barbaren schon die Thore stürmten."

„Jedes Blatt soll seine örtlichen Verhältnisse besprechen und werden diese Oertlichkeiten nur gehörig behandelt, dann verdienen und gewinnen sie allgemeine Theilnahme. Aber hier in Frankfurt ist alles (daß es ja nicht bestäubt werde) mit dem Packtuche des Geheimnisses bedeckt, ob man zwar in nicht-politischen Dingen schreiben darf, was man will. Hat man je in den hiesigen Blättern ein Wort über den Prozeß des Städel'schen Kunstmuseums gelesen, der nun schon zehen Jahre dauert und ganz Frankfurt angeht? Wurde je ein Wort über die neuen öffent-

lichen Gebäude, über die Bibliothek, das Waisenhaus, den Kirchhof geschrieben? Seit mehreren Wochen sind die Gemälde der verstorbenen und lebenden Frankfurter Maler öffentlich ausgestellt und keine Stimme läßt sich darüber vernehmen; man findet das der öffentlichen Verhandlung unwürdig, während man uns von dem Leben und Treiben der Demois. Bamberger in Berlin täglich die umständlichsten Berichte mittheilt.

Frankfurt, den 4. October 1827."

Von Vereinen besuchte Börne den sogenannten Gelehrtenklubb, wo es ihm jedoch durch seine zunehmende Schwerhörigkeit gar oft an Empfänglichkeit und Mittheilsamkeit zu fehlen schien. Nur im engeren Kreise entfaltete er die Liebenswürdigkeit seines Umganges.

Von seiner Denkrede über Jean Paul wünschte man einen besondern Abdruck und bat von Erlangen aus um die Erlaubniß.

Börne schrieb einem Studenten dorthin:

„Ich zähle Sie und Ihre Freunde nun auch zu den Meinigen, denn fester und sicherer als die Gewohnheit des Umgangs, bindet die Gleichheit der Gesinnung. Ich habe so wenig ein Eigenthumsrecht an meine Rede anzusprechen als mir die Liebe für den herrlichen Jean Paul ausschließlich zugehört, ja es hätte mir nichts Erfreulicheres begegnen können, als die Verbreitung der Rede, die Sie durch Ihren Abdruck veranstaltet."

„Ich hatte den Gedanken Deutschland zu Beiträgen für ein Denkmal Jean Pauls aufzufordern. Nein, den Gedanken

hatte ich nicht, ich hatte den Trieb des Herzens es zu thun, aber als ich es bedachte unterließ ich es. Was hätte es gefruchtet, in diesem kalten Lande gefriert alles, selbst die Thräne im Auge. Sind wir auch warm in der Einsamkeit, ist es doch draußen Winter, und unsere Hoffnungen und Wünsche gestalten sich zu Eisblumen an Fensterscheiben. Mit dieser düstern Ofenwärme und dieser jämmerlichen Stubenflora müssen wir uns begnügen bis der Frühling kömmt. Daß dieser näher ist als die Einen hoffen die Andern fürchten, dafür bürgen auch Sie und Ihre Freunde."

„Die Exemplare der Denkrede, die Sie mir zugedacht, werde ich mit Vergnügen annehmen. Unter der gebrauchten Adresse wird mir alles richtig zukommen; die Bezeichnung als Mitglied des Museums ist nicht nöthig. Ich grüße Sie herzlich.

Frankfurt, 7. Januar 1826.

L. Börne."

An R. O. Spazier in Baireuth, Jean Pauls Neffen, schrieb Börne:

„Frankfurt, 8. Januar 1826.

Nach meiner Rückkehr von einer Reise, habe ich Ihren lieben Brief vorgefunden, und ich kann Ihnen nicht ausdrücken wie sehr er mich gefreut. Auch von vielen Andern ist meiner Denkrede auf Jean Paul freundliche Zustimmung geworden. Erlanger Akademiker haben die Rede besonders abdrucken lassen, um sie als Neujahrsgeschenk zu verbreiten. Es ist mein Glück, nicht meine Kunst, daß ich eine Saite berührt, die durch viele Herzen zieht. Doch erquickte mich die Schadenfreude, daß ohne Erlaubniß der hohen Polizei viele Deutsche in einer Empfindung zusammengekommen."

„Ich habe recht gut verstanden, was Sie in Ihrem Briefe angedeutet. Weinen Sie, weil Sie noch Jüngling sind, einst werden Sie lachen, wie ich; man wird schlecht dabei, aber fett."

„Ich vierzigjähriges Kind hatte den Einfall zur Errichtung eines Denkmals für Jean Paul aufzufordern; aber in diesen Jahren der Enttäuschung sind nur schöne Irrthümer von kurzer Dauer. Ich besann mich. Wir hätten keine Tausend Gulden zusammengebracht. Und zu welcher Verwendung hätte man uns genöthigt? Vor zwei Jahren hatte ein sentimentaler Herr in Heilbronn die Laune, das alte Geschichtchen von den treuen Weibern zu Weinsberg zu verewigen. Auch bettelte er wirklich einiges Geld zusammen. Doch was that er dafür? Er ließ dort das Standbild von Erz des Kaisers Conrad aufrichten, desjenigen Kaisers, der Weinsberg belagert und die allerhöchste Gnade gehabt, die treuen Weiber mit ihrem Gepäcke nicht in den Neckar werfen zu lassen, sondern ihnen zu verzeihen. Ein anderer empfindsamer Stadt-Physikus in dem Orte, wo Lessing geboren, machte den Vorschlag, seinem großen Landsmann zu Ehren ein Spital bauen zu lassen. Der Vorschlag wurde mit allgemeinem Beifalle aufgenommen und sie bauen jetzt. Den frohen Lessing, den Trinker, den Spieler, der an lauter Leben starb, durch ein Spital verewigen! Hätte ich den Vorschlag machen mögen, zum Andenken des edlen Jean Pauls in Baireuth ein Zuchthaus errichten zu lassen, ich glaube, ich hätte es durchgesetzt mit dem Denkmal, doch ich mochte nicht scherzen in einer so betrübten Sache: Denken Sie von Zeit zu Zeit an Ihren Freund

L. Börne."

Inzwischen wurde durch den 1827 erfolgten Tod seines Vaters Börne's äußre Lage günstiger gestellt. Zwar war

das Vermögen des Vaters von den Unfällen, welche damals öfter der Papierhandel erlitt, nicht verschont geblieben, zwar schien er im Testament gegen die übrigen Geschwister auffallend zurückgesetzt, doch kamen noch immer 22000 Gulden auf sein Theil, die ihn mit Einschluß einer Rente, durch welche er den künftigen Ansprüchen an das Vermögen der Mutter entsagte, und mit Einschluß seiner Frankfurter Pension von jetzt an auf ein jährliches sichres Einkommen von etwa 1600 Gulden rechnen ließen. Diese Selbstständigkeit war für die Ruhe, mit der er die politischen Ereignisse betrachtete, durchaus nicht unwesentlich. Ein Prozeß mit seinen Brüdern wurde von seinem Freund und Anwald, Dr. Goldschmidt, gütlich ausgeglichen; doch blieb zwischen ihnen eine Verstimmung zurück, die sich erst in spätern Jahren verlor. Als ihn sein ältester Bruder nicht lange vor seinem Tode in Paris besuchte, bot er alles auf, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Er wurde so lebendig, wie lange nicht zuvor, sprach viel von vergangenen Zeiten und verrieth wohl, daß sein Herz zu weich war, um lange einen Groll zu nähren. Das Verhältniß zu seiner Schwester blieb ungetrübt. Er schätzte sie hoch und nahm an ihren Kindern einen innigen Antheil. Sein Neffe, der leider zu früh gestorbene junge Dr. Spiro, zog seine Aufmerksamkeit in hohem Grade an sich, er verfolgte dessen Studiengang und konnte nur bedauern, daß dieser in Gebiete sich verlor, wo Börne gewohnt war, nichts als Untiefen und Falleisen zu sehen. Börne's talentvoller Neffe war Hegelianer.

Im Frühjahr 1827 ließ sich Börne von Moritz Oppenheim malen. Es ist dies dasselbe Bild, welches allen spätern Lithographieen und Stahlstichen von Börne's Gesichtszügen

zum Grunde liegt. „Unsere Freunde," schrieb Börne an den ihm befreundeten Maler bald nach Beendigung der Sitzungen; „unsere Freunde finden das Bild ähnlich, und doch schön: ein Geheimniß Ihrer Kunst, das mir unerforschlich bleibt. Wenn die Stellung die Sie dem Bilde gegeben Ihre Wünsche für mich ausdrücken, dann habe ich Ihnen viel zu danken: umringt von gefälligen und geduldigen Büchern, die ich wie gelaunt öffnen und schließen, stellen, legen und ordnen, ja deuten kann, wie ich will, und die ich, wenn sie unartig sind, mir widersprechen, einsperren kann, und im warmen Schlafrocke der Stürme dieser Zeit spottend und ihre Tücken verlachend, das ist ein schönes, ein königliches Leben! — Aber warum haben Sie mir den „Staatsmann" *) in die Hände gegeben? Warum diesen steinernen Gast mir kalt und unbeweglich vor die Augen gestellt? Vielleicht sollte ich Ihnen nicht diesen Vorwurf machen, vielleicht ist es undankbar zu zeigen, daß ich Ihnen etwas zu vergeben habe, aber ich theile nur meine Trauer mit Ihnen, um auch meinen Trost mit Ihnen zu theilen. — Von Offenbach kommt der „Staatsmann," von Offenbach kommen auch die köstlichen Pfeffernüsse, ich schicke Ihnen eine Düte von jenem angefüllt mit diesen. Das ist ein Bild des menschlichen Lebens, wie man es ohne Ihre Farben malen kann. Jetzt beten Sie aber auch für mich und sich, daß ich, am Ziele meiner Tage, durch keinen andern Richterspruch sterbe, als durch den der Natur — damit es Ihnen nicht wie dem armen Maler Spinarosa in Houwalds Bild ergehe. — Entwischt' ich auch, wie er, der Gerechtigkeit, würde mich, wie ihn, das Bild ausliefern, und

*) Von Pfeilschifter in Offenbach.

meine Freunde, die wie ich mir schmeichle, der Schmerz närrisch machen würde, könnten sagen:

. . . . solch' ein Bild
mit diesem Fleiß und dieser Schönheit
zu malen — — sei nur das Werk
der schändlichsten Verrätherei.

Geschieht so etwas, dann mögen Ihnen diese Zeilen zur Rechtfertigung dienen.

Frankfurt, 1. April 1827. Börne."

Und am 25.: „Lieber Freund! Jetzt da ich das Gemälde in meinen Händen habe, lache ich Sie aus. Sie haben es um eine Million weniger fünf Carolin zu wohlfeil hingegeben. Eine halbe Million rechne ich für den Stoff des Bildes, eine halbe für die Arbeit daran. Aber Sie brauchen sich darum nicht zu schämen. So, so bescheiden war ich auch in meiner Jugend; aber das verliert sich, und man lernt endlich sich schätzen und überschätzen, wie Sie an mir sehen. Vielleicht sind Sie begnadigter als Andere, und lernen es nie. Horchen Sie meiner Weisheit! Reichthum ist ein Fels, Armuth eine Sandbank des Lebens. Vor der letztern kann uns eigene Kraft bewahren, vor dem andern nur Gottes Gnade. Er schütze Sie. Es ist ein Fluch im Gelde. Danken Sie mir, daß ich Ihnen so mäßig geflucht. Ihr Freund

Börne."

Im Winter nach dem Tode seines Vaters führte Börne einen längst gehegten Lieblingsplan aus. Er wollte wieder einmal Berlin sehen. Berlin hatte nie aufgehört, ihn anzuziehen; die großartigsten Eindrücke waren ihm von da geblieben, und wenn er auch wußte, daß ihn die vorwiegende Rich-

tung dort nicht ansprechen würde, so wußte er sich doch von dem Vielen, das dort geboten wurde, Einzelnes herauszulesen, das ihn allerdings fesseln konnte. Er sah Mad. Herz wieder, Varnhagen und Rahel waren ihm von Frankfurt her bekannt und zugethan. Empfehlungen nahm er mehr mit, als er abgab. Er reiste in seinem eigenen Wagen. Die Parade, die Willibald Alexis und Ludwig Robert mit ihm in der Mittwochsgesellschaft machten, hat er selbst beschrieben. „Hofrath — Börne — Sonntag — göttlich!" war der Refrain, den er des Tages hundertmal hörte. Jedenfalls meinte man es gut und herzlich mit ihm. Die Berliner Belletristik war damals noch nicht in dem Grade von Anstand, von Begeisterung entblößt, wie später, wo die Eckensteherwitzlinge daselbst das große Wort führten und einige trockne Epigonen von den hintersten Reihen der Hegelschen Schule den Ton angaben. Die Anbetung Goethes, die damals in Berlin Mode war, gab dem ganzen Wesen etwas Geordnetes, Enthaltsames; Niemand drängte sich vor; Alle waren sie nur die Gesellen eines einzigen unsichtbaren Meisters. Börne mit seiner süddeutschen Nachlässigkeit, mit seiner politischen Terminologie, mit seiner Schweigsamkeit, hinter deren lächelnder Außenseite so viel wichtiger gedankenschwerer Ernst verborgen sein mußte, erschien in diesem Kreise als ein völlig Fremder; jeder mußte sich erst seine eigne Brücke bauen, um zu einem Verständniß dieses kleinen unscheinbaren, kränklichen Mannes heranzukommen. Die meisten begegneten ihm von der dramaturgischen Seite, die nichts Verpöntes hatte. Daheim, er wohnte eine Zeit lang in der Friedrichsstraße im Hause des Buchhändlers Logier, traf man ihn nur in dicke Tabakswolken eingehüllt, im langen Schlafrock und ein rothes Jakobinerkäppchen auf

dem Haupte. Dieses Käppchen bestärkte manchen Verdacht, der gegen den Fremdling laut wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es gewisse Augen gab, die ihm, wie der preußische Gensdarmenausdruck sagt, damals „auf den Dienst paßten.“ Der Buchhändler Logier war aber außer sich über den Tabaksrauch, den Börne in seinem Hause verbreitete. Seiner Gesundheit und vieler Zahnschmerzen wegen schien er eine wahre Rauchkur zu gebrauchen. Herr Logier bat ihn, unter diesen Umständen auf die Ehre ihn länger in seinem Hause zu haben, verzichten zu dürfen. Wenn sich übrigens Mad. W. entschließen wird, Börne's vertrauten Briefwechsel mit ihr herauszugeben, so dürften grade die aus Berlin damals von ihm gekommenen Nachrichten sehr denkwürdig sein.

Als Börne nach Frankfurt wieder zurückkehrte, ging er schon ernstlich mit einem Plane um, zu dessen Ausführung man ihn in Berlin wahrscheinlich eifrig ermuntert hatte. Schrieb ihm doch Hitzig, er wollte Haus für Haus auf seine Schriften collectiren gehen! Er wollte die hie und da zerstreuten Denksteine seiner literarischen Thätigkeit zu einem einzigen Gebäude zusammentragen. So oft seine Bescheidenheit ihm dagegen einen Einwurf machte, so zweifelte er doch nicht, daß es sinnigen Lesern gelingen würde, aus den Fragmenten, die er nur bieten konnte, sich eine ernste, das Beste des Vaterlandes wollende und den innern Beruf des Wortes tragende Persönlichkeit zusammenzusetzen. Er knüpfte deßhalb eine Verbindung mit dem Buchhändler Campe in Hamburg an, der sich durch einige freimüthige Verlagsartikel damals den Ruf eines unternehmenden, waglustigen und gesinnungsfesten Verlegers erworben hatte. Trotz vieler Debatten über die Bedingungen dieser Ausgabe kam es zuletzt in Hamburg selbst zu einem

definitiven Abschluß über acht Bände „Gesammelte Schriften von Ludwig Börne.“ Börne erhielt für eine fünfjährige Entäußerung seines Verlagsrechtes 4000 Thaler. Ein witziger Prospektus lud das Publikum zur Subscription ein.

Den Sommer 1828 verlebte Börne am Rhein, in Geisenheim und Rüdesheim mit der Familie des bekannten Componisten Aloys Schmitt und mit seiner Freundin Mad. W. Hier ordnete er seine zerstreuten Schriften zum Drucke. Im Herbst reiste dieser ganze gesellige Kreis nach Hannover, wo Börnes Freundin bei dieser ihr verwandten Familie blieb und Börne über Braunschweig nach Hamburg ging.

Der großartige Weltverkehr Hamburgs überraschte ihn. Seewesen war ihm etwas Neues, er fühlte, daß sich in dieser Fülle von Zerstreuungen und lebendigen Anregungen auch ohne Empfehlungsbriefe auskommen ließ und gab die wenigsten der Vielen, die er hatte, ab. Seine Wohnung, die er im Hotel Belvedère nahm, gestattete ihm einen freien Blick auf die schön und voll sich schaukelnden Wassermassen des Alsterbassins. Der bedeutende Buchvertrieb in der Handlung, die seine „Gesammelte Schriften“ verlegen sollte, sprach ihn an. Er ließ sich die großen Vorräthe derselben zeigen und äußerte besorglich: Wenn hier eine Feuersbrunst auskäme?*) Da er einige Titel der aufgestapelten Bücherballen las, verbesserte er sich und sagte: „Es ist wahr, Feuer kann ihnen nichts thun; es ist zuviel Wasser darin!“ In dem Dramaturgen Zimmermann fand Börne einen begeisterten Verehrer. Zimmermann ist einer der seltenen Beweise, daß sich die gründlichsten philologischen Kenntnisse und ein gelehrter Beruf (er war Professor am Gymnasium) mit geschmackvoller

*) 1842 kam sie!

Beurtheilung der neuern und neusten Literatur, mit aufopfernder Hingebung an die Kunst und selbst ihre flüchtigsten Entfaltungen (am Theaterabende) wohl vereinigen lassen. Zu bedauern ist nur, daß seine sittliche Kraft nicht ausreichte, um diese beiden Elemente seiner Bildung im schönen Gleichgewicht zu erhalten, und daß bei ihm zuletzt der Mensch dem Genius unterlegen ist. Wie Börne diesen gründlichen Kunstkenner damals noch antraf, war er zum Umgange noch verwendbar. Er wurde des von ihm hochverehrten Schriftstellers Cicerone, machte ihn mit Hamburg's Natur und Menschen, mit Hamburg's Sitten und Unsitten bekannt. Wer könnte Hamburg verlassen, ohne seine Menschenkenntniß in allen Winkeln dieser Seestadt zu vervollständigen und seine Beobachtungen selbst da anzustellen, wo das Laster seine Orgien feiert? Mit scheuem Erstaunen blickte Börne in jene Tummelplätze der entfesselten Sinnlichkeit, die man in Hamburg mit dem dort für die diplomatische Welt verlornen Namen Salons bezeichnet. Mit launiger Gutmüthigkeit näherte er sich einem der weiblichen Geschöpfe, die bei Peter Ahrens ihre käuflichen Reize zum Köder der Verführung machen, und reichte ihr, um ihren geistigen Bildungsgrad zu erforschen, sein Portefeuille, um ihm etwas hineinzuschreiben. Es wäre bei der schrecklichen Ideenverwirrung dieser Wesen gar nicht auffallend, wenn sie ihm eine sentimentale Stelle, etwa aus Tiedge's Urania, eingezeichnet hätte; doch war das, was Börne zu lesen bekam, zufällig etwas stark unsinnig. Wie erfreulich ist es doch, mit einem Philologen umzugehen! sagte Börne, als Zimmermann den Versuch machte, in das Gekritzel des Frauenzimmers, wie in eine Attische Inschrift, einen vernünftigen Zusammenhang zu bringen.

Im October 1828 reiste Börne schnell von Hamburg wieder nach Hannover zurück. Hier begab er sich nun sogleich mit einem ungewohnten Fleiß an die Redaktion seiner gesammelten Schriften, an neuere Aufsätze, die den alten schon gedruckten als Ergänzung dienen sollten. Die Sorge über gutes Papier, geschmackvolle Lettern, Correktheit des Drucks, die Sorge um das Format, die Censur, die Versendung seiner Schriften machte ihm viel unruhige Stunden. Wo soll ich all das Zeug zu 120 Bogen hernehmen? seufzte er oft, wenn ihm das Format zu groß schien. Campe in Nürnberg druckte die Schriften mit einer Eleganz, die dem Verleger, der die Kosten nicht scheute, Ehre machte; fünf lange Wintermonate arbeitete Börne in Hannover mit dauerndem Eifer. Hannover, schreibt er seinem Verleger, ist ein Ort, wo man nur die Wahl hat, zu arbeiten oder an Langeweile zu sterben. Ich habe gefunden, schreibt er ein ander Mal, daß Hannover doch noch langweiliger ist, als mir meine Werke vorkommen. Dabei beobachtete er den Verlauf der öffentlichen Angelegenheiten in diesem Lande und äußerte sich: „Ich denke diesem guten Hannover früher oder später ein Ehrendenkmal zu setzen. Einen solchen Ort such' ich mir schon lange.“ Einige der vorzüglichsten Artikel Börne's sind aus dieser Zeit, z. B. seine Kritik des Immermann'schen Hofer, an der er vierzehn Tage lang gearbeitet zu haben erklärte. Aufgefordert, Immermann's Friedrich II. zu beurtheilen, wies er es ab, weil er nicht Zeit hätte, jetzt die sechs Bände von Raumers Hohenstaufen durchzulesen. Schon damals beschäftigte ihn lebhaft der Gedanke, über Frankreich etwas Zeitgemäßes und in periodischer Form zu schreiben. Er wollte nach Waiblingers Art einen Almanach aus Frankreich mit Kupfern herausgeben. Doch stand

er davon ab, als ihm der Verleger den Ueberschlag der Kosten machte. Damals erhielt er die Abrechnung über die kleine Brochüre, die er gegen die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik in Heidelberg herausgegeben hatte. Vier Thaler sechszehn Groschen kamen auf sein Theil. Das reicht grade zu meinen Kirschen für den nächsten Sommer! schreibt er. Diesen Sommer aber von 1829 sollte er wenig Kirschen essen.

Auf der Rückreise von Hannover berührte er Kassel, wo ihm Murhard ein befreundeter Anlehnungspunkt war. Murhard, dessen Gespräche sich am liebsten mit Politik beschäftigten, rühmt Börne's treffende Aeußerungen über die damalige Zeitgeschichte und die Ruhe, mit der er abweichende Ansichten aufnahm. Börne war kein Proselytenmacher. Er haßte es, über Ansichten zu streiten, die sich nicht demonstriren ließen, sondern die nur aus innerer Ueberzeugung geboren würden. In Kassel erlebte Börne einen heftigen Rückfall seiner körperlichen Leiden. Er mußte, von Dr. Harnier behandelt, länger dort bleiben, als er gewünscht hätte; denn Kassel war ihm ein todter und ängstlicher Ort. Um Murhard zu beweisen, wie groß die Einsamkeit Kassels wäre, erzählte er ihm, er hätte auf einer Bank in der Karlsau (einem reizenden Park bei Kassel) einen Sechsbätzner zurückgelassen, um zu sehen, ob Jemand in drei Tagen an den Ort würde gekommen sein. Er kam nach drei Tagen und siehe! er fand das Geldstück noch auf derselben Stelle, wo er es hingelegt hatte.

Damals nahm Börne in Kassel seinen Konrad in Dienst, den treuen Konrad, der in den Pariser Briefen so oft die Scene erheitert, seinem Herrn Gelegenheit zu so vielen humoristischen Einfällen gibt und ihm seine physischen Kräfte anbietet, falls er sich an seinen Feinden wollte nachdrücklich

gerächt sehen. Konrad schien bestimmt zu sein, nur der Literatur die Kleider auszuklopfen und die Schuhe zu reinigen. Konrad war schon in Kassel in einer Druckerei, beim Redakteur der Kasseler Zeitung, Dr. Pinhas, Auslaufer gewesen. Konrad machte sogar Verse und erfreute damit seinen Herrn. Konrad schrieb Briefe, die würdig waren, gedruckt zu werden. Börne hätte oft gewünscht, Konrad wäre weniger ästhetisch und dafür geschickter und flinker auf den Beinen gewesen. Dieser Bediente war in Allem eine treue deutsche ehrliche Seele, auch darin, daß er hundertmal etwas fallen ließ, das er nicht bezahlen konnte, daß er gar nicht gemacht schien, mit ihm Staat zu machen und weit öfters selbst unbequem, als ein Hülfsmittel zur Bequemlichkeit war. Konrad war ehrlich, aber auch gewissenhaft; er war gewissenhaft, aber auch pedantisch. Er würde sich in einem Lustspiel oft weit besser ausgenommen haben, als im wirklichen Leben. Dort hätte man doch wenigstens über das lachen können, worüber man hier zuweilen hätte weinen mögen. Und grade mit allen diesen bösen Tugenden und glänzenden Lastern wurde er für Börne ein Bedürfniß. Er hing mit gränzenloser Liebe an seinem Herrn und lebte sich so in ihn hinein, daß er durch Börne's Tod ganz vereinsamt dastand. Börne's Freunde wollten ihn nach Deutschland mitnehmen, er wollte nicht zurückkehren. Tausend Franken, aus Börne's Verlassenschaft gezahlt, sicherten ihn vor augenblicklichem Mangel. Erst trat er in die Dienste Meyerbeer's, dann begleitete er einen Reisenden nach Italien, den bekannten Landschaftmaler Bertin, schrieb von dort aus sehr originelle Briefe, kehrte nach Paris zurück, heirathete eine Französin und hat sich jetzt in der Nähe von Paris mit einem gewissen Wohlstande niedergelassen.

In Kassel hatte sich Börne's Gesundheitszustand so verschlimmert, daß er unmittelbar nach Wiesbaden reiste. Sein Uebel, rheumatische Lähmung, hatte sich so gesteigert, daß er von einem Bette zum andern getragen werden mußte und die heftigsten Schmerzen litt. „Verehrtester Herr Geheimerath," schrieb er an Dr. Löhr, seinen Arzt in Wiesbaden: „da das Wetter gut zu werden anfängt, habe ich mir vorgenommen nach Ems zu reisen. Ihnen mein Dankgefühl auszudrücken für die unendliche Güte, die Sie mir bezeigt, und für die unbeschreibliche Geduld, die Sie mit mir armen ängstlichen Menschen gehabt, würde ich vergebens nach Worten suchen. Möchte der Himmel, wenn er mich ferner mit Krankheiten heimsuchen will, mich zu meinem Troste dann immer in Ihre Nähe führen. Entziehen Sie die Theilnahme, die Sie für den Kranken hatten, dem Genesenen nicht ganz und erinnern Sie sich zuweilen dessen, der Ihnen für sein ganzes Leben und aus vollem Herzen ergeben sein wird." Diesen Brief begleitete das Honorar. Sein Dank für die ihm bewiesene Geduld ist insofern nicht ganz motivirt, als Börne bei seinen Leiden die größte Geduld, Ruhe und sogar Heiterkeit bewies und nie klagte. „Sehen Sie," sagte er oft, „körperliche Schmerzen, bestimmte, ausgesprochene, wenn auch noch so heftige, kann ich sehr gut ertragen; nicht so gut hypochondrische Leiden oder Seelenschmerz." Der dem Arzt abgestattete Dank ist um so zartfühlender, als Börne anfing, sich gegen alles Mediziniren zu erklären und sich in ihm die Ansicht festsetzte, daß seine vielgenossenen früheren Arzneien seinen Zustand verschlimmerten.

Aus dieser Zeit setzen wir einen ungedruckten Brief an seine Schwester her. „Wiesbaden den 20. April 1829. Liebe

Schwester! Dein Brief hat mir sehr viel Freude gemacht und ich danke dir herzlich dafür. An der Verheirathung deiner Kinder und deiner Zufriedenheit nehme ich den brüderlichsten Antheil. Ich grüße deine Töchter und Schwiegersöhne von ganzem Herzen. Die gute Therese soll mit mir zufrieden sein. Es braucht gar keiner Versöhnung und einer feierlichen Bezeugung derselben. Wenn wir uns treffen, soll es sein als wäre nichts vorgefallen."

„Ich wünschte auch sehr dich vor deiner Abreise nach München zu sprechen. Aber nach Frankfurt kann und mag ich nicht kommen. Ich habe sehr dringende literarische Arbeiten, muß nachholen, was ich durch ein dreiwöchentliches rheumatisches Fieber versäumt habe, und Frankfurt würde mich zu sehr zerstreuen. Auch ist mir der Aufenthalt dort immer unangenehm gewesen. Es wäre mir daher sehr erfreulich, wenn du so gut wärest, mit mir an einem dritten Orte zusammenzukommen. Aus Gründen, die ich schriftlich nicht mittheilen kann, wünschte ich nicht, daß du hieherkämest, lieber wäre mir, wir träfen uns in Mainz. Ich bleibe bis Anfang Juni hier, du kannst also nach Belieben den Tag bestimmen. Schreibe mir denn, an welchem Tage du dort sein willst und in welchem Wirthshaus du einkehrst. Du mußt aber dich genau versichern, wann dein Brief hier in Wiesbaden anlangt, daß ich ihn etwa nicht zu spät bekomme."

„Ich freue mich sehr die jungen Weiber zu sehen. Willst du eine Nacht in Mainz bleiben, wäre es um so schöner. Wir könnten dann länger beisammen bleiben. Es wird mich sehr interessiren, mit dir von deinem Louis zu sprechen, aus dem ich in Berlin eigentlich nicht recht klug werden

konnte. Aber er gefiel mir übrigens sehr. Herzlichen Gruß an Alle.

Dein dich liebender Bruder
Börne."

Die ersten etwas langsamen *) Erfolge seiner gesammelten Schriften wartete Börne in Frankfurt ab. Kritisch wurden sie besonders in Berlin mit freudiger Anerkennung, besonders ihrer formellen Reize, begrüßt. Den Inhalt und besonders die politischen Theorieen, die durchschimmerten, mußten die ästhetischen Beamten, welche wie der Intendanturrath Neumann die Schriften beurtheilten, sehr in Abrede stellen. Auf die Jugend machte diese Erscheinung einen bezaubernden Eindruck. Diese Frische, dieser Witz, diese großartige Perspektive in Welt- und Zeitanschauungen, die man auf der Schule kaum ahnte und die auf der Universität zu dem Verbotenen gehörte! Von den Fesseln des Systems sah man sich erlöst; die freiste Ungebundenheit war doch zugleich zu einer in bunten Farben schimmernden Crystallisation der Darstellung kunstvoll verhärtet. Alle Formeln und Gesetze löften sich hier vor der freien Gesetzgebung eines mächtigen Individuums auf, das nicht aus dem Hörsaal, sondern aus dem grünen Walde der Erfahrung und der Geschichte heraustrat. Verklungene Debatten sah man hier wieder aufgenommen, ein patriotisch freier Sinn reagirte gegen die ästhetische Verflachung, in welche wir gegen die Zeit hin, wo die Julirevolution ausbrach, uns zu verlieren fürchten mußten. Es waren nicht goldne Aepfel in silbernen Schaalen, sondern frische, natürliche, den Reif des Gartens tragende Früchte in crystallenen.

*) Sollte man glauben, daß der ersten Aufforderung zur Subscription kaum mehr als nur 150 Unterschriften gefolgt waren!

Börne wurde jetzt in Frankfurt immer mehr ein berühmter Mann, dem der durchreisende Dilettant und Kunstfreund seine Aufwartung machte. Auch das Handwerk sprach vor. Heine, Saphir, viele Berühmtheiten des Tages besuchten ihn. Um Heine war Börne eifrigst besorgt. Er schätzte ihn von den gleichzeitig Strebenden am höchsten. Er wurde in Frankfurt der Colporteur des jungen knospenden Ruhms der Heine'schen Muse, empfahl Heine's Schriften und ehrte ihn selbst, als er durchreiste, in seiner Persönlichkeit, ohne künftige Zerwürfnisse zu ahnen. Leider störte ihn oft mitten im Genuß solcher für ihn festlichen Augenblicke sein Körperleiden. Als Saphir, Schnyder von Wartensee und mehrere Andre eines Abends bei ihm eingeladen waren, trafen sie ein dunkles Zimmer, nirgends eine Vorbereitung, Mad. W. kam ihnen verstörten Blicks entgegen, Börne war so eben wieder vom Blutsturz befallen. Um Alles zu seiner Genesung zu versuchen, bezog er im Sommer 1830 das bei Frankfurt gelegene Bad Soden, das ihm die Aerzte angerathen hatten.

Das Tagebuchs-Idyll, welches den achten Band seiner Schriften bildet, schildert einen Theil seines Sodener Aufenthalts. Mad. W. war seine Nachbarin. Börne holte sich weniger an den vierzehn Quellen dieses Bades, als aus der freien Natur, aus den Fesseln einer idyllischen Langenweile, und den kleinen Zerstreuungen, zu welchen sich die Badegäste vereinigten, eine Stärkung seiner Gesundheit. Börne liebte den Umgang mit Frauen; hier war er in einem Frauenbade. Sie berichten auch von ihm, daß er an allen Gesprächen harmlos Theil nahm, sich nie vordrängte, sondern in einer solchen Zurückgezogenheit hielt, daß man ihn aufsuchen mußte,

um seinen Geist recht zu erkennen. In seiner freundlichen und still sinnenden Weise schloß er sich jedem gemeinschaftlichen Vergnügen an und hatte seine große Freude an jedem kleinen Erlebniß der Umgegend, mochte es auch nur eine nach altem Ritus gefeierte Judenhochzeit sein, bei der er die schöne Bedeutung der wunderlichsten Ceremonien mit Aufmerksamkeit verfolgte. Bei einer frühen Morgenwanderung auf den Dachberg ging er mit der Laterne voran, ein Kreis von Badgästen hinterher. Und was ihn über sein gewöhnliches Maaß hier vollends hinaushob, war die Nachricht von der Julirevolution. Mit Ungeduld harrte er auf die Stunde, wo die Zeitungen ankamen. Er ging auf die Landstraße hinaus und spähte nach der Ankunft des Boten, der sie von Höchst bringen mußte. Dauerte es ihm zu lange, so ging er selbst nach Höchst, um die wunderbare Begebenheit zu verfolgen. Lange hielt er es nun auch in Soden nicht mehr aus. Er kehrte nach Frankfurt zurück und setzte Alles durch das electrische Feuer, das aus ihm sprühte, in Erstaunen. Im Gelehrtenverein erkannte man den früher so schweigsamen leidenden Börne nicht wieder. Es schien ein Wunder mit ihm vorgegangen.

Versetzen wir uns jetzt wieder in Börne's politische Gesinnungen, so liegt der Gegensatz seiner Stimmung, wie sie ihn kurz vor der Julirevolution und unmittelbar nach ihr beherrschte, in den Pariser Briefen und dem Tagebuch seines Aufenthalts in Soden klar ausgesprochen vor. Hier zeigte sich der Grad, bis zu welchem seine Hoffnungen vor dem Juli 1830 erloschen, seine Wünsche verstummt waren. Er hatte keine einzige seiner Ueberzeugungen aufgegeben, aber die Welt war mit Schleiern verhängt; nur noch den Blüthen-

bäumen am Fuß des Taunusgebirges vertraute er seine Gedanken, nur noch mit den Najaden der wunderthätigen Quellen in Soden plauderte er über Politik. Sein Tagebuch zeigt ihn uns, wie er nicht mehr Fürsten und Diplomaten, sondern die Gänse und Hühner im Gasthaus zum „Frankfurter Hof" beobachtet und sich aus ihrem Treiben an den Lauf der Welt draußen erinnern läßt. Er spricht über Schiller und Goethe, über die sorglosen Träumereien und Zerstreuungen, denen sich die letzte Zeit der Restaurationsperiode hingab. Da endlich bricht die Julirevolution aus. Alle seine alten Gedanken springen plötzlich wie niedergehaltene elastische Federn auf. Seine Pariser Briefe zeigen ihn uns wieder mitten in den Fragen der Zeitgeschichte, er sieht das, was er längst behauptete, bewiesen, was er vorhersagte, eingetroffen. Er verfolgte, im schönsten Vertrauen auf eine muthige Erhebung der politischen Begriffe, die sich auch der Deutschen bemächtigt zu haben schien, den Verlauf der Ereignisse, wie sie auch bei uns nach und nach das Losschlagen einer vom Zeitgeist geheim gelegten Mine waren. Er mußte seinen Blick auf England, Belgien, Italien, Polen richten; denn alles traf wie mit einem Zauberschlag zusammen. Die Bitterkeit der darauf folgenden Pariser Briefe ist aber weniger die Folge seiner übermüthigen Freude, als des Schmerzes, daß der Freiheit ihr Sieg verloren gehen könne. In Deutschland hatte sie ihn, er sah es bald, nicht vollständig errungen, in Frankreich wurde sie darum betrogen. Die Freiheit hatte gleichsam eine große Erbschaft gemacht, aber der Banquier, bei dem sie sie ausgezahlt erhalten sollte, Louis Philipp, fallirte böswillig. Börne hatte ein scharfes Auge, diese Umtriebe zu durchschauen. Er konnte hier seine Erfahrungen aus den

Zeiten der Wage und der Carlsbader Beschlüsse wieder aufnehmen; daß er es mußte, daß ihn die Wendung, die die Erfüllung seiner Hoffnungen nahm, dazu zwang, gab ihm jenen Unmuth, der in den Pariser Briefen Dinge aussprach, die selbst manchen seiner Freunde verletzt haben.

Die praktischen politischen Ideen Börne's blieben auch damals dieselben. Er wollte ein einiges Deutschland, das von der Vielherrschaft seiner Fürsten dadurch befreit wäre, daß keiner seine Souveränität dem Wohl des Ganzen gegenüber geltend machen dürfe. Er verlangte von Preußen, daß es seinen Schwerpunkt nicht in Rußland, sondern in Deutschland suche; er verlangte von Oesterreich, daß es seiner Politik des Stillstandes und seinen aufhaltenden Einflüssen auf die süddeutschen Höfe entsagte; er verlangte von diesen selbst und von den Schirmherren, Oesterreich und Preußen, die freieste Entfaltung des constitutionellen Systems. Erst wenn für diese Hoffnungen sich gar kein guter Wille bei den Fürsten zeigen wolle, dann war ihm die Republik lieber, als jede andre Verfassung, die dem Bürger nicht gestatte, für sein irdisches Wohlergehen nach freiestem Menschenrechte zu sorgen. Es ist kein Zweifel, daß dies Börne's politisches Glaubensbekenntniß von seiner praktischen Seite war.

Ueberhaupt stimmt Börne's Theorie von Staat und Bürgerthum mit Rousseau's Contract social zusammen. Sein Gefühl ließ ihn, um das Wesen des Staates zu bestimmen, von Nichts anderm ausgehen, als von den Menschenrechten. Sein politischer Grundgedanke war der, daß ihm die Gleichheit noch höher stände, als die Freiheit. Börne hielt diese Ueberzeugung für so tief in der Menschenbrust begründet, daß er daraus den Grund herleitete, wie Napoleon die Franzosen fast

zwanzig Jahre hindurch beherrschen konnte. Napoleon nahm ihnen die Freiheit, aber er ließ ihnen die Gleichheit. Er schuf zwar einen neuen Adel, aber jeder konnte in ihn aufgenommen werden. Die Franzosen hatten zwar keine andern Rechte mehr, als das eine, Soldat zu werden und sich für den Kaiser erschießen zu lassen; aber wenn dies Recht mehr für eine Pflicht angesehen werden sollte, so traf sie als solche alle. Eine Sklaverei wird leichter vergessen, wenn Niemand von ihr ausgenommen ist.

Manche theoretische Behauptung über den Staat in Börne's frühern Schriften wird man weit gemäßigter finden, als man einem Manne zutrauen sollte, der allerdings mit der Ueberzeugung starb, daß die Republik die einzige Gesellschaftsverfassung wäre, bei der sich ein gesunder Kopf und ein gesundes Herz beruhigen könne. Von der Volkssouveränität, dieser Parole des Streits der politischen Doktrinen, sagt er (Bd. VII. der alten Ausgabe S. 35.) „Diejenigen, welche für die Volkssouveränität streiten, welches wünschenswerthe Gut erwarten sie von dem Siege? Soll Herrschaft sein, ist es besser, sie ist in den Händen eines Einzigen, als in den Händen Vieler, besser, sie ist unwandelbar, als daß sie wechsle. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht gesichert. Es kann das Volk sein eigner Tyrann sein und es ist es oft gewesen.“ Börne gibt in dem Aufsatz, dem diese Stelle entnommen ist, ferner seine politische Meinung deutlicher an. Er sagt, es handle sich eigentlich nicht um Monarchie und Republik, nicht um absolut oder constitutionell, sondern um dasjenige, was in einem Staate als das Ursprüngliche gesetzt wird. Er sagt, darum

handl' es sich: „ist der Mensch frei geboren und die bürgerliche Gesellschaft nur eingeführt worden, daß sie die Freiheit wahre und schütze, wie der Becher den Wein: oder ist der Mensch zur Dienstbarkeit geboren und darf ihm nur so viel Freiheit verstattet werden, als er bedarf, seine Kräfte für den Dienst der Gesellschaft auszubilden und dazu zu verwenden? Kurz, es ist die Frage: ist der Staat Zweck, oder der Mensch in ihm?" Nicht das, fährt Börne fort, wäre an Ludwigs des Vierzehnten Ausspruch: Der Staat bin Ich! so gefährlich gewesen, daß er sich zur Hauptsache, sondern den Staat überhaupt zur Hauptsache gemacht hätte. „War Lykurg besser, als Robespierre?" frägt Börne. „Er war schlimmer. Robespierre opferte die Menschen. Lykurg die Menschheit. Robespierre opferte sie, er schlachtete sie nicht. Er war kein Menschenmetzger, wie alte Weiber und kindische Männer glauben: er war ein guter Bürger, im Sinne der reinsten Glaubenslehre. Der Staat war sein Gott, sein Staat, der republikanische — gleichviel. Er war ein Absolutist wie einer. Der Jacobiner hat gar nicht nöthig, sich zu bekehren, um ein guter Royalist zu werden; der Royalist braucht seinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Bessières gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand sie sich auch befinde; beide streiten gegen die Freiheit, wer diese auch geltend zu machen strebt, sei es das Volk, sei es der Fürst." Indem wir dringend auf jene Abhandlung hinweisen, bemerken wir, daß sie Börne's politische Philosophie am deutlichsten entwickelt. Sie ist so frei von Partheileidenschaft, daß Börne sogar die von der Opposition in Frankreich heftig angegriffene Milliarde, die Entschädigung der Emigrirten, aus Gründen der Billigkeit vertheidigt. Börne's

administrativer Grundsatz war: **Il ne faut pas trop régner.** Das Zuvielregieren, mochte es nun von einem Robespierre oder Ferdinand VII. kommen, war ihm verhaßt; denn es opfert den Menschen der Maschine, den Bürger dem Staat, es tödtet die freie harmlose Benutzung unsres Daseins, das uns von Gott nicht gegeben wurde, um nichts als die Erbärmlichkeit unsrer sogenannten polizirten Gesellschaftsverfassung zu genießen d. h. zu erdulden, sondern, um uns für eine höhere Weltordnung geistig und seelisch vorzubereiten. Er haßte dies ewige Bevormundetwerden, die Controlle, die Beamtenarroganz, die Demuth, die uns dem verkörperten Gesetz gegenüber zugemuthet wird, die polizeiliche Schinderei, der wir ausgesetzt sind, wenn wir nur den geringsten Schritt aus unserer Häuslichkeit herauswagen, z. B. eine Reise machen wollen. Humanität, ächte Philanthropie, Friede, Liebe und Glückseligkeit, dafür schwärmte Börne's edler Geist und hat in diesem Sinne allein alles ausgesprochen, was an politischen Maximen und Urtheilen je nur in seinem Munde so bedenklich erschienen ist. Er verlangte nichts, als daß die Beamten höflich sind, die Collegien minder impertinent, die Polizeicommissäre minder patzig (wie man in Berlin sagt), er verlangte, daß jeder Bauer vom Amtsschreiber Herr angeredet und Jedem, der, ohne ein Dieb zu sein, auf der Amtsstube erscheinen muß, ein Stuhl angeboten wird; er verlangte, daß der vornehme grobe Staat sich zu uns verfügt, wenn wir ihn nicht ansuchen; er haßte die Frechheit der Offiziere, die Dreistigkeit der Adeligen, die übermenschliche Einbildung der Fürsten, — da liegt der Punkt, wo sich ein so harmloses Gemüth, wie das eines Börne, entzündete und in Flammen auflodern konnte, die gefährlich waren. Hätten wir in unserm

politischen Leben Edelmuth, Offenheit, liberales Zuvorkommen, bei den Fürsten ächte Menschlichkeit, Achtung vor dem Gemeingeiste und dem öffentlichen Urtheil, Zartheit in allen Berührungen, Biedersinn in dem, was man thut, und Milde in dem, was man verbietet; wie sicher würden wir einer Beruhigung der politischen Leidenschaften entgegengehen, wie ruhig unsre besten und edelsten Geister sich mit den herrschenden Verhältnissen über das, was sich nicht in einer Sommernacht ändern läßt, verständigen sehen!

Im Spätherbst des Befreiungsjahres reiste Börne nach Paris. Es ließ ihm in Deutschland keine Ruhe mehr. Er wollte dem Heerde der Ereignisse nahe sein und sie nicht von der Peripherie, sondern vom Centrum aus beobachten. Die beiden ersten Bände seiner Briefe geben über alle seine persönlichen Begegnisse auf der Reise und den Winter über in Paris den vollständigsten Aufschluß; denn sie sind ein Tagebuch, ein zusammengeheftetes Journal, eine Art Zeitschrift, die alle Reize und alle Nachtheile der periodischen Literatur vereinigt. Frisch, lebendig, aber auch voller Widersprüche und ohne eine andre Einheit, als die einer geistreichen, glühend hoffenden Persönlichkeit. Ueberhaupt ist der richtigste Gesichtspunkt, um Börne's sechs Bände Pariser Briefe zu beurtheilen, der, daß man sie eine zusammengeheftete Zeitschrift nennt, mit allen Tugenden und allen Fehlern des Journalismus. Sie geben Nachrichten, die nicht selten sehr begründet, nicht selten aus der Luft gegriffen sind; sie bauen Schlußfolgerungen auf, die schon vom nächsten Tage widerlegt werden; sie sind abgerissen im Styl, im Gedanken, sie wollen nichts sein als das Echo des Tages, aufgefangen in einer Menschenbrust, die vor Freude und Zorn, vor Liebe

und Haß, vor Hoffnung und Verzweiflung zu zerspringen droht. Man ist in diesen wunderbaren Briefen nie auf sicherm Boden, man wandelt wie über glühende Kohlen; Irrlichter locken uns in finstre Moorgründe; freundliche weiße Engelsgestalten winken uns hinter den Büschen wieder heraus. Nicht einmal als Barometer der persönlichen Temperatur Börne's möchte man diese Briefe gelten lassen; sie sind eine Zeitstimmung, sie sind ein Daguerreotyp dreier fiebernder Jahre, hier zierlich das Kleinste wunderbar wahr treffend, dort alles wie in schwarze Tusche verwischend, ohne bunte Lichtübergänge, schwarz und weiß, je nach der Parole des politischen Glaubensbekenntnisses. Noch ehe sich Börne an die Abfassung dieser Briefe begab, schrieb er bei der Nachricht von den in Deutschland ausbrechenden Tumulten am 22. Sept. 1830 aus Paris an einen Freund: „Offen gesagt, ich freue mich nicht über das revolutionäre Wesen in Deutschland. Gewonnen wird doch nichts dabei; Nichts durch Gewalt; denn die ist noch nicht auf Seiten des Volkes; Nichts durch Belehrung unsrer Staatsmänner, denn die sind nicht zu bessern. Dies alles wird keine andre Folge haben, als daß die Seiler in Flor kommen: denn, ich bin gewiß, es wird viel gehängt werden." Der Gedanke, ein Journal, etwa mit Heine in der Schweiz, herauszugeben, beschäftigte ihn lebhaft. „Daß man jetzt arbeitet," sagte er, „ist nicht mehr Sache des Schriftstellers, sondern des Bürgers." Er hätte so gerne mit Heine eine Art Quartalschrift, nämlich eine wirklich zwischen ihnen unterhaltene Correspondenz, herausgegeben. Heine hatte keine Lust dazu. Börne kam ein Jahr später wieder auf diese Idee zurück und äußerte sich unterm 12. Oct. 1831: „Bei Heine, den ich übrigens wenig

sehe, hab' ich nichts von dem Eifer für die gute Sache gefunden, den ich ihm zugetraut. Er hat ihn nicht oder verbirgt ihn, was mir aber in Beziehung auf mich unerklärlich wäre, da er mich als einen Gleichgesinnten kennt, mit dem er nicht zurückzuhalten braucht."

Börne kam im Frühjahr 1831 nach Deutschland zurück. Seine Briefe waren noch nicht erschienen. Er fand, daß dem Aufschwunge der Deutschen unzählige Niederschläge drohten, daß aller Orten Fallen für die „jungen Füchse der Demagogie" gestellt waren, aber noch schien ihm nichts verloren, noch konnte dem wild gewordenen deutschen Ackergaul durch Pfeifen und Rufen wieder Muth gemacht werden. Ein solcher Zungenschlag, womit der Reuter seinem Rosse die Ohren spitzt und es in bessern Trab bringt, sollten seine Briefe sein. Daß er darin Dinge gab, die sich nicht vor der Vernunft verantworten ließen, wußte wohl Börne recht gut; aber gerade durch diesen pikanten Sauerteig sollte das noch etwas fade Gebäck des erwachten Volksgeistes schmackhaft gemacht werden. Börne hätte das Alles beschwören sollen, daß er die Deutschen verachte, daß er ihnen auf der Kehler Brücke seinen Rücken und noch mehr zeigte, beschwören, daß man Könige ihrer Nase wegen verjagen dürfe u. dergl.? Gewiß nicht; aber er dachte: Es ist gut, wenn Einer kommt und so das Aeußerste sagt; das bringt sie in Harnisch, hurtig, flink! das bringt Leben in die Sache — und darum ließ er diese Lachtauben ausflattern. Daß sie ihm hernach kamen und alles bewiesen haben wollten, daß sie Abhandlungen über jene Fürsten-Nase, Abhandlungen über das Verbrennen der Göttinger Bibliothek schrieben, daß sie alles buchstäblich nahmen und in dem Buche alles, nur nicht das, was es

sein sollte, einen elektrischen Leiter, sahen, das empörte ihn und gab ihm die Erbitterung, die in den folgenden vier Bänden allerdings methodischer, überlegter und unversöhnlicher auftrat. Börne war den Sommer 1831 über in Baden wo er mit Männern freundlich umging, von denen er nicht ahnte, daß sie sich bald in seine widerwärtigsten Feinde verwandeln sollten. Die Briefe erschienen endlich, ohne Censur, im Spätherbst desselben Jahres, als schon Warschau gefallen war und die Polen ihre Durchzüge durch Deutschland begannen.

Vor dem weitern Verlauf unsrer Erzählung hier noch ein Brief, den er an den Maler Oppenheim aus Baden-Baden richtete: „Baden den 8. Sept. 1831. Lieber Freund! Mit dem größten Vergnügen will ich Ihnen mein Bild überlassen, so lange Sie es brauchen. Das alte fac-simile wie auch den Pfeilschifter bitte ich Sie wegzulassen. Ist es nicht besser gar kein fac-simile zu machen? So etwas und zu dieser Bestimmung erst geschrieben, wird immer affectirt, wenigstens e r s c h e i n t es so. Wenn ich auch, wie ich gewohnt bin, nur immer ausspreche und niederschreibe, was und wie ich es grade auf dem Herzen habe, so kann man doch in wenigen Worten seine Gesinnung und sein Gefühl und deren Aufrichtigkeit dem Leser nicht klar machen. Muß ich denn etwas in der Hand haben? Ein Stück Zwetschenkuchen wäre mir am liebsten. — Als vorigen Sommer die Juli-Ordonnanzen kamen, welche die ganze Welt aus ihren Fugen rissen, rief ich vergnügt aus: U n d G o t t s p r a c h: e s w e r d e L i c h t! Wollen Sie das als fac-simile gebrauchen? Dann könnten Sie mir den **M o n i t e u r 26 J u i l l e t 1830** in die Hand geben. Aber das bleibt Ihrem Urtheil überlassen. Ich kann

meinem Takte hierin nichts zutrauen. Auf jeden Fall lege ich das Zettelchen bei. Börne. — P. S: So eben bemerkt mir Madame ***, wenn unter meinem Bilde stünde: Gott sprach, es werde Licht, könnten die Leute denken, das bezöge sich auf mich. Ich glaube, sie hat Recht. Ueberlegen Sie's."

Es ist wahr, Börne's Briefe aus Paris fanden mehr Widerspruch als Anklang. Sie konnten nicht nur von der Parthei des Widerstands als schlagendes Beispiel benutzt werden, wohin wir mit den demokratischen Ideen kommen würden, sondern selbst die liberale Parthei, welche bei ihrem Erscheinen in den Kammern, in Volksversammlungen und Zeitschriften im Vortheil war, konnte ihre gesetzmäßigen Fortschritte durch die Verwahrung geltend machen, daß man zwar auf Freiheit drang, aber die Zügellosigkeit eines Börne verabscheute. Seine Briefe ließen sich als eine Befürchtung und als eine Drohung citiren. Sie gaben ein Beispiel für das, was man gewärtigen konnte, und ein anderes für das, was man vermeiden wollte. Zwischen beiden Partheien standen noch jene literarischen Halblinge, deren Beruf es zu sein scheint, allen originell sich entwickelnden schriftstellerischen Persönlichkeiten das Leben zu verkümmern, Jedes zu bemäkeln und den Satz aufrecht zu erhalten, daß selbst das Ausgezeichnetste in der Welt nicht ohne Widerspruch sein dürfe. Ohne von der politischen Strömung erfaßt zu sein, kamen meist aus Berlin, Leipzig und zum Theil aus Hamburg, überhaupt aus der Gegend hinter der Elbe diese retardirenden, gewöhnlich vom Ei beginnenden Einsprüche. Es ist das eine alte Erfahrung bei uns. Es kann einer eine fertige, abgerundete Physiognomie in der Literatur längst nach allen Seiten hin

gezeigt haben, so kommt gewöhnlich von dorther noch immer Einer und fragt: Womit vertheidigst du deine Existenz? Wer bist du und auf wessen Namen bist du getauft? Passest du in die Definition, die ich von dir, noch ehe du warst, schon zu geben wußte? Und diese waren es auch, (z. B. in den Blättern für literarische Unterhaltung) deren Einspruch Börnen am meisten verletzte; denn eigentlich sind diese Leute unwiderlegbar; die einzige Verständigung, die mit ihnen möglich ist, bleibt die, bei seinem Wesen und in seinen Behauptungen zu verharren. Consequenz ist noch das Einzige, was auf die Phantasie dieser Doktrinäre Eindruck macht.

Unstreitig hat der später Börnen so feindliche W. Menzel das Verdienst, die ersten Bände der Briefe aus Paris am richtigsten gewürdigt zu haben. Er sah in dem, was sich in ihnen wohl nachempfinden ließ, aber mißlich auszusprechen und am wenigsten öffentlich zu billigen war, Börne's als Krankheit zurückgetretene Liebe zum Vaterlande. Die schönen patriotischen Huldigungen, welche unsern Schriftstellern immer so bequem im Munde liegen, sind ja meist immer nur die Eingebung einer Liebe, die sich nicht auf Proben stellen läßt und, stellte man sie, nicht bestehen würde. Schmachtende Vaterlandsliebe kannte Börne nicht, sondern nur jene, die auch grollen kann, die Liebe, welche erhebt und bessert, nicht die, welche einschläfert und in Küssen begräbt. Wir haben noch viele solcher Schwärmer, die mitten in den zahllosen Gebrechen unsrer gesellschaftlichen Beziehungen, einer Nation, die sich diese gefallen läßt, schmeicheln zu müssen glauben. Börne würde gern geliebt haben, hätte er gedurft. Seine Liebe war nicht mondscheinblasser Natur, sondern vollblutig, leidenschaftlich, eine Liebe, von der man sagen durfte, sie hat

Temperament. Wenn er die Deutschen schmähte, so ist es möglich, daß er die Lage nicht berücksichtigte, welche uns hinderte, die Ursachen seines Tadels so schnell wegzuräumen; aber er schmäht nicht aus Haß, sondern wo er zu hassen scheint, sieht man nur einen solchen Haß, der, wenn er gedurft hätte, sich bald würde in Liebe verwandelt haben. In keinem Lande wird mehr über die Vaterlandsliebe, von der Schule an bis ins Leben, deklamirt, als bei uns und doch trägt sie uns weit weniger Früchte ein, als in Ländern, wo sie ein unmittelbar im Nationalegoismus vorausgesetztes, mit der Muttermilch eingesogenes Gefühl ist und weit weniger besprochen wird. Börne durfte nur wieder in Paris sein, um sogleich sein deutsches Heimweh zu bekommen. Er pflegte im Umgang nie anders, als mit der größten Verehrung vom Vaterlande zu sprechen. Er haßte Goethe, aber die Franzosen sollten ja nichts davon erfahren, daß wir Deutsche unsre großen Genien hassen müßten. Hatte er etwas Tiefes in einem deutschen Schriftsteller gelesen, so sagte er oft: „Die Deutschen sind doch die erste Nation.“ „Lassen Sie,“ sagte er einmal, „die Deutschen nur einen Tag frei sein, über Nacht werden die großen Männer aus dem Boden wachsen.“ Er suchte seiner Freundin diesen Ausspruch oft sogar zu beweisen, er führte ihr die Grundelemente des deutschen Wesens vor und schloß dann mit Schmerz, daß unsre politischen Verhältnisse uns, die wir die Herren der Geschichte sein könnten, leider nur zu ihren Sklaven gemacht hätten.

Einige der Gegner, auf welche Börne ein Gewicht legen zu müssen glaubte, hat er in der Fortsetzung seiner Briefe selbst widerlegt. Da sie meist böswillig waren, so durfte er die Waffe des Spottes nicht verschmähen. Auch selbst auf

grobe Keile setzte er nicht gröbere, sondern seine Polemik, wie gegen W. Alexis, L. Robert, E. Meyer in Hamburg, ist immer fein, witzig, unterhaltend. Vielen seiner damaligen Gegner, die da glaubten, Vaterland und Vernunft gegen ihn vertreten zu müssen, mag wohl jetzt ihr Zorn verraucht sein. Um so widerwärtiger ist es, wenn ein Literarhistoriker wie Gervinus, in seinen „Gesammelten historischen Schriften" das ganze Wörterbuch leerer Beschuldigungen, die jemals gegen Börne ausgesprochen sind, wieder aufschlägt und mit selbstzufriedenem, scheinbar wissenschaftlichem Ernste darin herumblättert. Es könnte auch dieses Urtheil über Börne's Pariser Briefe unerwähnt bleiben und zu den übrigen geworfen werden, wenn nicht Gervinus sich die Miene gäbe, der Ausdruck wissenschaftlicher Gründlichkeit und einer von Professorenvorurtheilen unabhängigen Unpartheilichkeit zu sein. Darum hier über ihn einige Worte!

Ein von Hause aus mit Schematismen, mit Parallelen, Maximen, Aperçüs, verworrener Lektüre und vorgefaßten Bildungselementen ausgestatteter Kopf wie Gervinus ist unfähig, die freie Selbstständigkeit einer literarischen Persönlichkeit zu entwickeln. Von hundert aus der vergleichenden Geschichtsmethode entnommenen halben Wahrheiten her, fallen ihm auf die Personen und Leistungen, die er zu beurtheilen hat, Schlagschatten, die ihn das Meiste in einer falschen Beleuchtung sehen lassen. Gervinus ist kein Literarhistoriker, bei dem die Dichter und Denker selbst reden. Er gruppirt sie dahin, wo er einen Schlosserschen Erfahrungssatz für sie hat; er ist ein wissenschaftlicher Dilettant, über dessen Kenntnisse man eben so erstaunt, wie über den falschen Gebrauch, den ihn sein übergroßes Selbstvertrauen und eine gewisse laien-

hafte und exoterische Leidenschaftlichkeit von ihnen machen läßt. Gervinus hat den Heißhunger, alles Originelle um sich herum abzugrasen, weil ihm das Bedeutende nur in der Form einer sehr endlichen und vorgefaßten Nothwendigkeit gestattet scheint. Er erschrickt vor keiner neuen Erscheinung. Jede muß etwas beweisen, das er auf anderem Wege schon früher gefunden hatte. Wo bleiben da die Genien? Wo bleiben da selbst die Individuen?

Wenn man sagt, daß Börne's Pariser Briefe ein oberflächliches Gemengsel von Tollheiten und Verbrechen sind, (Gervinus sagt dies) so ist ein solches Urtheil eben so lieblos, wie unwissenschaftlich. Das letztere, weil es diese Briefe ganz aus dem Zusammenhange mit der Zeit, das erstere, weil es sie ganz aus dem Zusammenhange mit Börne als Menschen lostrennt. Wer die Aufregung der Zeit kannte, wird den Ton dieser Briefe zu würdigen wissen; wem auch dann noch Räthsel übrig bleiben, der gehe an die Quelle selbst, an das Gemüth des Autors, und überzeuge sich, ob es gesund oder krank und warum es krank ist. In Büchern nichts als den Inhalt sehen, das soll allerdings die Aufgabe der Kritik sein. Aber die Literarhistorie würde wenig Achtbares zu verzeichnen haben, wenn es nicht auch Bücher gäbe, die sich nur um ihres Autors willen erhielten. Gervinus ist schon deßhalb ein Feind dieser Briefe, weil sie keine Abhandlungen enthalten.

Gervinus benimmt sich immer gegen die Persönlichkeiten der Literargeschichte, wie ein Inquirent, der einen Inculpaten zu Protocoll zu nehmen hat. Aber nicht einmal einen denkenden Juristen würde er vorstellen. Ein Richter, der den Thatbestand eines Verbrechens aufnimmt, der sich

das geistige Signalement des Thäters entwirft, wird vor der kleinsten Anomalie seines Urtheils stutzen und den kleinsten ihm auffallenden Zug festhalten, um vielleicht von diesem aus über die Natur des Angeklagten ins Reine zu kommen. Gervinus räumt Börnen seine Uneigennützigkeit ein. Himmel, ist das eine solche Kleinigkeit, in einer Zeit, wo alles käuflich ist, Seele und Leib, Feder und Gedanke? Hier solltest du nicht stehn bleiben, solltest nicht weiter forschen und deinen Charakter nicht von innen heraus zu erfassen suchen? Gervinus wirft dieses Zugeständniß so hin und vergißt, daß es die meisten seiner pedantischen Ansichten über Börne schon an und für sich verdächtig macht. Das Verdächtigste aber ist, das Gervinus hiedurch beweist, wie wenig er Sinn für Individualität, für Charakter hat. Dieser Literarhistoriker scheint in der That völlig unfähig, selbstständige Erscheinungen unter der Beleuchtung ihrer selbst aufzufassen. Von Börne springt er z. B. gleich auf Byron. Sie haben gewiß manches gemein und doch wie ist jeder so ganz ein Anderer! Das kümmert diesen Kritiker nicht. Er macht den Einen für den Andern verantwortlich, macht sie beide zu zwei Stationen derselben Richtung, nimmt, um eine Thatsache zu beweisen, die Arme von Byron, die Füße von Börne, den Kopf von Victor Hugo, den Rumpf von Chateaubriand, gleichsam als hätte hier eine Verabredung stattgefunden. Freilich, wenn man aus einem Menschen immer gleich Richtungen herleiten, aus einem Uebelthäter gleich ganze Verbrechercolonieen machen will, dann läuft das Alles sehr angenehm in die Breite und ins Deklamatorische, worin Gervinus und sein sonst trefflicher Meister Schlosser ihre Hauptstärke haben.

Alle die lächerlichen Theorieen, die Gervinus aus Börne's

Briefen herleiten will, zu widerlegen, würde vergebliche Mühe sein. Was er über die von Börne bezweckte Gesetzlosigkeit sagt, beweist, daß er nicht die Anfangsgründe der politischen Theorie kennt, die in Börne's Schriften zerstreut liegt. Man kann diese Irrthümer und falschen Beschuldigungen des Professors nur dadurch widerlegen, daß man von ihm selbst die Thatsache feststellt, wie wenig er fähig und geneigt ist, Börnen zu begreifen. Gervinus hat eine angeborne Feindschaft gegen alles das, was sich durch sich selbst auszeichnet und in der Welt nicht übermäßig fleißig zu sein braucht, um dennoch eine Geltung anzusprechen. Er ärgert sich über geniale Ausdrücke. Er hat einen Fanatismus der Solidität, einen Heroismus für das Bürgerliche, als wollte er sagen: das grade ist das Geniale, häuslich zu sein; das ist das Excentrische, sich seiner Nachtmütze nicht zu schämen und selbst auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, um neun Uhr zu Bette zu gehen! Daher der Haß gegen Phantastisches und Ureignes, daher die Neigung, für Außerordentliches gewöhnliche Ursachen aufzufinden. Behauptet er doch in dem Artikel über Börne: Die Neuerungssucht bei der Jugend käme doch im Grunde nur daher, daß die jungen Leute nur Furcht vor dem Examen hätten! Füg' ich nun zu einer solchen Trivialität noch hinzu, daß Gervinus sagt, Börne könne nicht schreiben, weil „in den sechs Bänden Pariser Briefe auch nicht ein einziger Periode zu finden" wäre, hinzu, daß die Wendung: „Börne könne nie sein Frankfurt vergessen," den Darmstädter verräth, der von Hause aus mit neidischem Aerger an eine Stadt denkt, wo die Darmstädter, weil sie den Buchstaben R. nicht aussprechen können, nur Gegenstand des Spottes sind: so haben wir das Bild dieses partheiischen Kritikers vollständig

und wissen, warum er unfähig ist, Börnen zu würdigen. Dieser Eine sei nur ein Beispiel der Uebrigen.

Schmerzlicher mußte es für Börne sein, daß auch Freunde, die ihn kannten, an ihm irr wurden. Den Absagebrief Carové's ertrug er mit lachendem Muthe. Empfindlicher war ihm das Urtheil der näher Befreundeten. Börne ist toll geworden! Das ließ sich noch hören; aber wenn ihn Andere entschuldigen wollten, mit Gründen, die er, als künstlich ersonnen, gleich erkannte, das that ihm weh. Die Einen kamen zu ihm: Daß die Leute nicht den Humoristen in Ihnen sehen! Sie haben uns zum Lachen bringen wollen, was ist da weiter? Die Andern sagten: Börne ist von Natur schwach; aber er fürchtet, es zu scheinen. Um diesen Schein zu vermeiden, übertreibt er; gleichsam wie Marat seine eigene Furcht dadurch vertrieb, daß er Andern welche einjagte. Am meisten verlegen waren wohl die, welche gern dieselben Zwecke mit Börne verfolgten, das Mittel einer Verspottung der Deutschen aber zu unvorsichtig gewählt fanden. Die Deutschen sind gewohnt, sich selbst stark zu rühmen *) und viel an ihre Vergangenheit erinnert zu werden. Das zu thun hatte Börne unterlassen. Er hatte im Gegentheil sich eine größere Wirksamkeit auf den Ehrgeiz der Deutschen versprochen, wenn er ihnen recht stark die Wahrheit sagte. Lästig waren Börnen die Einwendungen seiner doctrinären Freunde. Diese räumten den Franzosen nur die Initiative der Freiheit ein, den Deutschen aber sprachen sie eine organische Begründung derselben zu. Bei uns müsse alles nach dem Maaß gegebener

*) E. M. Arndt versteht das. Er giebt Schriften heraus mit dem Titel: „An meine lieben Deutschen!“ In dem kindischen Ton will die große Masse bei uns angeredet sein.

Zustände, auf dem Wege wissenschaftlicher Erörterung und allmäliger historischer Heranbildung gezeitigt, nicht aber übereilt und am wenigsten durch unzeitige Einschüchterung der Fürsten verdorben werden. Börne hatte mit jeder dieser Einwendungen seine Noth. Eine solche Verwirrung der Urtheile hätte er seinen Briefen nicht zugetraut. Der Erfolg derselben übertraf auch in dieser Hinsicht seine Erwartung.

Da das kurze politische Leben, zu dem sich Süddeutschland aufgeschwungen hatte, bald von Einkerkerungen und Prozessen abgelöst zu werden anfing, so dachten auch die Lenker der Stadt Frankfurt daran, Börne für den Hohn, den er den deutschen Verhältnissen sprach, zu strafen. An Leib und Leben vorläufig unerreichbar, sollte er an Hab und Gut die Folgen seiner Unbesonnenheit fühlen. Man machte Miene, ihm seine alte großherzogliche Pension zu entziehen. Sie dürfte nur in Frankfurt verzehrt werden, behauptete man, ohne schwerlich darauf zu rechnen, daß Börne Thor genug wäre, wirklich zu kommen. Börne bevollmächtigte seinen Freund Reinganum, einen rechtsgewandten Advokaten, auf dem Römer seine Sache zu führen. Es gelang auch diesem sehr bald, die Nichtigkeit der gestellten Bedingung zu erweisen und Börnen eine Hülfsquelle zu sichern, deren Ursprung sich in Zeiten und Verpflichtungen verlor, über welche sich die Frankfurter Behörden nicht hinwegsetzen durften. Man beharrte auch nicht länger auf jener Bedingung, weil die Sache dann leicht hätte an die Bürgerschaft kommen und Gelegenheit zu anzüglichen Erörterungen geben können. Reinganum fand in den Aktenstücken, die Börne einsandte, die Abweichung, daß statt des Ausdrucks les serviteurs du Grand Duché de Francfort, wie in der Wiener Akte die Beamten

des ehemaligen Fürsten Primas genannt waren, Börne oder sein Pariser Notar gesetzt hatte: les fonctionnaires. Börne hatte bei der Abschrift sich wahrscheinlich geschämt, einen Franzosen wissen zu lassen, daß man in Deutschland die Beamten des Staats serviteurs nenne!

Börne begriff nicht, wie ihm seine Freunde so dringend abrathen konnten, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Man warnte ihn von allen Seiten. Er zweifelte nicht, daß man ihn für seine Pariser Briefe gefänglich einziehen konnte, aber er rechnete auf eine Theilnahme, die der Sache, welche jene Briefe vertheidigten, dann nur würde genützt haben. Er rechnete, wenn er in's Badische oder Rheinbaiersche reiste, auf öffentliche Verhandlung seines Prozesses und versprach sich von den Debatten, wie von dem ihm ohne Zweifel günstigen Urtheil der Geschwornen (in Rheinbayern) einen in vieler Hinsicht wichtigen Erfolg. Zu Pfingsten 1832 war er auf dem großen Hambacher Feste. Die Frankfurter, welche dem Dr. Wirth einen Ehrensäbel*) brachten, mußten ihm vom Römer erzählen, von den Versammlungen im „König von Preußen," von Adressen, Polenbewillkommnungen, von liberalen Gattinnen illiberaler Senatoren, von hundert Familienzwisten, wo der Sohn nicht mehr die Meinung des Vaters, der Schüler die des Lehrers theilte. Börne war von dem politischen Leben um ihn her so überrascht, daß er eine Erhebnng der Deutschen in Masse damals wirklich für nahe bevorstehend hielt. Den augenscheinlich hinfälligen

*) Als König Ludwig von Bayern später einmal Frankfurt besuchte, zeigte er in einem Laden auf einen hölzernen Nürnberger Kindersäbel und fragte: Ist das so ein Säbel, wie Ihr dem Wirth einen nach Hambach geschickt habt?

Körper hielt die Hoffnung, dies zu erleben, die Enttäuschung über so vieles, was ihm früher an den Deutschen unglaublich geschienen hatte, wunderbar aufrecht. Börne mischte sich in die dichtesten Haufen, schloß sich Prozessionen an, hörte die Reden in dem geschlossenen Cirkel des engeren Ausschusses. Mitten unter dem Jubel über das wiedererstandene Vaterland, mitten unter den aufrichtigsten Huldigungen, die ihm die Patrioten darbrachten, wurde ihm — seine Uhr gestohlen. Wenn ihn hier etwas ärgerte, so war es, daß der sich fühlende Volksgeist eben keinen schönen Anfang gemacht hatte. Der Thäter wurde aber bald entdeckt; es war Börne's Barbier, der beim Weggehen die Uhr heimlich zu sich gesteckt hatte.

Da trotz der Junibeschlüsse des Bundestages die liberale Sache im Badischen noch immer im Vortheil war, so wagte es Börne, wie der Erfolg zeigte ungehindert, das Großherzogthum zu durchreisen. Er brachte wieder einige Zeit in Baden zu, wo gewöhnlich Dr. Kramer sein Arzt war, ließ dort einen russischen Offizier fordern, der ihn einige Tage lang beim Eintreten in das Lesekabinet mit zweideutigen Blicken musterte, und reiste, als er eine genügende Erklärung erhalten hatte, nach Freiburg ab, wo ihm Professoren und Studenten huldigten.

Im Allgemeinen hatte er wenig Freude an einem Liberalismus, dessen Cultus in dieser Gegend nicht ganz ohne Eitelkeit getrieben wurde und der, um sich recht lange die Gelegenheit zu schönen Reden zu erhalten, einen badischen Separatliberalismus stiftete, in dessen Interesse man durch Schmeicheleien und Conzessionen mancher Art den „bürgerfreundlichen" Großherzog Leopold zu ziehen suchte. Börne

fürchtete, daß von dieser sich mit dem Deckmantel der Loyalität schützenden liberalen Schönrednerei für das Ganze nicht viel Gutes kommen würde. Er zog ehrenvolle Niederlagen zwecklosen Vermittelungen vor. Es ist doch noch besser, daß die Wahrheit unterliegt, als daß sie entstellt wird.

In Baden starb damals L. Robert, den er bedauerte in seinen neuen Pariser Briefen heftiger, als für einen Todten ziemlich, angegriffen zu haben. Aus Freiburg, wohin er im Juli reiste, schrieb er damals an einen Freund: „Welchen moralischen Eindruck meine Pariser Briefe in Deutschland hervorgebracht, glauben Sie kaum. Ich habe es selbst nicht erwartet. Meyer, Wurm und ähnliche haben drucken lassen: ich dürfte mich in Deutschland nicht mehr sehen lassen, ich würde aus jeder honetten Gesellschaft geworfen werden. Das sind Propheten! Seit ich in Deutschland bin, erfahre ich eine ununterbrochene Huldigung, nicht bloß von Einzelnen, sondern von ganzen Massen, so daß ich, der immer Stille und Zurückgezogenheit geliebt hat, mir oft vor Angst nicht zu helfen weiß. Mein Zimmer wird nicht leer. Ich habe oft nicht Stühle genug für all die Menschen, die mich besuchen. Ich war auf dem Hambacher Fest. Das ganze Land hat mich fast besucht, so daß ich krank von der Last geworden bin. Wenn ich in Neustadt über die Straße ging, erschallte es aus den Wirthshäusern, aus den vorüberfahrenden Kutschen: Es lebe Börne, der Verfasser der Briefe aus Paris. Die Heidelberger Studenten brachten mir dort ein Ständchen. Alle die Patrioten, die dort an der Spitze stehen, Wirth u. s. w. erklärten, mir hätte man die vaterländische Bewegung in Deutschland zu verdanken, die andern wären erst nach mir gekommen. Mit thränenden Augen haben mich Viele an ihre Brust ge-

drückt und haben vor Bewegung kaum reden können. Hier in Freiburg war es eben so. Die Studenten sind Abends, als ich schon im Bette lag, vor mein Haus gezogen, haben mir ein Ständchen gebracht und gerufen: Es lebe der Vertheidiger der deutschen Freiheit! Selbst die hiesigen Bürger, die einige Tage später einem liberalen badischen Deputirten, der in meinem Wirthshause wohnt, ein Ständchen gebracht, haben mich auch hinein gemischt und gerufen: Es lebe der deutsche Patriot Börne! Was werden meine Rezensenten dazu sagen, die mich für einen schlechten Deutschen erklärt? Die öffentliche Meinung läßt sich nicht irre führen. Aber so verblendet sind die Aristokraten, solches närrische Vertrauen setzen sie in ihre alten Polizei-Pfiffe, daß sie nach dem Hambacher Feste in einigen Zeitungen haben drucken lassen: Die Heidelberger Studenten hätten mir in Neustadt ein Charivari gebracht! Und Tausende waren dort, die das Gegentheil wissen. Bei den hiesigen Professoren hab' ich die schmeichelhafteste Aufnahme gefunden. So auch bei den vielen Freunden aus allen Gegenden, die sich in Baden zusammengefunden, wo ich mich seit der Mitte April aufgehalten. — Meine Rezensenten, so viele mir von ihren Kritiken in Paris bekannt geworden, habe ich in meinen neuen Briefen nach Verdienst heruntergemacht. Meyer und Wurm kommen noch am besten weg. Aber Häring und Andre werden an mich denken. Aus Häring und einigen seiner Geistesverwandten habe ich einen eignen Artikel unter dem Titel: Härings-Salat geschrieben, der als Beilage hinter einem Briefe steht. Einer meiner (anonymen) Rezensenten (Ludwig Robert), dem ich auch den Kopf gewaschen, hat mir vor einigen Tagen den boshaften Streich gespielt und ist ge-

storben, welches mich sehr genirt, da ich manches über ihn gesagt, was man gegen Einen, der sich nicht wehren kann, schicklicherweise nicht sagen soll. Da muß ich denn manches weglassen. Auch bete ich jetzt täglich zum lieben Gott, er möge meine Rezensenten bei Leben lassen. Wenn mir der Häring auch stürbe, ehe meine Briefe gedruckt sind, ich würde mich aus Verzweiflung ins Wasser stürzen." Darauf reiste Börne in die Schweiz und verweilte mehrere Wochen bei Zürich auf dem Gute des Grafen Bentzel-Sternau, Mariahalden. Er weiß in seinen Briefen nicht Rühmens genug über die Aufnahme und Behaglichkeit, die er dort gefunden.

Es verdient hier wohl bemerkt zu werden, daß die ersten Bände der Pariser Briefe rein aus einer Art Verlegenheit entstanden sind. Börne war nämlich den Abnehmern seiner gesammelten Schriften noch einige Bogen schuldig, die der Verleger gern zu einem Bande ausgedehnt gesehen hätte. Börne wußte nicht, wie er die dringenden Mahnungen anders befriedigen sollte, als daß er sich entschloß, das Anziehendste aus seiner Correspondenz mit Madame W. ausziehen zu lassen und dies dem Tagebuch aus Soden als Ergänzung zu einem Bändchen beizufügen. Als er die Hälfte der Briefe schon in aller Vertraulichkeit geschrieben hatte, fiel ihm dieser Plan erst ein, so daß man erst von den Briefen des spätern Datums annehmen darf, daß sie zum Druck bestimmt waren. Börne beauftragte seine Freundin von Paris aus, in Frankfurt eine Abschrift des Interessantesten aus seinen Briefen fertigen zu lassen. Diese aber, alles hoch und theuer achtend, was aus Börne's Feder kam, stellte ein so großes Convolut von Auszügen her, daß Börne selbst über die Reichhaltigkeit seiner Mittheilungen erstaunte und mit seinem

Verleger über die beste Art der öffentlichen Benutzung zu unterhandeln anfing. So ergab sich zuletzt die gesonderte Erscheinung derselben.

Als Börne wieder in Paris war, erschien die zweite Sammlung seiner Pariser Briefe. Obgleich größtentheils der Bekämpfung seiner Gegner gewidmet und wiederum nur sprungweise den Tagesgerüchten folgend, enthalten sie doch Parthieen von dauernder Bedeutung. Die Urtheile über literarische Erscheinungen der Pariser Wintersaison von $18^{31}/_{32}$ erinnern an die feinsten und gediegensten Urtheile der frühern Epoche Börne's. Einige dramaturgische Zergliederungen sind Meisterstücke, wenn auch das z. B. Victor Hugo gespendete Lob zum Theil von der Vorliebe für alles Neue und Kämpfende, der sich edle Gemüther nie entziehen können, eingegeben ist. Ueberraschend waren die Bemerkungen über einige neue Schriften von Heine, dem Verfasser der Reisebilder. Er nannte ihn einen Knaben, der auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen hasche. Er warf ihm Wankelmüthigkeit und Egoismus vor. Er mahnte ihn, von seinem dichterischen Talente einen edleren und seiner eignen Vergangenheit würdigeren Gebrauch zu machen. Die selbstgefällige Art, mit der Heine in den französischen Zuständen die wichtigsten Ereignisse nur zur Folie seiner scherzhaften Einfälle machte, hatte ihn empört. Dem Style opfere er die Ueberzeugung. Als das Verhältniß schon zum völligen Bruche gekommen war, äußerte Börne einmal: „Es ist Heinen ganz einerlei, ob er schreibt: Die Republik ist die beste Staatsform oder die Monarchie. Er wird immer nur das wählen, was in dem Satz, den er eben schreiben will, grade einen bessern Tonfall macht.“

Börne war Heinen, seitdem er dessen literärische und persönliche Bekanntschaft machte, immer freundlichst zugethan. Er sprach sogar mit Liebe von ihm. Ein Besuch Heine's in Frankfurt konnte ihn in große Aufregung bringen. Als er ihn in Paris wiedersah, war er für Einflüsterungen und Zuträgereien über den Charakter Heine's unempfänglich. Die Vergleichungen, die man zwischen ihnen beiden zog, störten ihn nicht; er ließ, so lange nicht bösliche Absicht oder gefährliche Entstellung wichtiger Partheifragen verlautete, diesem das vollste Recht seiner Selbstständigkeit. Heine, jünger, weniger Meister seiner Leidenschaften, viel auf äußern Erfolg im Publikum gebend, mochte vielleicht nicht ganz unbefangen bleiben über das Aufsehen, das die Pariser Briefe machten. Es kam über die in Paris wohnenden Deutschen das Associationsfieber. Die zahlreichen deutschen Handwerker, Commis, Gelehrte, die in Paris wohnten, wollten durch Adressen und öffentliche Erklärungen die überrheinische Sache unterstützen; man schrieb Versammlungen aus und bezeichnete die, welche von ihnen fortblieben, mit Namen, die vom Verdacht in Zeiten politischer Aufregung bald erfunden sind. Heine, der nur Begriffe von kleinen literarischen Bundsgenossenschaften hat, erschrak vor diesen massenhaften Verbrüderungen und fühlte sich von allen den demokratischen Zumuthungen, die grade an ihn als einen Freiheits-Dichter ergingen, höchst belästigt. Aus frühern Lebensverhältnissen her war er gewohnt, sich bei Namensunterschriften sehr schwierig finden zu lassen; da sollte alle Tage vermittelst einer Adresse ein Fürst vom Thron gestoßen werden, oder durch Subscriptionslisten für hunderttausend kleine politische Zwecke gewirkt werden, und immerzu die Feder in der Hand und seinen Namen da hinzuschreiben, —

das war ihm unangenehm. Gern hätte er die von den Fäusten der Handwerker schmutzigen Subscriptionsbögen unter seinen glacirten Händen durchschlüpfen lassen, aber einige Terroristen paßten auf und drohten nicht undeutlich mit der Guillotine, die vielleicht über Nacht die Ordnung des Tages werden konnte. Besonders ärgerte es Heinen, daß Börne, „der kränkliche Mensch," so einen fanatischen Königsfresser spielte und das ganze Ding mit der Revolution, das sich nur gedruckt, in Vorreden, datirt „Paris am Tage der Bastille" hübsch machte, so ernst nahm und jede Tollheit, die Einer auf's Tapet brachte, mitunterschrieb. Börne und Heine aßen zusammen an einem Orte, wo viele deutsche Handwerker verkehrten. Zwischen der Suppe und dem Rindfleisch kam regelmäßig eine schmutzige Subscriptionsliste den Tisch herunter. Heine war in Verzweiflung. Er wartete die Gelegenheit ab, wo er losbrechen konnte und ergriff diese endlich, als die Listen sich unter anderm einmal auch gegen den Papst und dessen politisches Verfahren in der Romagna aussprachen. Was sie der Papst anginge? erklärte er unwillig und unterschrieb sich nicht mehr. Man kann nicht läugnen, daß Heine's Benehmen hier von vielem Verstande zeugte. Nur hätte er sich dann von dem Umgang mit so erhitzten Gemüthern zurückziehen und nicht nach dem Ruhm einer Popularität bei den Handwerkern streben sollen. Da erschienen endlich der dritte und vierte Band der Briefe aus Paris und in ihnen Börne's strenges, aber durchaus nicht feindseliges Urtheil über Heine's französische Zustände. Die Folge war ein offenbarer Bruch, den natürlich die Zwischenträger nur noch erweiterten und unheilbar machten. Heine sollte Drohungen ausgestoßen haben; Börne, wie immer tapfer bis zum Drol-

ligen, bemühte sich, seine Furchtlosigkeit zu zeigen und sogar sie recht zur Schau zu stellen. Heine, der Börnen zu vermeiden suchte, kam in die größte Verlegenheit, weil Börne grade alles aufbot, daß sie sich begegnen mußten. Börne, der nie begreifen konnte, wie in Heine's Salon die Schlußfigur des kleinen Simson sich auf ihn beziehen ließ, kundschaftete die öffentlichen Orte aus, wo er Heinen treffen konnte. Wo Heine aß, wollte er auch essen. Seine Umgebungen hatten Mühe, ihn von dieser förmlichen Hetzjagd, die er auf Heinen anstellte, zurückzuhalten. Später begegneten sie sich noch oft in Soiréen, die die Mutter des Componisten Hiller gab. So unbefangen sich Börne zeigte, so nahm er es doch übel, wenn Mad. W., von Heinen angeredet, diesem nicht den Rücken kehrte. Wie Sie mit meinem Feinde sprechen können, begreif' ich nicht — sagte er unwillig zu seiner Freundin, die nicht wußte, wie sich hier Börnen und zu gleicher Zeit dem Anstande willfahren ließe.

K. O. Spazier gab im Jahre 1835, verbunden mit dem Polnischen Grafen Breza, eine Gallerie berühmter Israeliten (Stuttgart bei Brodhag) heraus. Es mystifizirte Jemand Heinen, daß auch er in diese Gallerie komme und zwar mit einer Biographie, die Börne von ihm abfassen würde. Heine ließ Börnen sagen, wenn er das thäte und wenn man ihn überhaupt in eine Gallerie von Israeliten brächte, so würde er sich durch eine Schrift gegen Börne und seine Freunde rächen. Es entstanden darüber neue Controversen, neue Reibungen, neue Drohungen; aber erst nach Börne's Tode hat Heine in seiner Schrift über Börne die Rache ausgeführt, ohne daß Börne je an Heine's Judaisirung betheiligt war.

Auf die letzte Sammlung Pariser Briefe (deren buchhändlerischer Vertrieb mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden war) wandte Börne nicht grade eine größre Sorgfalt als auf die frühern; aber schon die beruhigtere Stimmung, in der sie geschrieben wurden, brachte es mit sich, daß sie gerundeter und reifer ausfielen, als die früheren. Da der revolutionären Vorsprünge, welche der Liberalismus hie und da gehabt hatte, immer weniger wurden, so fehlte es Börne's „Feuerwerkerei" an Zündstoffen. Die Anknüpfung wurde schwieriger, weil in den Deutschen das Gesetz der Trägheit (vis inertiae) wieder vorwaltete. Börne hatte sich sehr geirrt, wenn er glaubte, das jährliche Erscheinen seiner Briefe würde immer die gleiche Wirkung haben: geirrt, wenn er dem Buchhändler Brünet, jenem räthselhaften Unbekannten, der seine spätern Briefe verlegte, sagen ließ, er möchte das Erscheinen der Briefe immerhin verzögern, es wäre besser, die Deutschen würden erst recht schlaff, damit sie dann durch ihn wieder lebendig würden. Ist der Rausch vorüber, dann sind die Deutschen nüchterner, als irgend eine Nation. Börne's letzte Briefsammlung ist unstreitig, stylistisch genommen, die vollkommenste; sie kam aber wenig unters Volk und wurde dafür mehr von denen gewürdigt, die in Börne den Schriftsteller lieber hatten, als den Charakter.

Obgleich fast immer leidend, vermochte sich doch Börne von dem Gedanken einer durchgreifenden Wirksamkeit nicht zu trennen. Er dachte daran, seine Wage wieder erscheinen zu lassen; aber die Menge der Stoffe, die darin gewogen werden sollte, beunruhigte ihn; das Material wuchs ihm über den Kopf. Dann wollte er die Politik einmal ganz von sich abwerfen und schrieb am Schluß des Jahres 1832 an

einen Freund: „Hören Sie, ich will Reisebilder à la Heine schreiben und da hab' ich einen fürchterlichen Eid geschworen, es soll kein Wort Politik hinein. Ich führe jetzt funfzehn Jahre Krieg, ich will mich einmal ausruhen und wie ein Schäfer schreiben. Es müßte denn Krieg oder Revolution ausbrechen; dann ist es freilich ein Anderes." Mit der gewöhnlichen Verfassung des deutschen Buchhandels konnte er sich nicht befreunden. Er schrieb 1833 einem deutschen Buchhändler: „Ich habe schon von mehreren Seiten gehört, Sie wären ein junger und unternehmender Buchhändler. Die Leute sagen: Zwar jung, aber unternehmend. Aber auf Ihre Jugend setze ich großen Werth. Die Art wie Ihr Geschäft von den alten Buchhändlern getrieben wird, kam mir immer unleidlich perrückenartig vor, und funfzigjährige Revolutionen in allen menschlichen und bürgerlichen Verhältnissen, haben dem faulen deutschen Buchhandel noch nicht die kleinste wohlthätige Erschütterung geben können. Ich denke, daß Sie einer neuern bessern Generation angehören und ein revolutionärer Buchhändler sind."

Das allmälige Absterben aller Hoffnungen, die man noch kurz vorher auf die Mündigkeitserklärung der Völker setzen konnte, machte ihn sehr unglücklich. Mit der schwindenden Elastizität seiner geistigen Aufregung brach auch die Körperkraft immer mehr zusammen und es war die höchste Zeit, daß seine Freundin, die sich inzwischen verheirathet hatte, nach Paris zog und in ihrer unmittelbaren Nähe ihm die Beruhigung und sorgsame Pflege schenkte, deren er von jetzt an nur allzubedürftig werden sollte.

Diese behagliche Einfriedigung und Waffenruhe führt uns in das Innere Börne's zurück. Wir haben den rastlosen

Schriftsteller verfolgt, bewunderten den Muth des hoffnungstrunkenen Vaterlandsfreundes, erfreuten uns an dem rüstigen Eifer, auf den Freund und Feind in den Jahren des Sturmes bei Börne rechnen konnte, und kehren nun in die traute Klause ein, die uns wieder den Menschen Börne näher beobachten läßt. Möge hier eine Entwickelung der gemüthlichen Stimmung, die Börne während seines ganzen Lebens beherrscht hat, um so mehr eingeschaltet werden, als sie uns zu einer tieferen Kenntniß der Seelenzustände führen wird, die Börnen, im Schmerz über so viel Enttäuschungen, im Vorgefühl des nahen Todes, von jetzt ab sichtbarer zu beherrschen anfiengen, als früher. Es brach die letzten Jahre vor seinem Tode ein tieferes gemüthliches Bewußtsein in ihm hervor, das wir ohne Schilderung der ganzen Innerlichkeit des Vollendeten nicht würden vollkommen erklärlich machen können.

Sanftmuth und Adel waren die Grundzüge des Börneschen Gemüthes. Der Charakter offenbart sich bekanntlich in Krisen und eine solche kann man wohl den Augenblick nennen, wo Börne, selbst betroffen über die Wirkung seiner Pariser Briefe, von allen Seiten die bittersten Verletzungen seines Herzens und Ehrgefühls zu erfahren hatte. Es sind nicht die schlechtesten Geister gewesen, die in einem solchen Augenblick die geheimen und versteckten Dämonen ihres Gemüths entfesselten, sich mit kalter Lieblosigkeit am Feinde rächten und um nur aufrecht zu stehen, sich an Mittel hielten, die ihrem Charakter keine Ehre machten. Börne war ein so harmloses Gemüth, daß ihm, um sein verletztes Innere zu heben und sich selbst nicht zu verlieren, solche Aeußerungen nie beikamen. Er griff seine Gegner mit Spott an und wählte keine andre

Waffe, als die, sie lächerlich zu machen. Er that dies aber weder auf Unkosten der persönlichen Stellung seiner Gegner, noch auf Unkosten der Wahrheit. Jeder Andre würde in der Stimmung, die in Börne die Aufnahme seiner Pariser Briefe bei den Kritikern hervorrufen mußte, in sich vor Zorn verkohlt sein, würde sich in den ausschweifendsten Wiedervergeltungen überboten und erschöpft haben; Börne ertrug die Unbill sicher nicht ohne die tiefste Verstimmung des Gemüths, aber sein edler Zorn löste sich bald in eine Wehmuth auf, die über das irdische Treiben lächelte und ihn nicht an erstícktem Grimme, sondern am gebrochnen Herzen sterben ließ.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß Börne's Gemüth seinen Verstand beherrschte, so freilich, wie eine zarte schwache Gattin selbst einen Helden fesseln kann durch ihre Sanftmuth und Besonnenheit. Gemüth und Verstand führten bei ihm eine glückliche, sorglose Ehe. Theilnehmend erwies sich Börne dem Freunde, rathgebend dem, der seinen Rath begehrte, gefällig und hülfreich kam er jedem entgegen, der seiner oder überhaupt fremder Hülfe zu bedürfen schien. Selbst der finstre, meist zornige und unnahbare Wolfgang Menzel gestand mir einst: „Sie können nicht glauben was Börne, als ich ihn zum ersten Male sah, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Ein kleiner schmächtiger Mann, sanft und harmlos, leidend der Farbe des Gesichts nach, aber Augen, so seelenvoll, wie ich noch nie welche gesehen habe." Wie müssen W. Menzeln, als er sich später in den Franzosenfressenden Grimm forcirte, in seiner Erinnerung diese klaren Augen gequält haben!

Börne's Schriften bestätigen, was die, die ihn kannten, von ihm als Menschen erzählen. Er hatte die Waffen, um

verheerend zu wirken, er hatte Witz und Satyre genug, um, unter Voraussetzung der deutschen Verhältnisse, mit Voltaire zu wetteifern, aber sein Gemüth zog ihn zu Rousseau hin, dem er auch in dem edlen Gebrauch des Spottes, als der letzten Waffe der Indignation über bösen Willen und böse That, ähnlich ist. Jede Zeile seiner Schrift verräth den Menschenfreund, der, entfernt von Eitelkeit oder selbstsüchtigen Zwecken, sein großes Talent nur unter der Form des Berufes kannte. Er wollte die Menschen aufklären und glücklich machen. Daher auch diese moralische Kraft seines Wortes, die überzeugende Klarheit seiner Auseinandersetzungen, diese Treue und Glaubhaftigkeit seiner Versicherungen. Diejenigen Schriftsteller, die er die Uebermacht seines Geistes, seines Witzes fühlen ließ, z. B. Ludwig Robert, W. Alexis wurden nur damals bemitleidet; die aber, welche er mit der Wucht seiner moralischen Kraft, mit seinem Gewissen und seiner Ehre erdrückte, werden sich nie wieder erheben können.

Daß Börne zur Hypochondrie geneigt war, werden die unter seinen Gegnern, die ihn vielleicht entschuldigen möchten, am ersten zugeben. Sie werden seine Schriften aus den krankhaften Störungen des Unterleibes zu erklären suchen und alles das, was sie an dem trefflichen Manne für excentrisch halten, mit seinen Ganglien in Verbindung bringen. Diese Betrachtungsweise über Börne ist durchaus verwerflich. Börne würde auch bei weniger körperlichen Leiden, bei besserm Appetite, besserer Verdauung nie eingeräumt haben, daß man das Leben nehmen müsse, wie es ist, und Gott, wie sie sagen, einen guten Mann sein lassen! Börne würde, körperlich ganz frei und in seiner Thätigkeit durch Leiden nicht behindert, im Gegentheil nur um so rüstiger gewesen sein, für seine Ueberzeu-

gungen zu kämpfen. Er würde uns mehr Werke, als wir jetzt von ihm besitzen, hinterlassen haben und vielleicht sich darin nur von dem Börne, der dagewesen ist, unterscheiden, daß er die nächste Zukunft weniger trüb gesehen und über seinen Unmuth sich leichter getröstet hätte.

Es bieten sich für den tiefern Forscher in Börne's Schriften mancherlei kleine Züge dar, die, mögen sie nun von einem Hypochonder kommen oder nicht, jedenfalls dazu beitragen, uns das Bild des Vollendeten recht in die Nähe zu rücken. Es giebt in Börne's Schriften gewisse Wendungen, die öfters wiederkehren und für die Richtung seines Gemüthes sehr bezeichnend sind. Mögen hier einige dieser eigenthümlichen Lichter auf Börne's Antlitz und unser Gemälde seines Lebens rückstrahlen!

Börne war unverheirathet. Wär' er verheirathet gewesen, so würde ihn wohl die Liebe zu seiner Frau auch bestimmt haben, an sie zu glauben und er vielleicht der Eifersucht nicht fähig gewesen sein. Seine Schriften indessen verrathen, daß er sich die Qual eines Eifersüchtigen mit so glühenden Farben, wie nur ein Hypochonder, malen konnte. Die Eifersucht kehrt in verschiedenen Beziehungen oft in seinen Kritiken und kleinern Aufsätzen wieder und es ist leicht möglich, daß Börne annahm, wahre Liebe könnte schwerlich ohne Eifersucht gedacht werden. Einigemale spricht er von der Eifersucht als dramatischem Motive. Er sagt: „Die Eifersucht in ein Lustspiel? Die schrecklichste aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? Was im Othello uns mit Grausen erfüllt, uns erschüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenschaft herbeiführt? Nein, es ist diese Leidenschaft selbst, die Shakesspeare so naturtreu dar-

gestellt, so durchsichtig gemacht hat, daß wir alle Wendungen des Labyrinthes erkennen, in das die Liebe hineinfährt, nur ohne rettenden Faden. Woher geschiehts, daß dieser höchst tragische Stoff gewöhnlich zu Lustspielen vertändelt wird? Was ist doch der Mensch für ein sonderbares Geschöpf! Aber gut, daß er so ist, daß er den Verzerrungen des Schmerzes eine possierliche Grimasse, der furchtbarsten Leidenschaft ihre Lächerlichkeit abzugewinnen versteht. Dieses ist die Kühlung, womit das nahe Meer ein heißes, dürres Land erfrischt." Börne kommt in dieser Weise noch öfters auf die Eifersucht zurück.

Wenn es ein durchgehender schöner Zug im Gemüthe Börne's ist, daß er sich unter allen Umständen des unterdrückten Theiles annahm, so ist dies keineswegs blos die Folge seiner politischen Gewöhnung, die ihn zur Zeit das Unterdrückte noch immer als das Bessere zu betrachten lehrte, sondern diese Theilnahme war eine ursprüngliche Stimmung seines Herzens. Daß sie dies war, beweisen manche Fälle, wo sein Mitleid mit seiner politischen Ueberzeugung collidirte und er selbst dem Feinde Achtung und menschliche Schonung gewährt wissen wollte. Die Art und Weise z. B. wie Wilhelm Tell den Geßler mordet, fand Börne empörend. Schon von dem Sturm auf dem See sagte er: „Ist es nicht Verrath, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entspringt, es in die Wellen zurückstößt und wieder dem Sturme Preis giebt?" Von dem Morde sagte er: „Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte! Tell versteckt sich und tödtet, ohne Gefahr, seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte."

Es wäre nicht unmöglich, daß diese Art Kritik sich in Börne wirklich auf eine hypochondrische Quelle zurückführen ließe. Börne verstand in gewissen Dingen keinen Scherz und war mißtrauisch und argwöhnisch, wo ihm eine Absicht nicht recht geheuer schien. Jemanden, der sich setzen will, hinten den Stuhl fortziehen, ist ein dummer Streich, aber Börne hätte ihn auch für einen bösen Streich genommen und wäre über eine solche Handlung nicht wieder zu besänftigen gewesen. Es ist im Hypochondrischen immer das Gefühl einer gewissen Unbequemlichkeit und Beklommenheit im Zusammenleben mit Andern; durch die an einander vorüberstreifenden Interessen und oft rohen Sitten wird man nur zu leicht verletzt. Börne konnte gewisse Neckereien im Leben und auf der Bühne nicht ausstehen; er würde z. B. bei der Beurtheilung des Gamin de Paris den Autor über die Rolle, die er den Pere Bizot darin spielen läßt, sehr getadelt haben. Er würde gesagt haben: Darum, daß Bizot ein pedantischer alter Mann ist, der es in seiner Art gut mit dem Gassenjungen im Sinne habe, darum soll ihn dieser lächerlich machen, ihn mit Papierkugeln werfen und ähnliche Streiche mehr an ihm verüben? Am schönsten und rührendsten kommt diese edle Richtung des Börne'schen Gemüths in seiner Beurtheilung des Immermann'schen Hofer zum Vorschein. Sein Eifer für das Rechtliche und Gewissenhafte reißt ihn hier fast über das Poetische hinaus; wenigstens würde man aus romantischen Gründen hier leicht Dinge entschuldigen dürfen, die Börne aus einem ganz bürgerlich-soliden Gesichtspunkte beurtheilt. Z. B. heißt es: „Als Lacoste (ihr treuloser Verführer) schläft, legt Elsi Feuer an und verbrennt das Haus und ihren alten Freund. Dann stürzt sie sich in einen Abgrund. . . . Das

ist ein niederträchtiger Mord! Glaube Elsi ja nicht, uns mit ihren schönen Reden zu täuschen. . . . Das, was Elsi gethan, war kein gerechter Aufstand gegen die Franzosen, das war freche Empörung gegen die Natur." Ueberhaupt zeigt sich Börne in seiner Theilnahme für die Franzosen bei Beurtheilung des „Trauerspiels in Tyrol" von der edelsten Seite und dies nicht aus politischen, sondern rein menschlichen Gründen. Er kann es dem Dichter nicht vergeben, daß er die Hinterlist der in ihren Schluchten versteckten Tyroler gegen die armen im Thale hinziehenden und von herabgerollten Felsblöcken zerschmetterten Franzosen so harmlos und con amore ausmalt. Er sagt: „Wir bemitleiden die Franzosen und ich wette, das geschähe, wenn dies Trauerspiel von der Treue der Tyroler durch die Aufführung uns recht lebendig vor die Augen träte. Die Franzosen streiten mit ihrer gewohnten Tapferkeit, die Tyroler von ihren unerreichbaren Bergen herab, hinter undurchdringlichen Felsen hervor. Wir sind keine ritterlichen Narren, die Ehre haben und fordern — behüte uns Gott! Die Tyroler in der Geschichte brauchen keine Tapferkeit, die Franzosen mit Ruhm zu besiegen; aber die Tyroler auf der Bühne hätten Tapferkeit gebraucht, unsre Herzen zu besiegen. Sie zeigten keine, die Steine behielten Recht."

Wo sich ein edles Gemüth mit freien Begriffen verbindet, muß das religiöse Bedürfniß in einer eignen Form hervortreten. Man will in Börne's letzten Schriften eine eigne religiöse Wärme entdeckt haben. Mich wundert aber nur, daß man sie nicht schon in seinen frühern Schriften fand. Es ist nicht die Rede von einem besondern Verhalten zur christlichen Religion, er begnügte sich mit einer allgemei-

nen religiösen Stimmung, die er selbst in den verschiedensten Offenbarungen an fremden Gemüthern ehrte. Börne's innerer Mensch war zu sehr von seinen politischen Ideen beherrscht, als daß er allgemeinere Philosopheme und ein bestimmtes religiöses Glaubensbekenntniß in sich hätte ausbilden sollen; aber schon die Art, wie er den politischen Gedanken erfaßte, die Freiheit, wie und worauf er sie bezog, können beweisen, daß er die Menschen für Fremdlinge aus einer höhern Heimath ansah. Die Freiheit, die er seinen Brüdern erkämpfen wollte, schien ihm das unveräußerliche Erbtheil Gottes, das wir unmittelbar aus seinen Händen einst empfingen und welches von den Machthabern und Privilegirten nur als ein Fideicommiß untreu verwaltet werde. Börne's politische Ideen waren nicht destruktiver, sondern organischer Art; wofür, wenn nicht schon alles Andre, so doch ganz gewiß seine Theilnahme für Lamennais zeugt.

In dem auch philosophisch tiefsinnigen Aufsatze: „Die Neophyten des Glaubens und die Apostaten des Wissens" verräth Börne eine Milde in der Beurtheilung religiöser Ueberzeugungen, die zugleich ein Beweis für seine Achtung vor jedem auch noch so verschiedenartig bestimmten Hinblick auf das Jenseits ist. Statt die Apostaten ihres alten Glaubens, einen Z. Werner, Schlegel und Andere in Kürze zu verurtheilen, als entnervte Sinnenmenschen, die ermattet an der Pforte eines katholischen Domes zusammenknickten, oder als Heuchler, die durch die Maske der Religion ihr geld- und ehrsüchtiges Buhlen mit gewissen politischen Tendenzen zu verbergen suchten, folgt er mit milder Zurückhaltung und Schonung dem labyrinthischen Wandel dieser Männer und nennt ihr Ziel nicht einmal Verirrung. Er wünscht ihnen

nichts, als daß sie Ruhe finden möchten, und behält sich nur das Eine vor, zu bezweifeln, daß sie sie finden würden. Die Mystiker und Pietisten verdammte Börne auch nicht deßwegen, weil sie es von vornherein verdienten, sondern weil sie das Gute, das man ihnen einräumen müsse, an sich entstellten. „Was uns gegen die Mystiker, sagt er, so erbost macht, ist nicht das Falsche in ihrer Lehre, sondern das Wahre darin. Nämlich das wahre Tüchtige darin, welches sie aus Eitelkeit überflittern; die sonnenklare Wahrheit, die sie aus Nervenschwäche mit Mondscheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die sie aus Zahnlosigkeit verdünnen, daß sie uns durch die Finger läuft; die frische trinkbare Wahrheit, die sie an ihrer Herzensbrunst verdünsten, damit der Dunst aufsteige und Wolken bilde, und sie dann die Wolken für den Himmel ausgeben und sagen können: auf Erden sei keine Wahrheit und der Himmel Wenigen erreichbar.“ Börne hatte mit seiner politischen Reform so viel zu thun, daß er einer kirchlichen nur in sofern nachhing, als sich die politische Tyrannei nicht selten auf eine falsche Auslegung der Religion stützte und die Religion selbst, ihre Würde verkennend, nur allzubereitwillig den weltlichen Verhältnissen die Lehre zu Füßen legte, daß wir uns in eine böse Welt schicken und unterthan sein müßten der Obrigkeit. Wenn Börne dem katholischen Prinzip in der Kirche vor dem lutherischen den Vorzug gab, so war es wohl nur daher, daß dieses seine Stütze einst in den Fürsten fand, jenes einen eignen Schwerpunkt anspricht und, wie die neuesten Zeiten genugsam beweisen, nicht scheut, den Großen der Welt zu mißfallen. Börne würde sicher, hätte er die neusten Ereignisse erlebt, in der Sache vielleicht für Preußen, in der Form für die Bischöfe gestimmt haben.

Die neuere soziale Bewegung der sogenannten jüngern Literatur, das Leben Jesu von Strauß, nahm er mit sehr getheilter Empfindung auf. Alles, was er gegen erste geschrieben und gegen letzteres gesagt haben soll (Siehe die Schrift von E. Beurmann: Ludwig Börne, als Charakter und in der Literatur)*) hat wohl hauptsächlich den Rückhaltsgedanken, daß durch eine solche Wendung des Neuerungsgeistes die Sache der Freiheit verallgemeinert und der Widerspruch gegen die herrschenden Thatsachen auf ein Gebiet gespielt wird, wo über dem Streben nach dem Ganzen vielleicht das Einzelne verloren gehen könnte. Es war ihm lieber, einen Sperling in der Hand, als Hundert auf dem Dache zu haben. Doch auch von dieser mehr äußern Berechnung abgesehen, zu der sich allerdings die Besorgniß gesellte, das Volk könnte durch diese Ausdehnung der Opposition auch auf kirchliche Gegenstände gegen Neuerungen überhaupt mißtrauisch werden — mochte seinem Gemüth eine Richtung nicht zusagen, die für das Zerstörte nicht so schnell wieder etwas Neues zu geben hatte. Vollends empörte er sich gegen das, was ihm in der neuern Richtung zum Theil wohl mit großem Unrecht als unsittlich erschien, wie seine Feuilletons im Reformateur und in der Balance beweisen. Obgleich an diesem Mißverständnisse selbst betheiligt, werd' ich jene religiöse Verklärung Börne's, die in den letzten Lebensjahren über sein leidendes und vom Schmerz über das Vaterland zerrissenes Gemüth kam, nie verdächtigen oder die Spöttereien billigen, die sich Heine über den „kleinen Simson," der den Namen Herr! Herr! nicht gelästert haben wolle, erlaubte. Schon die Pa=

*) Frankfurt a. M. 1837.

riser Briefe verrathen eine für Börne's innerste Seelenstimmung sehr merkwürdige Stufenfolge. In den ersten Bänden der wilde Freiheitsjubel, der Uebermuth eines Genesenden, der sich zum ersten Male wieder einen Trunk Weins gestattet; in den spätern weit mehr Wehmuth und Schmerz. Er wendet sich von dem concreten Einzelnen zur Betrachtung abstrakter Allgemeinheiten. Er wendet sich von den Adressen, Ständekammern, Zeitungsartikeln zum St. Simonismus, dessen Lehre er unhaltbar findet, sie aber doch mit dringlicher Aufmerksamkeit prüft. Vom Politischen scheint er sich in das allgemein Menschliche zu flüchten, wie ihm denn die Erscheinung Lamennais' in einer eignen Glorie aufging; denn sie brachte ihm Freiheit, Religion und Poesie. Also weit entfernt, daß Börne in seinen letzten Lebensstunden frömmelte; es hatte sich nur eine heilige Dämmerung auf und in ihn herabgesenkt, ein frommes, in Göttliches sich versenkendes Schauen, ein friedvolles Träumen von einer bessern Welt, wo uns Gott das Räthsel lösen wird, warum er die Menschen frei erschuf und sie es hienieden doch nicht werden ließ!

Die Nachricht von einem „jungen Deutschland" regte Börne mächtig an. Getrennt vom Vaterlande, ohne zuverlässige Briefsteller, ohne Gelegenheit, sich die neuen literarischen Erscheinungen anzuschaffen, combinirte er sich unter jenem Begriff bald schädliche, bald lobenswerthe Tendenzen. Unter dem 20. Juli 1836 schrieb er nach Hamburg: „Haben Sie in Hamburg, oder sonst wo, nicht einen verständigen Literaten unter Ihren Bekannten, der aus Freundschaft für einen Collegen mir einen kleinen Bericht über das junge Deutschland macht? Seine eigne Meinung über das junge Deutschland zu haben, daran liegt mir wenig; denn ich bin

gewohnt, meine Ansicht auf das Studium der Quellen zu gründen. Ich möchte nur einen historischen Bericht über die Schriftsteller haben, die man zum jungen Deutschland zählt, ein genaues Verzeichniß ihrer Schriften und den Eindruck, den sie auf die öffentliche Meinung gemacht. Der unbekannte Freund, der mir darüber berichten soll, dürfte aber nicht unter solchen genommen werden, die selbst über oder gegen das junge Deutschland geschrieben, denn sonst könnte geschehen, daß ich zum Danke für seine Gefälligkeit später über ihn selbst herfiele, da ich alles, was ich bis jetzt von den Gegnern des jungen Deutschlands gelesen, höchst erbärmlich gefunden.“ Eine nähere Verbindung Börne's mit den Mitgliedern dieser Schule, wenn man das Phantom einer Verbrüderung so nennen will, fand nur Bruchstückweise statt. Laube schrieb ihm öfter, kränkte ihn aber durch die Clauren'sche Anrede: „Lieber Revolutions-Hofrath!“ Dem Verfasser dieses Erinnerungs-Denkmals und L. Wienbarg sagte Börne mit viel Bereitwilligkeit seinen Antheil an einer im Jahre 1835 bezweckten „Deutschen Revue“ zu.

Die Erscheinung der Paroles d'un Croyant von Lamennais hatte schon im Jahre vorher einen erschütternden Eindruck auf Börne hervorgebracht. Er konnte, da er das Buch in den Zeitungen angekündigt und besprochen sahe, nicht die Zeit erwarten, bis er ein Exemplar davon erhielt. Kaum hatte er es gelesen, so schickte er sich zu einer Uebersetzung ins Deutsche an. Den prophetischen Styl, die Salbung und biblische Spruchweise traf er um so glücklicher, als die deutsche Sprache dafür überhaupt mehr Anlage als die französische hat. Er schickte das kleine Buch, ohne Honorar zu verlangen, zum Druck nach der Schweiz und hatte die

Freude, fast die ganze Auflage dort und in Frankreich abgesetzt zu sehen. Einige hundert Exemplare verschickte er an die deutschen Arbeiter in Paris. Eine zweite Auflage, die ein deutscher Buchhändler 1000 Exemplare stark anfertigen ließ, folgte bald darauf. Von dieser erhielt Börne 500 Exemplare als Honorar. In einem Billet schreibt er vom 2. Februar 1835: „Ich bin jetzt in die Lage gekommen, über die Schweizer Ausgabe meiner Uebersetzung von Lamennais frei schalten zu können, und wie ich gleich anfänglich beabsichtigt, wünsche ich Ihnen eine Parthie davon zu überlassen, um sie unter die deutschen Handwerker zu vertheilen, sei es ganz unentgeldlich oder gegen eine geringe Vergütung für wohlthätige Zwecke, welches Ihrer Bestimmung überlassen bleibt."

Es ist keine Frage, daß Börne das poetische Colorit dieses Buches zu hoch angeschlagen hat. Das Parteiinteresse bestach den ästhetischen Geschmack. Man kann rhetorische Ergüsse dieser Art mit einer fremdher entnommenen poetisirenden Ausdrucksweise nicht füglich Poesie nennen. Richtiger ist der demokratische Gesichtspunkt, aus welchem Börne diese berühmte Schrift Lamennais' beurtheilte und der besonders für Deutschland noch beachtungswerther als für Frankreich schien. Die Revolution war hier zur Pflicht der Religion gemacht; den Königen war die Anlehnung an die Bibel genommen. Börne kannte z. B. aus den Bauernkriegen die Deutschen genug, um zu wissen, daß sie im erträumten Bunde mit dem Himmel der größten Dinge fähig sind. Worauf konnten sich bis jetzt die Gegner der Revolution berufen? Auf deren Ursprung, auf die Sittenlosigkeit der „starken Geister" des vorigen Jahrhunderts, auf die Abschaffung Gottes in der französischen Revolution, auf das allgemeine

Schwanken in Sitte und religiöser Ueberlieferung, das von einer politischen Umwälzung in ihren ersten Stadien nie entfernt bleiben kann und das in so vielen Erscheinungen, auch der neuesten Zeit, nothwendig hervorzubrechen drohte. Lamennais hatte nun diese Anklage umgekehrt. Er hatte die Republik zur Ordnung des Himmels, die Monarchie zur Ordnung der Hölle gemacht; die glühendsten Farben und Bilder der Bibel malten diesen Gedanken zu einer Anschaulichkeit aus, von der Börne gehofft hatte, daß grade die Phantasie der Deutschen ihr nicht widerstehen würde. Börne vergaß, daß zwischen den Katholiken und den protestantischen Pietisten, auf welche allerdings Beweisführungen dieser Art nicht ohne Eindruck würden geblieben sein, in der Mitte die religiösen Indifferentisten liegen, welche die große Mehrzahl bilden und den Ton angeben.

Börne selbst hatte vor La Mennais' Person eine fast religiöse Verehrung. Nur einmal sah er ihn bei dem Bildhauer David, der von Börne ein Medaillon nahm. Börne war damals körperlich zu leidend, um eine nähere Verbindung anzuknüpfen; aber er bildete dafür im Stillen die Theorie jenes demokratischen Priesters weiter aus und kam auf diesem Wege zu einer Ansicht über den Katholicismus, die ihn diese Confession in einem ehrwürdigeren Glanze erblicken ließ. Hier war doch die Selbstständigkeit einer sich gegen den Staat waffnenden Macht möglich, die menschlichen Gemüther wurden an eine Ordnung des Himmels gebunden, deren irdisches Abbild in der That die Hierarchie in ihrer schöneren Bedeutung war. Seit damals bekam er jene Richtung, die ihm ein unbedingtes Negiren aller historischen Vergangenheit verhaßt machte. Er wollte mit der Revolution

die sittlichen und religiösen Güter des Volkes nicht verletzt sehen und mißtraute dem Umschwung der philosophischen Begriffe so sehr, daß er nicht bloß gegen Heine's Salons-Philosophie, sondern auch gegen Strauß' Leben Jesu sich verstimmt fühlte. Er glaubte vorauszusehen, daß durch diese neuern sozialphilosophischen Debatten die Frage der politischen Wiedergeburt verallgemeinert werde und die Schaaren der bisherigen Opposition sich auffallend lichten würden. Doch die angeborne Sympathie, die Börne für alles Neue, Angegriffene, für alles in der Minorität Befindliche hatte, ließ ihn hier doch nicht zu einem festen Abschlusse kommen. Es sind tiefgemüthliche Widersprüche, die in den letzten Tagen seines Lebens ihn bestürmten, die ihm aber zu gleicher Zeit auch eine Erhöhung seiner Denkthätigkeit und Anschauungsweise gaben, bis zu der er sich früher nicht aufgeschwungen hatte; seine nächsten Umgebungen bedauerten grade auch darum seinen Tod so schmerzlich, weil in dem Augenblick, wo sein Körper den Dienst zu versagen begann, in seinem Geiste eine ganz neue Gährung ausgebrochen war.

In Venedey's „Geächteten" ließ Börne eine wehmüthige Phantasie über Lamennais' Worte eines Gläubigen einrücken. Er nannte sie „Rettung." Er hätte sie Genesung nennen sollen; denn es ist der stille Jubel eines Kranken, der nach langem Verschluß auf sein Zimmer, zum ersten Male wieder die warmen, linden Frühlingslüfte begrüßen darf und jede Knospe in der sprossenden Frühlingswelt küssen möchte. Börne bewahrte seine Theilnahme für Lamennais bis an sein Ende. Der Verfasser der „Erinnerungen an Börne" *) erzählt: „Der Eintritt Lamennais' in die po-

*) Telegraph, 1838. Seite 707.

litische Tagspresse interessirte Börne ungemein. „„Sehen Sie,““ sagte er, als die Journale angekündigt hatten, daß Lamennais die oberste Leitung des Monde übernehmen werde, „„sehen Sie, das möchte ich noch mit erleben, wie sich die Presse unter Lamennais' Impuls gestalten wird; aber mit mir wird's bis dahin zu Ende sein.““ Börne ging im Zimmer auf und ab; wir hatten uns auf den Kaminmantel gelehnt; bei den letzten Worten hielt er den Schritt an und stellte sich uns gegenüber; der Blitzstrahl seines Auges durchzuckte unser Inneres, wir fühlten uns bewegt und mußten alle Fassung aufbieten, die Frage an ihn zu richten, ob wir den deutschen Recensenten glauben sollten, daß er Hypochonder sei? Noch sehen wir Börne an jenem Abende vor uns stehen; der Glanz seines Auges strahlte wie immer; aber ein unendlich tiefes Weh, das wir früher nie bemerkt, lag um seine Mundwinkel eingegraben; seine ganze Gestalt kam uns gebeugter vor, als sonst, er fuhr mit seiner rechten Hand unter die Weste nach dem Herzen hin und hustete trocken. Eine unheimliche Ahnung überrieselte uns; als Börne sich nach dem Sopha hinwandte, blickten wir ihm nach; aber wir sahen nichts mehr; irgend etwas, ich glaube Thränen, hatte unsere Brillengläser verdunkelt.“

Börne hatte nie so viel Trieb zu schriftstellerischer Thätigkeit, alls in seinen letzten Lebensjahren. So gern er im Verkehr mit Buchhändlern vom Ertrag derselben Nutzen zog, so aufopfernd gab er sich jedem allgemeineren, seiner Parthei dienenden Unternehmen hin. Auch Börne war unter den Schriftstellern, die sich zur Herausgabe des Reformateur,*)

*) Diese Aufsätze sind gesammelt in Fragmens politiques et literaires par Ludwig Börne. Paris, Pagaerre 1842.

einer Zeitschrift, die von den Mitarbeitern ohne Honorar geschrieben werden sollte, vereinigten. Er lieferte einige Feuilletons, in denen er Heine's Salon, Wachsmuth's Geschichte des deutschen Bauernkrieges und einige andre Bücher besprach. Er schrieb diese Aufsätze gleich selbst französisch nieder und erntete dafür von Raspail das Geständniß, „es wäre dies ein neues Französisch!" Raspail wollte damit kein ausweichendes Compliment sagen. Er war Kenner genug, um einzusehen, daß Börne ein Französisch ohne Rhetorik schrieb, daß er den Gedanken nie der Phrase opferte und darum doch der Phrase eine neue Grazie verlieh, die die Sprache wieder auf ihre ersten unverdorbenen poetischen Anfänge zurückführte. Seine Artikel im Reformateur setzten die Gedankenreihe fort, welche Lamennais in ihm angeregt hatte. Er wog die politische Bedeutung der beiden christlichen Confessionen gegen einander ab und kehrte, durch Heine's Salon dazu veranlaßt, auf das Zeitalter der Reformation zurück. Was er über Luther, die Fürsten und das Volk sagt, verräth den einseitigen politischen Standpunkt, von dem sich Börne nie trennen konnte und der ihn mitten in seinen religiösen Debatten so beherrschte, daß er wohl äußerte: „Und doch ist es besser, wenn die Wahl sein sollte, lieber keine Religion, als keine Freiheit zu haben." Von dem Satze ausgehend, daß die Wahrheit hienieden doch nicht gefunden würde und wir an Symbole verwiesen wären, schlug er die Irrthümer des Katholicismus deßhalb höher an, als die Philosopheme des Protestantismus, weil in jenem die Priester, als Stellvertreter der himmlischen Ordnung, dem Volke näher ständen, wie hier. Die Franzosen, welche den Reformateur herausgaben, waren nicht ganz fähig, sich in diesen idealen Standpunkt Börne's

hineinzudenken. Sie erlaubten sich, eine Stelle durch welche Börne sich von dem Verdachte, den Katholicismus in seiner papistischen Gestalt anzuerkennen, lossagte, zu streichen. Börne sagte: „Die dem Anschein nach anti-religiöse Bewegung des vorigen Jahrhunderts hat nur bezweckt, die Verfassung der Kirche aus der gegenwärtigen monarchischen Form in eine populäre umzuändern. Sobald es keinen Pabst, keine Bischöfe, keine stehenden Mönchs-Heere, keine schwarze Gensdarmerie mehr geben wird, sobald —" diese Stelle hatte man im Redaktionsbüreau des Reformateur gestrichen. Börne bestand, als er den Artikel verstümmelt abgedruckt fand, auf die nachträgliche Berichtigung seines dadurch sinnlos gewordenen Räsonnements. Sie erfolgte in einer nächsten Nummer.

Börne war nie gewillt, seine deutsche Bildung, seine besonnene Einsicht dem französischen Parteiinteresse zu opfern. In Börne's literarischem Nachlaß muß sich ein französisch geschriebener Aufsatz über den Grangeneuve von Delatouche vorfinden, welcher für den Reformateur bestimmt war. Börne hatte nemlich versprochen, den ebengenannten Roman zu beurtheilen, allein den Abschluß der Arbeit immer hinausgeschoben. Als man ihn nach geraumer Zeit, im Namen der Redaktion, an die Erfüllung seines Versprechens mahnte, erklärte er: „Ich kann den Artikel nicht drucken lassen; Raspail würde ihn ohnedies nicht aufnehmen; ich bin weder mit den Girondisten, noch mit den Montagnards zufrieden und müßte beiden Partheien die Wahrheit sagen können; das würde aber höchstens bei Ihnen und einigen Gleichgesinnten Anklang finden; alle Anderen, Republikaner oder Radikale, würden mich steinigen" *).

*) Telegraph; ebendaselbst. S. 748.

R. O. Spazier suchte Börne zur Theilnahme an der Revue du Nord zu bewegen. Daß Philarête Chasles darin über deutsche Literatur reden sollte, war ihm bedenklich. Er fürchtete Ungeschicktes, Nachtheiliges für die deutsche Literatur. In großer Hast schrieb er darüber an Spazier: „......Ich habe mich so manchmal lächerlich gemacht und dazu gelacht, es thäte mir aber leid, wenn das Journal lächerlich würde. — Die Tiek'schen Novellen zu übersetzen finde ich durchaus zweckwidrig, abgesehen davon, daß sie ganz unübersetzbar sind, und den Franzosen schmecken würden, wie gekochte Rosen. Wir dürfen nicht mit den Franzosen als schöne Geister wetteifern, sondern als denkende, freie republikanische Geister, während sie — die Vornehmen unter ihren Schriftstellern, aristokratische, die Gemeinen, Höflinge und lakaienartige sind, und das durch und durch trotz ihrer Constitution."

„Wenn ich eine Stimme bei der Redaktion des Journals gehabt hätte, würde ich nicht zugegeben haben, daß ein Unternehmen, wobei deutscher Geist und Charakter sich geltend machen soll, von einem Franzosen (Philarête Châsles) eingeleitet würde, das hieße, in einer Schlacht den Vorposten-Dienst gefangnen feindlichen Soldaten anvertrauen. Die Franzosen, welche die deutsche Literatur lieben, sind bis jetzt doch nur wie unsere Gefangne; in einem Kriege, gegen ihr eignes Volk ist ihnen nicht zu trauen. Und Krieg müssen wir führen. Das ist Ihre Meinung nicht. Sie wollen p o l i t i s c h verfahren. Aber unsere einzige Politik muß sein keine zu haben. Wenn wir den Franzosen gefallen wollen, müssen wir damit anfangen sie zu beleidigen, wenn wir auf sie wirken wollen, dürfen wir ihnen nicht gefallen. Nur ihren Geschmack müssen wir schonen, denn darüber läßt sich nicht streiten, die

Mode hat immer Recht. . . . . . . Es ist durchaus nöthig, daß im Journal Deutsche sich über die französische Literatur aussprechen, weil es kein besseres Mittel gibt, die Eigenthümlichkeit des Geistes und der Literatur der Deutschen zu charakterisiren, als wenn man sie der französischen gegenüber stellt. Und hierbei darf nicht zaghaft verfahren werden. Wer nicht an sein Recht glaubt, dem wird es nie gelingen sich Recht zu verschaffen. . . . .

L. Börne."

Börne hatte die Absicht, eine Reihe von Betrachtungen über die französische Revolution herauszugeben. Er las den Moniteur und machte sich Auszüge Er suchte nach seltenen Büchern und Flugschriften, die in Frankreich und Deutschland gleichzeitig mit der Revolution über sie erschienen. Sein Nachlaß enthält manche diesem Zwecke schon gewidmete weitere Ausführung. Unfehlbar hätte sich Börne vom Standpunkte der französischen Historiker entfernt; er würde die Revolutionsmänner mehr in ihrer Individualität erfaßt haben. Er äußerte im vertraulichen Gespräch: „Die Männer der ersten Revolution sind für mich lauter bis jetzt noch unaufgelös'te Probleme. Mit Marat kann ich mich nicht befreunden, obschon man neuerdings viel zu seiner Entschuldigung beibringt; übrigens kenne ich ihn noch nicht genau. Unter Allen, die ich seither kennen gelernt habe, scheinen mir Robespierre und Saint Just die ehrlichsten zu sein; jedoch bin ich weit entfernt, ihrem System zu huldigen. Ich glaube zwar nicht, daß die neuen Ideen ohne Blut ins Leben zu führen sind, aber daß im schlimmsten Falle alle geopfert werden müssen, die eine abweichende Meinung haben, — einem solchen Terrorismus widerstrebt mein Gefühl und ich könnte nie die Unge-

rechtigkeit billigen, sonst vielleicht gute Menschen zu morden, weil sie anders zu denken und zu meinen wagen als ich. Robespierre und Saint Just meinten zwar, das Gefühl kömmt in jenen Fällen nicht in Frage, sondern die Nothwendigkeit; allein damit nahmen sie den jesuitischen Grundsatz an, daß der Zweck die Mittel heilige; ich muß bekennen, daß ich glaube, diese Nothwendigkeit könne nie existiren." — Börne sprach von den Revolutionsmännern auch aus dem literar-historischen Gesichtspunkt. „Marat hat einen ungehobelten Styl; Camille Desmoulins schreibt hübsch; Robespierre und Saint Just stehen mir als Schriftsteller sehr hoch, namentlich *) der erstere; lesen Sie in dem eben erschienenen Bande (October 1836) der Histoire parlamentaire von Büchez und Roux die goldenen Worte, welche er über die Sach- und Schriftgelehrten sagt." **)

Börne kam öfter auf den Gedanken, wieder seine alte Frankfurter Wage erscheinen zu lassen. Der Reformateur erlag den gerichtlichen Verfolgungen. Börne konnte in der Aufregung und Mittheilungslust, die ihn noch immer beseelte, nicht füglich ohne Organ bleiben. So führte er denn mit Anfang des Jahres 1836 seinen Lieblingsplan in französischer Sprache aus. Er wollte die Franzosen für die Theilnahme an deutschen Interessen und deutsche Auffassungsweise gewinnen. Er wollte ihnen an praktischen Beispielen, an Urtheilen über Beranger, Victor Hugo und andere Tageserscheinungen die Gewissenhaftigkeit deutscher Kritik und die Natürlichkeit

*) Hat E. Kolloff, dem wir diese Gespräche verdanken, sich nicht in diesem Ausdruck geirrt? Börne hat eine Abneigung gegen das Wörtchen: namentlich. Warum, ist schwer zu sagen.

**) Telegraph. S. 771 flg.

unsrer Prinzipien zeigen. Mainzer, Kolloff, Büret unterstützten ihn. Aber die Schwierigkeit, den Franzosen in einem, wie es Raspail genannt hatte, neuen Französisch verständlich zu werden, die Indolenz und der Egoismus der französischen Journalistik, die Hindernisse, die den Absatz der Monatsschrift in Deutschland aufhielten, endlich auch wohl die eigne ermattende Kraft ließen die Balance nicht ihr viertes Heft erleben. Börne sprützte die Feder aus. Er setzte sie nur wieder an, um das Geständniß zu geben: „Ich bin müde wie ein Jagdhund!"

Des Sommers in dem ländlichen Auteuil bei Paris, des Winters in der Stadt wohnend, genoß Börne in dem trauten Kreise, den seine Freundin und deren Gatte, ein leidenschaftlicher Verehrer der Richtung seines Freundes, um ihn zogen, eine Pflege, die noch auf einige Zeit die Flucht seiner Lebensgeister hemmte. Er war fast immer leidend. Wenn ihn Freunde, wie Dr. Eder aus Frankfurt, besuchten, so flackerte er wohl noch freudig auf, erkundigte sich nach den heimischen Verhältnissen, lachte über die Unsterblichkeit des Philisterthums; bald aber versagte der Körper den Dienst, er knickte dann zusammen und schlich, gänzlich abgespannt, auf sein Zimmer, wo ihn der Schlaf (der ihm wie Lessing nie versagte) erquickte. Seine Schwerhörigkeit hatte so zugenommen, daß vieles an ihm unverstanden vorüberging und alle seine Sinne sich in eine stille Dämmerung verloren. Die Kunst der Aerzte mit einer Verachtung beurtheilend, die an Molières Lustspiele erinnerte, griff er nach jeder neuen Entdeckung, die im Gebiet der Heilwissenschaft auftauchte. Eine Zeitlang war er Homöopath unter Dr. Roth. Dann verlor er sich in Oertel's Wasserkurschriften und fing mit seinem geschwächten Körper Waschungen an, die schwerlich auf seine

Nerven wohlthätig wirkten. In einem eignen Apparat betrieb er diese Kurmethode lange Zeit und mochte sich dadurch, wie wenigstens allopathische Aerzte versichern, mehr geschadet als genützt haben.

Traten zuweilen freie Augenblicke ein, so entzog er sich dem Umgang mit Freunden, der freien Luft und selbst der großen Gesellschaft nicht. Er sah seine politischen Freunde, die deutschen Flüchtlinge, gern bei sich, ließ sich von ihren Planen erzählen und lächelte darüber, wenn sie ihm allzu abentheuerlich schienen. Gern empfing er die Besuche der Fremden, die nach Paris kamen und ihm von Politik und Literatur der Heimath erzählen mußten. „Von seinen nächsten Bekannten ließ er sich sagen, in welchem Restaurant man zu Mittag gespeiset, wie es jetzt in diesem oder jenem Kaffeehause aussehe, ob die schöne Dame noch am Comptoir sitze u. s. w. Börne kam in den letzten zwei Jahren seines Lebens nicht mehr viel in Paris herum; wenn er im Sommer vom Lande in die Stadt kam, pflegte er das Galignanische Lesekabinet, weniger die ihm wegen ihrer theuern Preise verhaßte Heideloff'sche Buchhandlung zu besuchen und vor dem Nachhausefahren unter den Bäumen des Palais-Royal ein Glas Eis zu essen. Eine kleine Promenade über die Boulevards durch die Vivienne- oder Richelieustraße nach dem Louvre und Einkäufe in Conditoreien waren Winters seine einzigen Ausgänge. Viele von den kleinen Billetten, welche er seinen Bekannten durch die Stadtpost schrieb, schloßen mit den Worten: Aber warum kommen Sie so selten? Ich bin fast jeden Abend zu Hause. Diese Zurückgezogenheit sonderte ihn jedoch keineswegs von Allem, was in der Hauptstadt vorging, ab, im Gegentheil er verfolgte die unbedeutendsten Aenderungen

im materiellen Lebensgenuß, im Preise der Nahrungsmittel, in der Ausmöblirung der Zimmer, in der Ausschmückung der Kaufläden, in dem herabgesetzten Tarif der Cabriolets u. s. f. mit sorgsamen Blicken und forschte nach den kleinsten Details, die für ihn alle im genauesten Zusammenhange mit der allgemeinen politischen und socialen Bewegung standen, deren Lenker, Vertreter und Tonangeber er in seinem Zimmer die strengste Revüe passiren ließ. Salons und hohe Zirkel besuchte Börne seltener; der kleine, schwer hörende, nicht immer zum Sprechen aufgelegte, gewöhnlich lauschende und nur zuweilen kurz und scharf dazwischen redende Mann zerrann und verschwamm gleichsam in der Gesellschaft, welche ihn mehr verdeckte, als empor trug, ihn mehr in den Schatten stellte, als hervortreten ließ. Im häuslichen Kreise fühlte er sich mehr daheim und behaglich; er konnte alsdann die Unterhaltung dem allgemeinen Gespräche überlassen, eine Weile still sitzen, sein körperliches Leiden bekämpfen, wieder dazwischen hören und plötzlich wieder eintreten und seine, den Nagel auf den Kopf treffenden Bemerkungen einstreuen. Wenn es ihm ganz wohl war, liebte er in freiem Witze, in Laune und Scherz sich zu unterhalten. *)"

Bei bedeutenden artistischen Neuigkeiten fehlte Börne niemals. Er wohnte der ersten Vorstellung der Hugenotten bei und besuchte noch im vorletzten Winter, den er erlebte, einen Maskenball. Zuweilen sahe man ihn bei Meyerbeer; doch mußte man ihn nicht fragen: „Wie befinden Sie sich?" Er hatte den Widerwillen gegen diese Art der Begrüßung mit Goethe gemein.

Aus dieser Zeit rühren Billette her, wie folgende: „Ich

*) Kolloff im Telegraphen Seite 742.

habe Ihnen noch für Ihre Einladung zu danken. Ich wollte Sie genießen, aber da ward ich den Abend unwohl, bekam Kopfschmerzen, Herzklopfen, Nervenweh, den Arzt und noch mehrere ausgesuchte Uebel. So mußte ich zu Hause bleiben. Es wird mich sehr für meinen Verlust trösten, wenn ich erfahre, daß unter den schönen Damen wenigstens eine war, die mich vermißt hat. Sie müssen mir das aufrichtig gestehen, wenn ich zu Ihnen komme. Meinen freundlichen Gruß an die schöne Faustine." Oder: „Ich werde, wenn ich bis Freitag wohl bin, was heute nicht ist, zu Ihnen kommen und Ihre neugierigen Hamburger kennen lernen. Ich wünsche, daß wir so schnell gute Freunde werden, als Ihr Töchterchen und mein Hund, die gleich in der ersten Minute sich lieb gewonnen. Es ist aber nicht zu hoffen. Ihr Börne."

Eine längere Mittheilung (31. Dezember 1834) lautete:

„Ich schicke Ihnen mit Dank Ihre Bücher zurück und bitte auf ganz kurze Zeit um das Morgenblatt."

„Mit der hier beifolgenden Speisekammer, die ich für Sie und Herrn .... eigens habe bauen lassen, hoffe ich Sie angenehm zu überraschen, und noch mehr mit dem Versprechen, sie vom neuen Jahre an, jeden erst endes Monats, mit frischer Chokolade und andern ausgewählten Eßwaaren zu füllen."

„Eugène Sue hat mich nicht erquickt. Er hat alle Meere beschifft, fremde Welttheile gesehen und ist doch nicht aus Paris herausgekommen. Von den Bemerkungen, die ich bei Gelegenheit des Atar-Gull niedergeschrieben, theile ich Ihnen folgende mit, weil sie meine Ansicht von der unglückseligen Pariser Romanschriftstellerei ausdrückt und die Unerquicklichkeit, die ich ihr vorwerfe, zugleich erklärt und entschuldigt."

„Das moralische Klima, das seit fünfzig Jahren in Frank-

reich herrscht, hat ganz die nämliche Wirkung, welche das physische in den heißen Weltgegenden hat; es reift die Menschen früh und altert sie schnell. Die talentvollsten französischen Schriftsteller, fast alle dem jüngern Geschlecht angehörend, sind mit jenem Fluche der Frühreife belastet. Sie erwachen schon um Mitternacht aus ihren Jugendträumen und spotten derselben ehe der Hahn kräht. Die Erfahrung und die Weisheit, die Andere vom Sonnenlicht erhalten, gewinnen sie beim Scheine der Kerzen, und so sind sie lebensmüde wenn der Tag anbricht und die Morgenröthe wird ihre Abendröthe. Gewiß sind die unglücklich zu nennen, die alle ihre Jugenderinnerungen schon als Trauben verzehrt; sie werden keinen Wein keltern für das Alter, und wenn der Winter des Lebens kommt, werden sie kaltes Wasser trinken müssen, und es wird sie frösteln. Ihr Börne."

Seiner Schwester schrieb er in demselben Monate zweimal folgende Briefe:

„Paris den 2. Dez. 1834.

„Liebe Schwester!

„Es thut mir leid, dir melden zu müssen, daß ich den bisherigen Beitrag für *** für jetzt nicht länger entrichten kann. Ich hatte früher durch meine Schriftstellerei so viel Geld verdient, daß es mir nicht schwer fiel jene Summe zu entbehren. Jetzt aber hören diese Verdienste auf, da bei der jetzigen Lage der Dinge niemand in Deutschland wagt, etwas von mir drucken zu lassen. Ich habe seit einem Jahre mich sehr viel einschränken müssen, um nur zu bestehen. Sobald ich wieder etwas erwerbe, was früher oder später geschehen wird, werde ich das alte Verhältniß wieder eintreten lassen und das Versäumte nachholen."

„Dein Louis *), wie ich höre, ist wieder in Berlin. Das ist ein glücklicher Mensch, dem dort Alles gefällt! Ich glaube er ist ein Mystiker, der es für gottgefällig hält, seinen Hals ohne Murren unter jedes Joch zu beugen. Wir haben doch eine merkwürdige Musterkarte von allerlei Menschen in unserer Familie! Wenn ich oder dein Louis einmal in Gefahr kommen gehängt zu werden, was zu verschiedenen Zeiten uns beiden recht leicht begegnen kann, kann einer dem andern beistehen. Das ist sehr beruhigend."

Vom 22. Dezember 1834:

„Liebe Schwester!

„Ich danke dir für die schnelle Besorgung meines Auftrags. Aber, um Gottes Willen, wo denkst du denn hin, daß ich in Noth sein soll? So habe ich es nicht gemeint. Ich habe nur für jetzt keinen Ueberfluß mehr. Die letzten drei Jahre hatte ich jeden Winter das Honorar für meine Briefe aus Paris. Dieses Einkommen hört jetzt auf, weil solche Sachen nicht mehr gedruckt werden dürfen. Aber von Noth ist keine Rede, und von Sorgen gewiß nicht, denn meine glückliche Natur kennt die nicht. Meine Verhältnisse sind also jetzt nur darin anders, daß ich an Sachen arbeiten muß, die länger dauern und später Geld einbringen. Von meinen Interessen allein könnte ich hier nicht leben."

„Ich war diesen Sommer nicht verreist, sondern lebte in einem Orte nahe bei Paris, wo wir auch nächstes Frühjahr wieder hinziehen. Mit meiner Gesundheit geht es seit einigen Monaten ziemlich gut, nachdem ich 1½ Jahr lang sehr gelitten hatte. Aber ich hatte den glücklichen Entschluß gefaßt, bei keinem Uebel je wieder einen Arzt zu gebrauchen,

*) Der Hegelianer.

und das, wie die Oertelsche Kaltwasserkur, die ich seit Anfang vorigen Sommers gebrauche, hat mich sehr gebessert und wird mich hoffentlich noch weiter bringen. Jeden Morgen gleich nach dem Aufstehen wasche ich mich am ganzen Körper mit frischem Wasser, bei jeder Witterung und im kalten Zimmer. Es ist merkwürdig, was das gut thut. Dabei trinke ich den Tag über viel kalt Wasser und sonst nichts."

„Es soll mich freuen, wenn dein Louis Aehnlichkeit mit mir hat, nur wünsche ich, daß er keine in schlimmen Dingen mit mir habe. Ich fürchte aber sehr, daß er die unglückselige Hypochondrie mit mir gemein hat, die mir den größten Theil meines Lebens verbittert, und ich fürchte sogar, daß bei ihm das Uebel ärger ist als bei mir. Bei mir lag die Hypochondrie nur im Körper, bei Louis aber liegt sie im Gemüthe. Da wird der arme Mensch viel zu leiden haben, und das ist ein Leiden, das Keiner begreift, wer es nicht selbst gehabt. Vielleicht hätte Louis besser gethan, nach Zürich als nach Berlin zu gehen. Er kann das später noch bedenken. In Berlin ist die Concurrenz selbst von talentreichen Menschen zu groß, in der Schweiz ist das nicht der Fall. Gruß an Alle. Dein dich liebender Bruder

Louis."

„Genire dich nur nicht wegen des Porto's, mir zu schreiben. Ich habe noch Geld für tausend Briefe."

Die Briefe sind abgedruckt ganz mit der Harmlosigkeit, mit der sie geschrieben wurden.

„Paris den 2. Dezember 1835.

„Liebe Schwester!

„Da du dich erboten hast, mir ferner meine kleine Com-

missionen zu besorgen, so will ich deinen guten Willen wieder in Anspruch nehmen."

„Erstens bitte ich dich, einliegende Inserate in die Frankf. Postzeitung, das deutsche Journal und das Journal de Francfort einrücken zu lassen. Den Kostenbetrag stelle mir in Rechnung."

„Wie geht es denn dem Louis in Trier? Wenn du Nachrichten von ihm hast, theile mir sie mit. Professor Gans, der neulich hier war, klagte mir, der Louis wäre so menschenscheu. Das muß er sich abgewöhnen."

„Mein Journal ist eine Finanzspeculation. Ich will einmal sehen, ob ich reich dabei werde."

„Sage mir doch, auf welche Art hat denn der *** in... so schnell sein Glück gemacht? Er ist Professor, Geheimrath, Leibarzt, geadelt! Mit Verdiensten erreicht man so etwas nicht, wahrscheinlich ist er Jesuit. Er hatte Anlage dazu."

„Ich bitte alle die Unsrigen herzlich von mir zu grüßen Frage doch bei B. an, ob ihm nicht Gutzkow ein Paquet für mich gegeben, oder, wenn du Gelegenheit hast, erkundige dich bei Gutzkow selbst darnach. Er schrieb mir schon vor einigen Monaten, er hätte B. Bücher für mich gegeben.

Dein dich liebender Bruder Louis."

„Paris den 30. December 1835.

Liebe Schwester!

Deinen Verdruß über Louis mußt du dir aus dem Kopfe schlagen, es geht doch alles wie es gehen soll und daran läßt sich nichts ändern. Man darf nichts gegen seine Natur thun, auch nichts gegen seine angebornen Fehler, man setzt es doch nicht durch und verliert nur Zeit dabei. Mir ist es trotz großer Mängel, die ich in meinem Charakter habe, im-

mer im Leben noch ziemlich gut gegangen, weil ich mir immer treu geblieben bei meinen guten Seiten und meinen Schwächen, und mir nie etwas vorgesetzt habe, wozu ich nicht gut oder nicht schlecht genug war. Dein Louis scheint für ein beschauliches Leben, zum Stubengelehrten, von der Natur bestimmt zu sein, und zu irgend einer praktischen Laufbahn weder Neigung noch Talent zu haben. Zwischen einem Staatsdienst und einer unabhängigen Lage als Advokat ist keinen Augenblick zu schwanken. Dein Louis wird mit seiner ehrlichen Natur nie in einem Staatsdienste Glück machen. Er glaube doch nicht, daß Talente befördern; wer nicht intriguiren kann, bleibt immer zurück. Im Gegentheil, ausgezeichnete Fähigkeiten hindern nur am Fortkommen, denn wenn ein Chef einen geschickten Arbeiter in seinem Büreau hat, verliert er ihn nicht gern und stellt sich seiner Beförderung in den Weg. Louis soll in Frankfurt bleiben. Seine praktischen Geschäfte werden ihm immer noch Zeit lassen, sich zum Schriftsteller auszubilden. Die Hauptsache ist, daß man sich einen Erwerb sichert, um unabhängig zu werden; man wird dann immer noch alt genug, um endlich seine Lieblingsneigungen zu befriedigen. Ich z. B. so wie ich bin, würde zwar nie um Geld zu verdienen, etwas gegen meine Ansicht thun, aber das fiele mir sehr leicht, um des Erwerbs willen ein langweiliges Geschäft zu treiben und wenn es auch nur copiren wäre. Daß Louis sich nicht entschließen kann etwas Kleines zu schreiben, sondern mit einem großen Werke aufzutreten, das ist eine Art Faulheit, weil kleine Werke mehr Mühe kosten, als große."

„Ich sehe nicht ein, warum es Louis nicht zum Senator sollte bringen können. Vielleicht nicht durch seine guten Ei-

genschaften, aber doch durch seine Schwächen. Es gibt in Frankfurt eine mächtige Parthei, bei der ihn seine Fehler empfehlen können. Und dann braucht man ja nicht gleich Senator zu werden, es gibt ja noch andere Stellen. Wenn Louis durch irgend eine Schrift sich bekannt gemacht hätte, könnte ich vielleicht etwas dazu thun, ihm in Zürich oder Bern eine Professur zu verschaffen, da ich die einflußreichsten Personen der dortigen Regierungen kenne. Vielleicht wäre in der Zukunft daran zu denken."

„Vielleicht hast Du Dich gewundert, daß ich in meinem Vorigen, und überhaupt nichts von dem Schreiben gesprochen, das Du der Madame *** für mich mitgegeben. Dies habe ich aber erst vor 14 Tagen erhalten. Du siehst, daß es mit der Liebe der Mademoiselle *** für mich nicht so gefährlich war; sie ist schon Monate hier und hat sich nicht bei mir gemeldet. Die Madame *** habe ich zufällig vor Kurzem in einer großen Abendgesellschaft bei Cremieux gesehen.

Ich grüße Dich herzlich. Dein Dich liebender Bruder

Louis."

Zu den wenigen deutschen Blättern, die Börne in Paris zu Gesicht bekam, gehörte auch das Morgenblatt. Die von W. Menzel redigirte Literaturbeilage desselben brachte seit der Fehde mit dem „jungen Deutschland" fast in jeder Nummer Beweise einer Apostasie, die man würde bemitleidet haben, wäre sie, um ihr eignes Gewissen zu betäuben, nicht in ein sinnloses Toben und Poltern verfallen, dessen Gegenstand Börne zuletzt selbst wurde. Das jungdeutsche Uebel, das Menzel ausrotten wollte, führte er auf das Juden- und Franzosenthum zurück. Man sah damals in Stuttgart einen

Mann, der sich eine einflußreiche literarische Stellung durch blinden Fanatismus zu Grunde richtete: wilde Leidenschaft führte eine Feder, die sich in einen Besen verwandelt zu haben schien: unsinnige Vorwürfe wurden, ohne Prüfung, ohne den Stempel innerer Ueberzeugung, bis zum Lächerlichen wiederholt; Richtungen, deren Ungebühr man in ihren nächsten Aeußerungen ihm wohl eingestand, wurden an Erscheinungen vergangener Jahrhunderte angeknüpft und von einer ungezügelten Phantasie zu so widersinnigen Mißgestalten ausgemalt, daß Menzel, von der Nation aufgegeben, von den Einen für schlecht, von den Andern sicher für krank erklärt wurde. In trüber Schwärmerei sich einen Peter von Amiens dünkend, der einen neuen Kreuzzug predigte, entblödete Menzel sich nicht, die Großen und Mächtigen zum Schutz anzurufen. Er malte den Regierungen die Schrecken einer literarischen Richtung aus, der er außer den Vorwurf der Unsittlichkeit, auch den des politischen Verraths machte. Mit säuerlicher Schärfe und griesgrämlicher Verdächtigung wurde von Stund an alles Französische besprochen. Der Traum, dem man sich eben hingegeben hatte, als könnte zwischen den Völkern ein Bund bestehen, der sie zu Genossen eines gemeinschaftlichen Kampfes gegen die Drangsale der Menschheit machte, wurde nicht etwa als eine Chimäre, was sie vielleicht ist, zerstört, sondern als eine Verrätherei denuncirt. Jeder weltbürgerliche Aufschwung, den sich ein Dichter in dem Gedanken an Napoleon erlaubte, wurde für eine niederträchtige, den Franzosen dargebrachte Schmeichelei erklärt. Wenn uns Menzel früher in eine Barbarei unsrer ästhetischen Begriffe zu stürzen gesucht hatte; jetzt wollte er unsre politischen Begriffe verwirren und die Fortschritte des Jahrhunderts einem ausgeblaßten,

bei ihm aus persönlicher Eitelkeit aufgefrischten altdeutschen Enthusiasmus opfern.

Börne hatte von jeher Frankreich in zwei Theile getheilt. Der eine war jenes eroberungslustige, geldsüchtige, übermüthige Frankreich, das die Freiheiten aller Völker würde mit Füßen getreten haben, wenn sich nur ein neuer Napoleon gefunden hätte. Der andre war ihm jenes Frankreich, das ihm die Bestimmung zu haben schien, die Frage unsres Jahrhunderts zu lösen. Er räumte den Deutschen alle Reichthümer der Phantasie, des Gemüths und der Denkkraft ein; aber daß wir selbst für unsre Freiheit nicht zu sorgen wissen, bewies es ihm nicht unsre Geschichte? Börne hatte von jeher den Gedanken, daß Deutschland und Frankreich die von einander gerissenen Theile eines großen Ganzen sind; er sahe in Paris Richtungen, welche den bisherigen Völkerverkehr mit einem System der Bruderliebe (wenigstens auf dem Papiere ehrlich gemeint) vertauschen wollten, er sahe so Vieles, was die Deutschen sich hätten aneignen sollen, um eine Größe zu erringen, die durch Phrasen vom Deutschthum nicht errungen wird. Wem kommt dieser hohle Enthusiasmus der Franzosenfresser zu Gute? Nur dem deutschen status quo, den Börne so gern geändert gesehen hätte. Börne hielt es für unpolitisch, Haß gegen ein Volk zu predigen, von dem wir, wenn nicht wirklich lernen, doch uns, unsern heimischen Verhältnissen gegenüber, die Miene geben sollten, etwas zu lernen. Abgesehen von der Klugheit, fand er auch in der Art, wie Menzel seine Vaterlandsliebe begründete, etwas, das sein Gefühl beleidigte. Empört über die Begriffsbarbarei, die Menzel in einem weit verbreiteten Blatte den Deutschen zuzumuthen wagte, schrieb er seinen Menzel, der Franzosenfresser.

Der Hauptgedanke dieser kleinen, in Frankreich, Deutschland und der Schweiz mit Enthusiasmus aufgenommenen Schrift ist der, die Vaterlandsliebe als eine Tugend darzustellen, die an sich schön, doch nur einem allgemeineren Antheile an der Geschichte unterzuordnen wäre. Börne weist nach, daß dem Publizisten in gegenwärtiger Zeit eine andre Aufgabe gestellt sei, als die, Völker gegen einander aufzuhetzen. Der politische Gedanke unsrer Epoche liegt nicht in der Rivalität der Staaten, sondern in ihrer organischen innern Ausbildung. Wenn eine solche Art, über öffentliche Angelegenheiten zu schreiben, wie die Menzel'sche, in Deutschland um sich griffe, so würde die Publizistik zwanzig Jahre hinter der Aufgabe, die sie jetzt zu lösen hat, zurückbleiben. Börne zeichnet dieser einen ganz andern Wirkungskreis vor, als den, einer nur zu leicht in Abspannung verfallenden Nation zu schmeicheln. Alle diese Erörterungen sind mit den witzigsten Seitenblicken auf einzelne Erscheinungen der politischen und literärischen Gegenwart untermischt. Es war eine Gabe, die den Reichthum verrieth, über welchen Börne noch kurz vor seinem Tode gebieten konnte.

Was aber noch mehr als der Gedankengang und die verdiente Geißelung des auf dem Titel genannten Schriftstellers diesem Werke die Herzen aller Leser gewann, war der wehmüthige, elegische Ton, der das Ganze durchwehte. Selbst die Satyre verrieth, daß sie hier nicht aus dem Uebermuthe der richtigeren Einsicht, sondern aus dem Schmerze über die Verblendung und den Irrthum der Menschen geboren wurde. Kamen die Leser vielleicht dem Buche entgegen, daß es so versöhnend wirkte? War es die Enttäuschung über so viele Hoffnungen, welche die Geschichte der letzten Jahre in uns

geweckt hatte und die mit der schmerzlichen Resignation dieses Buches so befreundet zusammen stimmte? Den trüben Horizont, unter welchem es geschrieben schien, sahen wir Alle; die Hoffnung auf eine Zeit, wo die Wahrheit sonnenlicht durch die Wolken brechen würde, theilten wir Alle. Diese Schrift untergrub zwiefach Menzels Stellung; sie fand keinen Widerspruch und Börne besiegelte sie durch seinen Tod.

Ehe wir uns der Katastrophe nähern, noch einige Lebensmomente!

„So lange ich Börne gekannt habe," erzählt E. Kolloff*), „bewohnte er ein kleines viereckiges Zimmer, mit einem einzigen Fenster, von wo man, des Winters, eine Aussicht in die Rue Lafitte und gegen den Montmartre, Sommers, die Aussicht auf den Place d'armes in Auteuil hatte. Ein gewöhnliches Stehpult zum Arbeiten, an dessen Seiten zwei Handleuchter mit Wachskerzen eingebohrt waren, ein fauteuil à la Voltaire von rothem Maroquin, eine nicht sowohl zahlreiche als ausgewählte Bibliothek mit deutschen, italiänischen, spanischen, englischen und französischen Werken, ein Tisch mit Journalen und Brochüren bedeckt, eine Art Schrank mit nummerirten Schubkästen für Briefe, Manuscripte u. s. w. — diese Gegenstände bildeten nebst einigen Fußteppichen das vollständige Ameublement des Wohnzimmers, worin Börne den größten Theil des Tages verweilte. In dem ganzen Kabinett waren nur noch zwei Plätze über dem Fächerschrank und über dem Arbeitspult leer; den ersteren füllte eine bronzene Büste J. J. Rousseaus, den letzteren ein weibliches Porträt, voll Milde und Anmuth in den regelmäßigen begeisterten Zügen."

*) Jahrbuch der Literatur auf 1839. S. 150.

Börne fesselte mehrere französische Gelehrte und Journalisten gleich nach der ersten Unterredung. Eines Tages machte Nisard zufällig seine Bekanntschaft. Dieser Kritiker wurde im Laufe des Gesprächs von dem Ideenreichthum, welchen Börne ihm erschloß, so sehr überrascht, daß er sinnend Abschied nahm und den folgenden Tag Börne bitten ließ, ob er ihm nicht die Hauptäußerungen seiner gestrigen Conversation aufschreiben wolle. Die Redakteurs des Reformateur mußten Börne in Auteuil besuchen, um ihn zu Beiträgen aufzufordern.

An Raspail, Herausgeber des Reformateur, schrieb Börne:

„Monsieur!

J'ai l'honneur de vous envoyer ci-joint un article pour le réformateur, en vous remerciant infiniment de votre bonté à laquelle je dois tous les jours une lecture aussi intéressante. Je prefère votre journal à tous les autres journaux de Paris, parcequ'il m'instruit en même temps qu'il me fait plaisir. Je suis sur qu'aprés deux ans le réformateur sera à la tête de la presse periodique, et que toute la France reconnaitra les grands services qu'il a rendus à la chose publique.

Ce qui regarde mon article, c'est pour la première fois que j'ai essayé d'écrire en français. Voyez Monsieur, si cela est corrigible. Si l'article ne vous convenait pas, à cause de sa longueur, de son contenu ou pour une autre cause quelconque, je vous prie de ne pas l'abrégor ni d'y faire aucun changement, mais de l'écarter tout-à-fait. Dans ce cas là, je tâcherai de réussir mieux une autre fois. Mais cela doit dépendre d'un heureux hasard. Je sais bien que tout journal a

outre ses maximes à suivre, encore certaines convenances, qu'il doit strictement observer, et j'en conçois la necessité. Mais quant à moi, il m'a toujours été impossible de me plier à des telles couvenances. Quand en composant, l'idée d'une restriction me revient dans l'esprit, la tête m'est comme barrée et je ne peux passer outre. Ce n'est que la liberté la plus absolue, qui puisse un peu suppléer à l'insuffisance de mes talens.

Agréez les assurances les plus sincères de la haute considération, avec laquelle j'ai l'honneur d'être votre devoué

Auteuil, 28. Avril 1835. L. Boerne."

Aus dem letzten Winter Börne's schreiben sich die interessanten Aeußerungen her, welche E. Beurmann in seiner Schrift „Ludwig Börne als Charakter und in der Literatur; Frankfurt 1837" mit einer dem Kenner durch die Färbung derselben verbürgten Wahrhaftigkeit verzeichnet hat. Dieser durch lebhafte, schnelle Auffassung bekannte Schriftsteller regte, da er eben aus dem lauten Gewirr deutscher Bildungsfragen nach Paris kam, Börnen zu treffenden Urtheilen über eine Menge damals besprochener Zeiterscheinungen, über Eckermann, Goethe, Strauß und Vieles Andere an. Börne bedauerte nur, durch die mangelhaften buchhändlerischen Verbindungen zwischen Frankreich und Deutschland sich auf Hörensagen da beschränken zu müssen, wo er so gern aus eigner Anschauung selbst geprüft hätte. Er bereitete damals seinen in Auteuil geschriebenen „Franzosenfresser" zum Druck vor.

Wir setzen hier noch einige Briefe und Billette aus seiner letzten Lebenszeit her: „Ich habe die Ehre Ihnen beifolgend einen kleinen Artikel im Reformateur mitzutheilen, den ich

über einen Band Novellen einer Dame, die zum Erstenmal als Schriftstellerin auftritt, gemacht habe. Sie werden daraus ersehen, daß ich nicht blos grob sein kann, sondern auch galant, wenn es nöthig ist. Das Buch ist aber wirklich vortrefflich, und ich empfehle es Ihnen. Es that mir leid, Ihnen mein Exemplar nicht mittheilen zu können, ich mußte es gleich zurückschicken. Ich werde mir heute Abend das Journal wieder ausbitten." — —

„Mein Appetit ist herrlich, ich bleibe vor jeder Boutique de comestibles, wie angewurzelt stehen; so habe ich heute eine Viertelstunde lang vor Chevets Thüre geschmaust und mir den Magen verdorben. Ihn wieder herzustellen, muß ich wenigstens drei Tage fasten, und da mir dieses an Ihrem Sybariten-Tische zu schwer fiele, wie ich neulich erfahren, kann ich Sonntag nicht zum Essen kommen, so gerne ich auch möchte. Aber nach Tische will ich mich einfinden und meine fünfzigjährige Liebenswürdigkeit mitbringen. Ich küsse Ihnen die Hand .... Auf Sonntag aber will ich mich rüsten."

Nach Hamburg richtete Börne den 18. November 1835 diese Zeilen:

„Lieber Freund! Ich bitte Sie, dem edlen Conditor, der, wie ich erfahren, bekannt gemacht, er nähme von Juden eben so gut als von Christen Bestellungen auf Torten an, meine Verehrung und Bewunderung zu bezeigen. Doch ist es nicht die einzige Ursache weswegen ich Ihnen schreibe, auch will ich kein Rauchfleisch haben, sondern eine andere Gefälligkeit. Vom nächsten Januar an werde ich hier eine französische Zeitschrift in monatlichen Heften herausgeben. Sie ist hauptsächlich bestimmt, die Franzosen mit der Deutschen Literatur und dem Deutschen Leben bekannt zu machen. Eigentliche

Politik bleibt ausgeschlossen. Aber Dummheiten anderer Art sollen darin mit dem Geiste und dem Feuer eines Meidinger besprochen werden, z. B. die Judenverfolgungen, wie sie neulich in Hamburg vorfielen, u. s. w.“

„Ich lasse die Monatsschrift auf meine eigenen Kosten drucken, mit Buchhändlern werde ich in keine Verbindung treten. Meine Freunde in verschiedenen Gegenden werden mir, wie ich hoffe, zu Sammlung von Abonnenten behülflich sein. Darf ich auf Sie auch rechnen? In diesem Falle ersuche ich Sie, in dem Kreise Ihrer Bekannten eine Subscriptionsliste, welche anliegende Notiz abschriftlich an ihrer Spitze trägt, circuliren zu lassen. Wenn sie eine gewisse Zahl beisammen haben, bitte ich Sie die Abonnementsgelder zu sammeln und mir hierher anzuweisen. Die erscheinenden Hefte werden Ihnen oder einer andern von Ihnen bestimmten Person zugeschickt, und von dieser unter die Abonnenten vertheilt. Ich wünschte von dem Erfolg Ihrer Bemühungen sobald als möglich unterrichtet zu sein, damit ich bestimmen kann, wie stark die Auflage gemacht werden muß. — Ferner bitte ich Sie, sich doch im Stillen umzuhören, ob sich nicht in Hamburg eine Person finde, die mir zum Correspondenten dienen könne, jemand, der mit Geist und Witz das dortige Leben zu schildern versteht. Im Vertrauen, halten Sie *** dazu fähig? Sie wissen, die Pariser wollen amüsirt sein. Es liegt Ihnen nichts an der Sache, sondern an der Art, wie es dargestellt wird. Es liegt ihnen z. B. wenig daran, ob die Hamburger Juden Prügel bekommen, denn sie haben mit den Prügeln zu thun, die sie selbst bekommen, es kömmt ihnen nur darauf an, wie die Sache erzählt wird. Gibt es nun solche Leute in Hamburg, die Banko Witz haben und die mir

interessante Berichte für mein Journal liefern können? Ich würde sie gut bezahlen. Es brauchte kein Schriftsteller von Profession zu sein. Ein gebildeter Mann, ein geistreiches Frauenzimmer aus den gebildeten Ständen, sind oft viel geeigneter zu solchen Arbeiten."

„Dies ist es, lieber Freund, was ich von Ihrer Gefälligkeit erwarte, übrigens bin ich zu jedem Gegendienste alle Zeit bereit. Wenn Sie z. B. einmal Lust haben, in der Alsterhalle *) Kuchen zu essen, will ich Ihnen meinen Taufschein dazu leihen."

Ferner an Lewald in Stuttgart:

„Auteuil bei Paris den 25. April 1836.

— — — Die Brodhagsche Buchhandlung hat mir Lenaus Faust geschickt. Ich ersuche Sie, derselben für mich zu danken, aber zugleich den Herren zu bemerken, sie möchten mir doch künftig keine Bücher durch die Post schicken. Ich habe 4½ Fr. Porto für den Faust zahlen müssen, wahrscheinlich beträgt der Ladenpreis des Werkes nicht mehr. Solche Zusendungen pflegt man nur durch Fuhre zu machen. Auch durch die Buchhändler — — kann ich nichts annehmen, die prellen ganz infam. Für ein kleines Packet Bücher, die mir Brodhag geschickt, ließ mich der Spitzbube *** 9 Francs Porto bezahlen. Ich möchte wissen, ob der Artikel Börne und der Patriotismus von Menzel nur mir so abgeschmackt vorkömmt, weil er gegen mich gerichtet ist, oder ob er wirklich dumm? Sagen Sie mir doch Ihre Meinung darüber. Der Teufel ist ja in die ehemaligen liberalen Schriftsteller gefahren, und zwar ein recht langweiliger. Wenn ich aufhöre mir selbst zu gefallen, und davon bin ich gar nicht weit mehr entfernt, ge-

*) Anspielung auf die Verweisung der Juden aus der Hamburger Alsterhalle.

fällt mir auch nicht ein Schriftsteller mehr. Heine, der mich früher zuweilen entzückt hat, ennüyirt mich schrecklich. Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mir gelegentlich Ihr Gemälde von München und ein Paar Hefte Europa schickten. Lenau wünscht, ich möchte seinen Faust in der Balance kritisiren, das kann ich aber nicht. Erstens werde ich wahrscheinlich die Balance nach Erscheinung des dritten Heftes wieder aufgeben. Ich bin darin in meinem Ideengang zu sehr gestört. Hundert Dinge kann man im Französischen gar nicht sagen. Dann möchte ich bei Gelegenheit des Lenauischen Faust auch vom alten Goethe'schen sprechen, gegen welchen letztern ich vieles einzuwenden habe. Es ist aber gegen mein Gefühl, in französischer Sprache etwas gegen Goethe zu sagen und die Hochachtung, welche die Franzosen vor ihm haben, zu stören. Ich will lieber den Lenau in einem deutschen Artikel besprechen.

Ich grüße Sie herzlich

Ihr ergebenster
L. Börne."

An denselben:

„Auteuil den 5. Juni 1836.

Verehrter Herr!

Zum Tod hat mich Ihr Brief erschreckt, den ich zu beantworten eile. Denkt denn Herr * * * daß ich solch ein niederträchtiger Mensch wäre, mich der Censur zu unterwerfen? Er könnte mir sein ganzes Vermögen für meine Werke geben, unter solchen Bedingungen verkaufe ich sie ihm nicht. Er soll also gar nicht mehr an die Sache denken. Ich bitte Sie zu meiner Beruhigung mir gleich zu antworten, und

mich zu versichern, daß Herr — — durchaus keinen Schritt mache, der mich beschimpfen würde."

„Den Artikel über Lenau würde ich Ihnen, um mich Ihnen gefällig zu bezeugen, mit dem größten Vergnügen mittheilen, aber ich schreibe ihn nicht. Es Ihnen im Vertrauen zu sagen, Lenau's Faust hält die Kritik nicht aus. Bei meiner gewohnten Aufrichtigkeit wäre ich gezwungen, ihn mehr zu tadeln als zu loben."

„Sie haben ja mit Ihrer Europa merkwürdiges Glück. Sie können die fünf angesehensten Pariser literarischen Journale zusammenrechnen und sie haben alle zusammen gewiß nicht so viele Abonnenten als Ihre Europa. Die Generosität der deutschen Buchhändler ist mir hinlänglich bekannt. Vor einigen Jahren bestürmte mich *** ich möchte doch mitarbeiten, bot mir 30 Thaler für den Bogen und bat mich um Gotteswillen, ich möchte es ja keinem sagen, es würde alle deutsche Schriftsteller in Aufruhr bringen. Ein anderes Mal, zu einer Zeit da ich der Politik so überdrüßig war, wie ich es jetzt wieder bin, bot ich einem Leipziger Buchhändler eine literarisch ästhetische Monatschrift an, die ich redigiren wollte. Sein Anerbieten war bis zu 1500 Exemplare Absatz 20 Thlr. für den Bogen, und weiter 25 Thlr. Ist das nicht eine merkwürdige offenherzige Prellerei? Als wenn man nicht berechnen könnte, daß dem Verfasser bei 1500 Exemplaren Absatz mehr als 20 Thaler für den Bogen gebührt. Ich begreife nicht wie sie das hier machen. Es ist bestimmt nicht ein literarisches Blatt in Paris, das so viel Abonnenten hat als Ihre Europa, das gelesenste, die Revue des deux Mondes hat noch lange keine 1000. Und doch wird von diesem Journale dem allergewöhnlichsten Schriftsteller, der seine

Arbeiten hinein bettelt, 150 Francs für den Bogen bezahlt,*) den angesehenern 300 Francs, dem vom ersten Range noch weit mehr. Ich habe nie an hiesigen Monatschriften gearbeitet, und werde es auch nie, weil die Rücksichten der Cameraderie, die man hier nehmen muß, mir eben so verhaßt sind, als die Polizei-Censur. Nur im Reformateur schrieb ich einige Male. Als ich anfing, kannten mich die Redacteurs noch gar nicht, sie hatten mich auf die Empfehlung eines Deutschen engagirt; und doch gaben sie ungefordert 240 Francs für den Bogen. Nachdem der erste Artikel von mir erschienen war, und sie sahen, daß er großes Aufsehen gemacht, sagten sie mir von freien Stücken, mir gebühre eine bessere Bezahlung, und ich solle fordern, was ich wollte. Aber ich schämte mich Eigennutz zu zeigen, weil das Blatt arm war, sämmtliche Mitarbeiter unentgeldlich aus Eifer für ihre Grundsätze schrieben, und der Redacteur selbst, der edle Raspail, der mit dem Blatt jede Nacht bis 3 Uhr beschäftigt war, nur 300 Francs monatlich nahm."

„Wie viel bekommen Sie für die Redaction der Europa? Sie brauchen es mir nicht zu sagen, ich kann es ohngefähr errathen. Wenn Sie hier ein Blatt redigiren, das Sie in so kurzer Zeit auf 2300 Exemplare gebracht, würden Sie monatlich 1000 Francs für die Redaction bekommen. Ich will mich von keinem deutschen Buchhändler mehr prellen lassen."

„Ich bitte Sie noch einmal, wenn Sie mich nur ein bischen lieb haben und achten, den *** abzuhalten, daß er einen Schritt thue, der mich mehr als je etwas schmerzen würde.

---

*) Kommt wohl besonders daher, weil 1) diese Revue fast von den meisten Ministerien, ihrer politischen Uebersichten wegen, bezahlt wurde, und 2) weil das Materielle am deutschen Buchhandel kostspieliger ist, als am französischen.

E.

Wenn Sie mich lebend vom Galgen abschnitten, könnten Sie mir keinen größern Dienst erzeigen.

Herzlich der Ihrige

Börne."

Mit der Brodhagschen Buchhandlung correspondirte er wegen einer neuen Ausgabe seiner Schriften, die nach seinem Tode auch dort erschienen ist.

„Paris, 15. Dezember 1836.

An die Brodhagsche Buchhandlung.

Es kann leicht sein, daß Sie recht haben, und daß der betreffende Punkt in meinem Vertrage mit Campe zweideutig ist. Es war aber in meinen mündlichen Unterhandlungen mit Campe (ich war damals selbst in Hamburg) bestimmt festgesetzt worden, daß nach Verlauf der 5 Jahre der Rest der Exemplare nicht verkauft werden dürfe. Indessen glaube ich, daß diese Concurrenz der neuen Auflage nicht vom geringsten Nachtheile sein werde, sobald sie verändert und wolfeiler erscheint."

„Die neue Auflage wird sich von der alten dadurch unterscheiden, daß Artikel, welche die frühere nicht enthielt, darin aufgenommen werden. Erstens solche, die damals noch nicht erschienen waren; dann solche, die ich zufällig nicht hatte als ich meine zerstreuten Aufsätze sammelte. Ich werde Ihnen zu seiner Zeit diese Artikel bezeichnen, und Sie werden dann auf dem Geschäftswege diese leicht herbeischaffen können."

„Was die Revision der alten Artikel betrifft, so verstehe ich mich zwar dazu wegzulassen, was ich in literarischer Beziehung unnütz finde. Aber Ihr Ausdruck, „was einen bedeutenden Anstoß finden könnte" zu unterdrücken, scheint anzudeuten, daß Sie darunter Mißfälliges in po-

litischer Beziehung verstehen. Gegen diese Zumuthung muß ich feierlich protestiren. Ich werde dergleichen nicht auslassen, auch nicht ein einziges Wort, und ich würde in unserem Vertrage es zur strengsten Bedingung machen, daß Sie daran nicht rühren dürfen."

„Zu den neuen (das heißt ungedruckten) Artikeln, die ich etwa hinzufüge, würde ich aber nur solche Gegenstände wählen, die jede Verdrießlichkeit entfernt hielten." —

Börne war sehr gastfreundlich, aber oft sagte er: „Und wär' ich Millionen reich, ich würde kein solcher Narr sein und große Essen geben. Aber oft ein paar Freunde zu Tisch." In Paris war bekanntlich die Zudringlichkeit manches Deutschen, der sich wegen seiner Grundsätze etwas herausnahm, oft lästig genug. Wenn sich einer von diesen selbst zu Tisch einlud, konnte er sehr verstimmt werden. „Bei Tisch ist meine liebste Zeit, wo ich nicht gern mit Jedem schwatze. Es ist mir grade, als sollt' ich mich den Leuten nackt zeigen. Seel' und Leib ist bei mir in dem Punkt einerlei." — Besorgniß vor Spionen fehlte dabei auch nicht.

„.... Ihr meint ein Spion das sei immer ein verrufener Mensch, ein armer Teufel, ein der Polizei gehöriger, Leute, die täglich für's Spioniren bezahlt werden; dem ist nicht so. Versteht sich, daß es auch solche gibt. Aber die gefährlichere und größere Zahl sind die, die man mit ihrem Ehrgeize, mit ihrer Eitelkeit ködert, Beförderung — in allen Fächern. Es dienen oft Leute und werden gebraucht, ohne daß sie es selbst recht wissen, wie sie gebraucht werden zu schlechten Zwecken." — So unbefangen und harmlos er sonst im Leben war, so vorsichtig und argwöhnisch war er hierin, und daß es irgend

jemanden gelingen könnte ihn, ihm unbewußt, zu benutzen, zu überlisten. So vermied er auch allen Umgang mit Diplomaten und war über alle Vorstellung vorsichtig, Jemanden auch seiner Seits etwa durch Briefe zu compromittiren.

Bis zu seinen letzten Augenblicken schwärmte er für alles Neue in der Industrie und Wissenschaft, für Eisenbahnen, Dampfschiffe, Homöopathie, Wasserkuren u. s. w.; „Welch ein Glück für die Menschheit," sagte er, „wenn es keine Kranke und keine schweren Arbeiten mehr gibt."

Er hatte (1836) Mignet's Rede über Sieyes gelesen und äußerte: „Mignet ist nicht eingedrungen in eine tiefere Character-Schilderung von Sieyes. Das hätte ich anders und besser machen können. Er hätte zeigen und beweisen müssen, wie ein Mann, wie Sieyes, gar keinen Character haben kann." Ein andermal bemerkte er: „Die Revolution von 89 ist mit der von 1830 geschlossen. Der dritte Stand hat alles erreicht Sie sind jetzt der Adel, die Geistlichkeit, und wie diese wollen sie alles für sich behalten. . . . Die größere, mächtigere Revolution, das Volk, der vierte Stand, das muß noch kommen." Von Guizot bemerkte er: „Er macht Frankreich unglücklich. Ich halte ihn für einen ehrlichen Mann, aber er ist ein Pedant, und hat ganz falsche Ansichten. Thiers ist mir weit lieber, obschon er schlechter, aber eben weil er beweglicher, nicht verstockt ist."

Als einmal (auch 1836) Besuch sich entfernt hatte, sagte Börne: „Ja das ist wahr, unsere lieben Landsleute sind manchmal sehr langweilig, und das ist ein Franzose nie oder selten; aber auf die Dauer gehe ich doch lieber mit Deutschen als mit Franzosen um. Ein Franzose ist wie eine Blume in einem Glas Wasser, ein Deutscher wie eine Pflanze, die in

der Erde wurzelt. Ist ein Deutscher auch langweilig, so kann doch immer während dem Sprechen etwas Unerwartetes, überraschend Neues kommen. Das liegt in der Mannigfaltigkeit des deutschen Geistes, der Anschauung, der Charactere, auch der Sprache. Aber die Franzosen sind alle über einen Leisten, alles eine Form, es spricht einer wie der andere. Viel liegt auch in ihrer Sprache. Ich weiß schon am Anfang das Ende, und das ermüdet."

Noch kurz vor seinem Tode las er die Memoiren der Marquise von Crequi und bemerkte: „Daß Ludwig XIV. nicht verrückt geworden, ein zweiter Nebukadnezar, ist mir der größte Beweis, daß er ein großer Geist war. Die Anbetung im Orient ist nichts, da werfen sich die Menschen vor ihren Herrschern nieder, wie vor einem wilden Thier. Aber bei Ludwig XIV. war es wirkliche Verehrung, Anbetung, Glauben. — Ich weiß nicht, ich mochte ihn immer leiden, er war so schlimm nicht, und immer noch der Beste, auch an Sitten, an seinem Hofe."

Einige Wochen vor seinem Hinscheiden im Zimmer auf- und abgehend, war er im Gespräche begriffen. Es war 10 Uhr Abends. Plötzlich hielt er den Kopf mit beiden Händen: „Der Kopf ist mir so voll, ich weiß nicht, wo ich mit all den Gedanken hin soll. Ich hätte noch so viel, so viel zu sagen, — über Leben, Philosophie, Kunst, Wissenschaft — so vieles! Eigentlich habe ich noch gar nichts geschrieben, dieser unselige politische Zustand läßt mich nicht zur Ruhe, zu gar nichts kommen!"

Sein wahrscheinlich letzter Brief, den er am 1. Januar 1837 schrieb, lautete:

„Meine lieben Freundinnen!

Ich bin schon vierzehn Tage krank und sophalägerig, doch eigentlich nur acht Tage; denn da ich Nachts im Bette liege und schlafe, bin ich in dieser Zeit sehr gesund. Nur das ertrage ich schwer, daß ich heute nicht zu Ihnen kommen kann, um Ihnen Glück zu wünschen, daß Sie ein Jahr älter geworden. Ich kann es nur schriftlich thun. Auch Herrn *** und *** meine besten Wünsche.

Herr *** kam gestern Abend noch vor mein Bett, weckte mich auf und erzählte mir von Lady Stanhope, Karl dem Großen und Dr. ***, was mich alles sehr amüsirte.

Die beiden Bonbonièren voll der herrlichsten Chocoladebonbons sind für Madame L. Da ich nicht weiß, ob Madame B. sie liebt, habe ich nicht gewagt, ihr welche anzubieten. Für wen die Spielzeuge bestimmt sind, werden Sie leicht errathen. Der Schmetterlingkäfig kömmt von Madame S. Ich hatte statt der Orangehändlerin früher einen schönen Marquis ausgewählt, aber Madame S. rieth mir davon ab und bemerkte, ich könne ja nicht wissen, ob Sie nicht schon andere Absichten mit Ihrer Tochter hätten. Noch einmal meine herzlichsten Grüße an Alle.

Paris, den 1. Januar 1837.

Ihr Börne."

Mit dem Beginne des Jahres 1837 verschlimmerte sich Börne's Körperzustand so sehr, daß er seinen medizinischen Experimenten, den Kaltwaschungen und dergleichen entsagen mußte. Dr. Sichel aus Frankfurt und mit ihm, ganz zuletzt, Dr. Hörle behandelten ihn, als es schon zu spät war. Die Grippe, die damals in Paris herrschte, gab den ersten Anstoß zu einem Leiden, das sich in ihm jetzt als unheilbare Brust-

krankheit tödtlich ausbildete. Börne hatte die vollkommenste Gewißheit seines nahen Todes und erwartete ihn mit einer Ruhe, die eines Philosophen würdig war. Herzen, die ihm so nahe standen, nun betrüben zu müssen und nicht mehr trösten zu können, that ihm am meisten weh. Doch behielt er die Heiterkeit seines Geistes bis zur letzten Stunde. Als ihn der Arzt fragte: Was haben Sie für einen Geschmack? scherzte er und sagte: Gar keinen, wie die deutsche Literatur. Wo bleiben denn die Jungen? hatte er noch einige Tage vor seinem Tode gefragt. Er verstand darunter seine jüngeren Freunde, die ihn sonst zu besuchen pflegten. Einige Tage vor seinem Tode sagte er: „Ich nehme keine Digitalis. Ich weiß doch, daß ich sterbe; diesmal erhole ich mich nicht wieder. Digitalis erschwert den Tod." Als der letzte Augenblick am 12. Februar immer näher kam, umstanden ihn seine nächsten Umgebungen mit thränendem Auge. Ein Lichtschirm fiel um. Zu seiner Freundin, Mad. W. St. sagte er mit einem langen liebevollen Schmerzensblicke: Sie haben mir viel Freude gemacht! Nachmittags drei Uhr sagte er: „Machen Sie die Vorhänge auf! Ich möchte gern die Sonne sehen." Man öffnete die Vorhänge, er setzte sich im Bette aufrecht. Dann wollte er Blumen riechen. Man reichte ihm einen Strauß. Musik wollte er hören. Es war nur möglich, ihn eine Genfer Spieldose hören zu lassen. Er hörte sinnend zu. Nur zwei Tage lag er im Bett. Abends um neun Uhr fühlte er sich erleichtert, aber die Aerzte erklärten dies für den Beginn der Todesstunde. Der Friedensengel nahte sich leise, hauchte noch einmal eine sanfte Erleichterung über den Ringenden und nahm ihn still in die Gefilde der Seligen hinüber. Um zehn Uhr war Börne nicht mehr.

Die Nachricht verbreitete Trauer unter allen, die seine Freunde, Bestürzung unter allen, die seine Feinde waren. Man kam und sah den Todten, wie der Heimgang in's Jenseits sein Antlitz verklärt und jeden Schmerzenszug aus ihm verwischt hatte. Man verabredete eine Leichenfeier, die des herrlichen Mannes würdig war, einfach und doch von der Liebe und Verehrung zeugend, die ihm in's Grab folgte. Ein Trauerzug von mehr als hundert Deutschen geleitete den Sarg von der Rue Lafitte über den größten Theil der Boulevards langsam nach dem Gottesacker des Père Lachaise.*) Hier angelangt, trugen die nächsten Freunde des Dahingeschiedenen den Sarg zur Ruhestätte. Feierliche Stille, ein unbeschreiblicher Ernst bezeichnete den Augenblick, wo die Erde die Hülle des Vollendeten aufnahm. Venedey und Berly, jener Flüchtling, dieser ein in Frankreich etablirter Kaufmann aus Frankfurt, Sohn des obenerwähnten Berly, sprachen aus tiefster Seele einige ergreifende deutsche Worte. Dann trat Raspail, der Gelehrte, Raspail, der unerschütterliche Republikaner, vor und sprach französisch:

„Ich glaubte nur Thränen auf dieses Grab weinen zu können, das Sie mit Blumen umkränzt haben. Aber die Freundschaft, welche über der unbelebten Hülle unseres großen Schriftstellers wacht, fordert mich auf, ihm einige Worte der Erinnerung mit in die Gruft zu geben; in diesem Augenblick einer so traurigen Feier hat die Freundschaft die Kraft eines letzten Willens: ich gehorche, meine Herren, und Sie werden meinem Beispiele folgen, indem Sie mir Ihre Nachsicht bewilligen; ich hatte mich nicht zu so großem Schmerz vorbereitet."

*) Siehe Blätter für literarische Unterhaltung 1837. No. 69.

„Meine Herren, ich habe die Hälfte unseres Philosophen, die diese Erde binnen Kurzem bedecken wird, nur wenig gekannt, und ich rechne dieses Mißgeschick zu meinen unglücklichen Ereignissen. Aber was die andere Hälfte betrifft, die uns bleibt, die tiefer als in Erz gegraben, die der Erinnerung des Herzens der Völker anvertraut ist, welche seine Feder getröstet hat, o! was diese unzerstörbare Hälfte betrifft, so habe auch ich sie genau gekannt, auch ich habe mich für würdig gehalten, sie zu lieben; und ich kann mit Ihnen sagen, ich habe nicht Alles verloren."

„Nicht, meine Herren, daß ich die Anmaßung hätte, Ihnen den Character des Genies Börne's zu enthüllen, Ihnen die magische Kunst dieses Styls zu analysiren, welche ihn zum populärsten Schriftsteller Deutschlands gemacht hat; die Macht dieses tiefen Gedankens zu schätzen, eines Gedankens, der unter dem tiefen Schleier der glücklichsten Einfachheit so viel zu jener friedlichen Umwälzung beigetragen hat, die Deutschland an seinem Busen erwärmt. Bei der ersten Zusammenkunft mit Ihnen würde ich Sie darum bitten, mich diese letzte Pflicht erfüllen zu lassen, wenn die mangelhafte Erziehung, die wir in Frankreich erhalten, es mir möglich machte, die Schönheiten einer Sprache zu empfinden, die so süß zum Ohre und zum Herzen tönt."

„Leset, leset! würde ich Ihnen zurufen, wie man an Molière's Grabe den Misanthrop und Tartüffe las, an Börne's Grabe einige jener auserwählten Stücke, die Deutschland in funfzehn Bändchen gesammelt hat, anscheinend eine umfassende Sammlung und doch zu kurz für den Leser. Wie manche nächtige Lampe des im Lesen dieser Sammlung Vertieften erlosch erst beim Beginn des Tages! Wiederholt uns eine jener Allegorieen, mit welchen Börne mit jedem Federzug

eine Wurzel des werdenden Despotismus abschnitt, wiederholt uns, zumal an diesem Orte, wo Thränen fließen, eine einzige jener tausend Saiten, in welchen Börne die Armen die Ergebung und die Reichen die Wohlthätigkeit, die Geächteten die Liebe zu einem Vaterlande lehrte, das sie zu vergessen schien; bewundernswürdige Werke, die man bei Ihnen in den Palästen, wie in der Hütte findet; denn sie zeichneten eine Zukunft, die keine andere Kategorie unter den Menschen gestatten wird, als die der guten Menschen unter einander, die sich gegenseitig hinieden unterstützen."

„Aber, meine Herren, auch ohne ihre Sprache zu verstehen, wurde mir das Glück zu Theil, Börne zu lesen und zu begreifen, und ich besitze ihn eben so gut, wie Sie. Er willigte eines Tages darein, in Frankreich die Sprache zu reden, durch welche er deutsche Herzen so tief bewegt hat, und er that Wunder; er wurde in Frankreich, wie in seinem Vaterlande verstanden, er hatte sich selbst übersetzt; und seit seinem Debut hatte er in der ersten Reihe unserer Original-Schriftsteller Platz genommen. Mißgönnen Sie mir nicht ein Gefühl, das aus Dankbarkeit sowohl, wie aus Eigenliebe fließt, es war in dem Reformateur, wo Börne sich als französischer Schriftsteller zeigte. Hätte ich geahnet, in ihrer Mitte das Wort zu nehmen, ich würde jene kostbaren Fragmente mit mir hierher gebracht haben, deren Andenken meinen Kummer verdoppelt. In seinem Style fand man Béranger und Paul-Louis-Courier vereint; aber sein Gedanke war zehn Jahre jünger; und zehn Jahre sind in der Revolution, in der jeder von uns begriffen ist, ein Jahrhundert des Fortschritts. Sie haben bemerken müssen, daß seine Feder im Französischen diesen unbeschreiblichen Zauber bewahrt hatte, der sich in

geistreicher, oft sarcastischer Weise angekündigt und mit einem tiefen Gedanken und einem hochherzigen Gefühl endet, gleich jenen ausländischen Früchten, die mit einem piquanten und fremdartigen Geschmack beginnen und sich in Wohlgeruch auflösen. Börne, Israelite von Geburt, war in seinen Schriften meiner, unsrer Religion, der Religion der guten Menschen aller Länder; er glaubte an die allgemeine Verbrüderung, an die Gleichheit, die man annimmt und die man nicht auferlegt; der Krieg der Völker unter einander schien ihm ein Verbrechen, einzig und allein zum Vortheil Einzelner begangen; die Nationalität ein ärmlicher Gedanke. Die Natur hatte in seinen Augen der Geselligkeit keine Grenzen in schwarz oder roth gezogen; auf der Oberfläche einer Erdkugel waren die Säulen des Herkules eine Chimäre; er sah den Koloß des Fortschrittes beide Ufer des Flusses, der zwischen Frankreich und Deutschland fließt, überschreiten und den Völkern beider Ufer, indem er ihnen die Hand zur Versöhnung reichte, es in's Gedächtniß rufen, daß sie einem Geschlecht angehören und daß sie denselben Pflichten unterworfen sind. Und er sagte das Alles, ohne sich in einem Lande etwas zu vergeben, wo die Gastfreundschaft Ihnen nur unter stets beunruhigenden Bedingungen gewährt ist und wo die wenige Sonne, um welche Sie uns bitten, mit einem Schleier verhüllt wird, dessen äußersten Saum zu lüften, Ihnen nicht gestattet ist, wenn Sie sich nicht einem Sturm aussetzen wollen. Es bedarf eines großen Talentes, um einen Schein von Freiheit inmitten so vieler Hindernisse zu bewahren, und große Dinge unter dem Degengeklirre so kleiner Geister in gehöriger Weise zu besprechen. Dieses Talent hat Börne in Frankreich zur höchsten Stufe der Vollendung getragen. In diesem durch-

süchtigen und ärmlichen Körper, der sich über die Erde, wie über ein Vaterland schleppte, das ihm nicht angehörte, wohnte eine Seele, die für das Gute brannte, für das Schlechte litt, für die Vertheidigung der heiligen Sache des Volkes kämpfte; dieser Körper gehörte einem in sein Schicksal ergebenen Kranken an, einem tiefdenkenden und bescheidenen Schriftsteller, einem Märtyrer, bereit zu jeglichem Leid und jeglicher Duldung, und der sich den unglücklichsten Verhältnissen weihte; das Emblem der Tugend, die sein Talent ausmachte, malte sich in diesem unter Leiden lachenden Antlitz, in diesem satyrischen Ausdruck, den ein von der ausgesuchtesten Sensibilität entlehnter Blick belebte."

„Doch Ihre Literatur wird alle diese Dinge besser zu sagen wissen, als ich, und ich werde mich nicht so weit vergessen, das Gemälde vervollständigen zu wollen. Frankreich, in dessen Namen ich leider allein sprechen muß und das meinen Worten nicht widersprechen wird, Frankreich wird Börne Gerechtigkeit widerfahren lassen, die bei uns immer spät kömmt, aber die niemals am Grabe ausbleibt. Börne ist weniger bei uns bekannt gewesen, weil man, um bei uns von sich reden zu machen, Genossen haben muß und Börne hatte nur Bewunderer. Aber der Tod versöhnt das Genie mit dem undankbaren Ruf und unsre Literatur wird, so hoff' ich, eine ihrer schönsten Kronen auf dieses Grab heften, welches die Natur mit den einfachen und natürlichen Blumen schmücken wird, mit denen sie stets am Grabe des Armen und an dem des Freundes der Armen so freigebig ist."

„Was mich betrifft, der ich hier nur den Tribut meines Schmerzes darbringe, so grüß' ich dich, o Börne, nicht in dieser Gruft, die bald drei Fuß Erde decken werden, sondern in jenen lichten

Räumen, wo unzählige Welten in unerforschter Harmonie über dieser kleinen Erde rollen, die wir unser Universum nennen; ich grüße Dich in jener großen Werkstatt der Intelligenz, wohin Deine Seele emporstieg, wie zu ihrer Quelle. Du empfängst jetzt unsere Ehrenbezeugungen, nicht als leere Formen, sondern als den Tribut der Gerechtigkeit; Du würdigst jetzt Deine Schriften mit demselben Auge, mit welchem wir sie stets gewürdigt haben, Du hast Deine Bescheidenheit mit ins Grab gegeben, indem Du selbst in die Heimath der Wahrheit übertratst. Mögest Du selig sein, o Börne! mögest Du Dich selbst erkennen! Und wenn zwischen den Todten und Ueberlebenden ein Gesetz geistiger Mittheilung von den Regionen herab, wo Du wandelst, besteht, so sende uns auf den Schwingen der Ahnung einige jener trostreichen Wahrheiten, die Du jetzt im offnen Buche liesest, für die Zukunft, die uns verborgen ist. Inmitten des Schauspiels so vieler systematischen Verderbniß, so vieler treulosen Freundschaft, das von Tage zu Tage mehr hervortritt, wird dieser Traum den Kummer mildern, der uns drückt, den Kummer, daß wir dir noch nicht gefolgt sind nach Oben!"

Börne's Leiche wurde am 15. Februar 1837 beigesetzt in drei Särgen, zwei eichenen und einem bleiernen, letzterer (soudé, verkittet) zwischen den andern, in einem vier Metres enthaltenden Raum (genannt caveau) . . .

Der Platz war als der damals beste aufzufindende provisorisch genommen — wie es auf dem Père Lachaise üblich bei Gräbern, die ein Denkmal erwarten.

David d'Angers hatte aus Verehrung für Börne sich zur Ausführung des Denkmals erboten. Am 5. November 1842 wurde die Versetzung des Sarges aus der provisorischen

Stelle nach dem Platze vorgenommen, wo jetzt Grab und Denkmal sind.

Der Bildhauer David machte anfangs den Entwurf eines Denkmals: einen Marmorsarg, an dessen oberm Ende eine Pyramide mit Börne's Bildniß stände. Ein Versuch für die Errichtung eines solchen Monuments Börne's Freunde zu Theilnehmern zu machen, scheiterte Anfangs noch an der Furcht der Meisten, sich als Freunde Börne's offen zu bekennen. Sehr nahe Freunde, in Frankfurt namentlich, trifft in dieser Rücksicht der Vorwurf einer gar matten Feigheit. Anfangs begnügte sich die Familie, in deren Schooß Börne sein Leben aushauchte, den Hügel, der seine sterblichen Reste bedeckte, mit Blumen und einem Kreuze zu bezeichnen. Der Sturm, der die Höhen des Père Lachaise oft bestreicht, soll dieses Friedenszeichen eines Tages entwurzelt haben. Die Einen werden sagen, dies wäre eine Mahnung gewesen, daß das Kreuz dem nicht gebühre, der in seinem Unmuth einmal erklärte, ihn reue das Geld, das ihm seine Taufe gekostet. Die Andern werden sagen: Es war ein unpassendes Symbol für einen Denker, dessen religiöses Glaubensbekenntniß über alle positiven Formen der Religion hinübergriff. Möchten beide Ansichten sich vereinigen, wie sie können! Wir wollen denken, daß jenes umgeworfene Kreuz keine Mahnung für Börne, sondern für uns sein sollte. Der Sturm wollte sich in Erinnerung bringen. Er wollte Blumen und Zeichen des Friedens von einem Grabe wehen, das uns nicht zur Klage, sondern zur That auffordert. Nicht mit Thränen will der Vollendete seinen Hügel benetzt sehen, sondern aus dem Sturme ruft er uns zu, wach zu bleiben. Eine eiserne Lanze sollte man in dies Grab stecken und zwei freischwebende me-

tallene Schilde daran aufhängen. Ewig vom Spiel der Winde bewegt, würde ihr Ton das redendste Denkmal eines Grabes sein, um welches kein Schweigen herrschen darf.

Ein späterer Bericht über das Denkmal lautete:

„Börne's Grabdenkmal auf dem Kirchhofe des Père Lachaise, mit dessen Entwurf der berühmte Bildhauer David beschäftigt war, ist nun vollendet und daselbst errichtet, in der Nähe der Gräber von B. Constant, Foy und Manuel: eine gebührende Gesellschaft des tapfern deutschen Freiheitskämpfers, dessen Asche hier in fremder Erde liegt. Das Monument hat die Gestalt einer abgestumpften Pyramide von ausgezeichnet schönem an der Küste der Bretagne gebrochenen polirten Granit, und ruht auf einem Unterbau von gelbem Sandstein, welcher sich auf zwei Stufen erhebt. Das Ganze, vom Erdboden bis an den Gipfel der Pyramide mißt an 10 Pariser Fuß. Am obern Ende der Pyramide befindet sich in einer runden ausgehöhlten Vertiefung Börne's Büste von David modellirt, von Richard u. Eck gegossen und in antiker Weise an Schultern und Brust glatt abgeschnitten. Der Charakter des David'schen Modells spricht sich in Bronze trefflich aus. Zwar ist es nicht der genau individualisirte, herrliche Kopf, der unserer Erinnerung vorschwebt und als Mann, genial und unschuldig, wie ein Kind, ins Leben hinein sah, aber dort spricht das mehr idealisirte als ähnliche Gesicht, in dem ein sanft gemilderter Ernst und wie eine still-poetische Wehmuth über das verkehrte Treiben der närrischen Menschen ausgedrückt ist. Sehr zweckmäßig ist die Büste in einer Vertiefung angebracht und so gegen die schädlichen Einwirkungen der Witterung mehr geschützt, als viele andere Kunstwerke, die hier unter dem außergriechischen Pariser

Himmel einen schlimmen Stand haben. Unterhalb der Büste, ungefähr in der Mitte der Pyramide ist die einfache Inschrift mit Börne's Namen und den Daten seiner Geburt und seines Todes. Den untern Theil der Pyramide schmückt ein Bronze-Relief in allegorischen Figuren, Frankreich und Deutschland vorstellend, deren Hände durch die Freiheitsgöttin zusammen gegeben werden. Gewiß ist die Idee dieses ebenfalls in der Gießerei der oben genannten H. Richard u. Eck besorgten Reliefs sehr glücklich zu nennen und vollkommen an ihrem Platze auf dem Grabdenkmal eines Schriftstellers, durch dessen Werke diese Idee als Haupt- und Grundgedanke durchgeht, nur hätte sie meines Erachtens in der Darstellung schöner und energischer ausgesprochen werden können. Die schmalen Seiten zeigen in den Zwischenräumen zwischen den Figuren und der Füllung Gestelle mit Waffen und Trophäen und am Fuß derselben liest man auf jeder Seite den Namen von vier berühmten Autoren französischer und deutscher Nation. Links: Voltaire, J. J. Rousseau, Lamennais, Beranger; rechts: Lessing, Herder, Schiller, Jean Paul. In dem Unterbau ist das Gewölbe aufgemauert, wo Börne's Sarg aus der provisorischen Grabstätte die nach hier üblichem Gebrauche für ihn ausgesucht war, nächstens beigesetzt werden soll. Das Ganze bildet eine ernste schmucklose Masse, eines so einfachen und bescheidenen Mannes, wie Börne war, nicht unwürdig. Als Monument behauptet es ehrenvoll seinen Platz neben grandiosen Denkmalen, und zeichnet sich durch ernste Simplicität sehr vortheilhaft aus vor vielen prunkvollen Mausoleen, deren Ziererei und Schnörkel in diesen großstyligen Umgebungen wenig wohlthun. Der freie Platz um das Denkmal bietet eine schöne Aussicht auf Paris und

einen großen Theil des längs eines Hügels sich hinstrecken=den malerischen Todtenfeldes, auf welchem eine reiche Saat der Auferstehung entgegen reift, und welches einem Lust=garten mit schönen Anlagen, schattigen Spaziergängen und zahlreichen Monumenten gleicht.“ —

Börne war klein und hager von Gestalt. Seine Haltung war nachlässig. Gern hielt er die Hand auf den Rücken gelehnt. Seine Gesichtsfarbe bleich, stark und dicht das dunkel=braune Haar, das Auge hellglänzend. Ein starker Bart bedeckte die eingefallenen Wangen. Das in Lithographieen und Stahlstichen verbreitete Gemälde des Malers Oppenheim wird als sehr ähnlich gerühmt. David arbeitete ein Medaillon, das dem Gemälde an Aehnlichkeit nicht gleichkommen soll.

Ein Freund des Verstorbenen schreibt mir von ihm: „Börne war von kräftigem, aber zartem Körperbau. Seine Stimme war angenehm wohlklingend, mehr hoch als tief und nicht stark. Sein Auge dunkel und feurig; sein Gesicht regel=mäßig geformt. An seinem feinen und schönen Munde erkannte ein Physiognomiker leicht die Kraft seiner Ironie. Spuren des Tabaks entstellten zuweilen die gewählte, saubre Wäsche. Aeußerlich von einer ruhigen Gemüthsart, erschien er auch selbst dann ruhig, wenn es heftig in der Brust kochte. Die Ruhe war einmal seine philosophische Art, nicht anerzogen oder erlernt. Außer sich konnte ihn nur die Nähe lang=weiliger Menschen bringen. Er war sehr mäßig, aß wenig, trank nie Wein. Auf Kleinigkeiten verbrauchte er viel Geld. Wenn er an einem Laden vorbeiging und es gefiel ihm etwas, so kaufte er es, selbst wenn es Spielereien waren, die er verschenkte. Er hatte oft die Taschen voll Naschwerk, um Frauen und Kinder damit zu füttern. Für seinen Umgang

mit Frauen und Kindern machte ihn besonders auch seine unermüdliche, nur zu oft auf die Probe gestellte Geduld fähig, die ihn nur dann verließ, wenn man ihn langweilte. — Als ich Börne kennen lernte, war er sehr hypochondrisch. Zum Theil hatte diese Hypochondrie einen körperlichen Grund. Er litt, sehr blutreich, an Congestionen nach Kopf und Brust. Zum Theil lag die Hypochondrie damals an dem Triebe, sein Talent durch irgend etwas geltend zu machen, während ihm dafür das rechte Material fehlte, bis sich später das Volksleben an ihn drängte und er sich von den Wogen der Zeitgeschichte treiben ließ; die Sorge um das Allgemeine ließ nun den eignen Körper vergessen; die Klage um das eigne Unbehagen verhallte im Schmerzruf der Allgemeinheit. Mein eignes prosaisches Verdienst dabei ist dies, daß ich ihm das Rauchen empfahl. Nun blies er seine Grillen in die Tabakswolken und wurde ein so leidenschaftlicher Raucher, daß darüber seine Hypochondrie in Dampf aufging. — Durch seine Hämorrhoidalcongestionen hatte Börne mehrmals Anfälle von Bluthusten, welche ihn öfters in Lebensgefahr brachten. Organische Veränderungen in den Lungen fanden dabei nicht statt und immer glückte es, ihn wieder herzustellen, bis in den letzten Jahren, wo diese Anfälle wegblieben, sein Leiden einen Charakter annahm, der ihm den Tod brachte.“ *)

*) Ueber Börne's Aeußeres möchte doch noch Folgendes von Interesse sein. Es ist von David's Büste die Rede: „Zum Leitstern bei dieser Arbeit hatte der Künstler das Medaillon, wozu ihm Börne im Juni 1836 gesessen, und ein von M. Oppenheim gemaltes Bildniß Börne's. Eine tiefere Individualisirung und Beseelung war daher nicht wohl zu erwarten, und wir dürfen uns schon zufrieden geben, daß wenigstens die Aehnlichkeit im Allgemeinen erreicht und herauszukennen ist. Ich möchte den Kopf mehr idealisirt als ähnlich nennen. Das vorstehende, spitz auslaufende Kinn hat nichts mit der Wirklichkeit zu schaffen; mehr der Wahrheit und Natur getreu ist der feingeschnittene Mund — ein auszeichnender Zug im Gesichte Börne's — welchen, wenn er zu heiterm Gespräch sich öffnete, das Lächeln der Milde und Duldung, des feinen Spotts und gutmüthigen Humors umschwebte.

In die voranstehende Erzählung der einfachen Begegnisse, die Börne's Leben bildeten, ist die Beurtheilung seines sittlichen und schriftstellerischen Charakters bereits verflochten. Börne sah das Loos, das ihn als Jude geboren werden ließ, als ein Glück an; denn er behauptete, er wäre dadurch vor dem „Philisterwerden" geschützt gewesen. Die unbestechliche Reinheit seines Willens, die Uneigennützigkeit seiner Handlungen, seine Wohlthätigkeit und Wahrheitsliebe werden selbst von seinen Feinden eingeräumt. Stellen wir seine sittliche Entwickelung in eine Parallele mit andern Bildungsgängen, die, gänzlich verschieden von ihm, nicht minder ehrenwerthe Charaktere erzielten, so würden wir nachstehende Betrachtungen uns nicht versagen dürfen.

Börne's Gemüthsbildung bekam durch die Unbefangenheit, mit der er sich zur Welt stellen durfte, eine eigne Färbung. Man wird in dem einfachen in diesen Blättern aufgerollten Leben eine harmlose Ruhe und oft eine Glückseligkeit finden, um die man Börne beneiden möchte. Geboren von vermögenden Eltern, bevormundet von einem Vater, der oft freilich zu seiner Qual sein „Bestes" wollte, der Sorge für die Zukunft durch Aussicht auf künftige Erbschaft überhoben, ohne den Ehrgeiz, in der Gesellschaft oder im Reich der Geister

Doch der Ausdruck poetischer Wehmuth, welchen David in seiner Büste als vorherrschenden Zug hervorgehoben, ist mir nur in seltenen, vorübergehenden Momenten an Börne's scharfgezeichneter, streng zusammengefaßter, männlicher Physiognomie aufgefallen, in welcher Festigkeit des Charakters und große Klarheit des Sinnes als die hervorstechendsten Züge heraustraten. Sein Kopf verrieth beim ersten Anblick nicht den vollen Puls der humoristischen Ader, noch den reichen Brunnen der schönen, sinnigen Laune, die wie ein lebendiger Quell unversieglich aus den Tiefen dieses wunderbaren Herzens und Geistes aufsprudelte; der Schalk steckte in ihm zu tief, als daß er sich etwa in leichten Zügen auf der Oberfläche des Gesichts hätte zeigen sollen. Vermissen wir auch alle diese feinern Bezüge in der Büste David's, so verdient doch die treffliche fleißige Arbeit lobende Anerkennung.

Blätter für liter. Unterhaltung. 1842. Nr. 238.

glänzen zu wollen, nahm er das Leben, wie es sich ihm bot, meist unbefangen und unbekümmert um Gegenwart und Zukunft. Erst wenn man ein Leben voller Mühe und Sorge dem Leben Börne's gegenüber hält, wird man aus dem Unterschied den Eindruck ermessen, den Börne's glückliches Schicksal auf seinen Charakter hinterließ. Er kannte es nicht, wie man in Armuth geboren wird, früh einen höhern Beruf in sich fühlt und schon als Knabe durch die Verzweiflung, von den Hülfsmitteln dazu verlassen zu sein, heimgesucht wird. Börne hat dieses Streben eines feurigen, über seine Geburt hinaus ringenden Geistes nicht durchaus gekannt. Fremd war ihm der Eifer des Jünglings, sich im Leben eine Stellung zu erwerben, einer Geliebten das Gefühl zu schenken, etwas Bedeutendes in ihre Arme zu schließen, fremd war ihm die verzehrende Gluth nach Auszeichnung und der Zwiespalt, in welchen hier so oft Ehrgeiz und Stolz gerathen. Er zitterte nicht vor dem leeren Nichts einer Zukunft, die uns verschlingen wird, wenn wir nicht rührig sind, emsig streben, aufwärts, vorwärts, immer ein Ziel im Auge; unverrückt, wie es kräftige Geister von Natur thun, und minder kräftige durch ihr Schicksal zu thun gezwungen sind, da sie anders zu besorgen hätten unterzugehen. Das Bild des Horaz: die dunkle Sorge, die gespenstisch den athemlosen Reiter peitscht, kannte er aus eigner Erfahrung nicht. Nicht Weib, nicht Kind hingen sich an sein eignes Dasein und schrieben seiner Handlungsweise Gesetze vor, die dem Biedermann das Herz abdrücken können, wenn sie dem Gefühl widerstreben und doch von der Nothwendigkeit geboten werden. Nicht einmal als Schriftsteller verfolgte Börne ein Ziel. Er ließ sich vom Leben, von den Ereignissen bestimmen. Er hatte Muße und

Bequemlichkeit genug, um sich aus hundert ihm angebotenen Lagen diejenige auszuwählen, die ihm am besten gefiel.

Kann aber dieser Mangel einer bedeutenden und poetischen Individualität, der Börne's Leben bezeichnet, einen Vorwurf begründen? Nimmermehr. Das rastlose Streben eines Genius fehlte ihm; er sah sich dadurch vor vielem Unglück bewahrt. Auch sieht man aus jener Vergleichung, daß ihm in seiner Verfassung manches leichter werden mußte, als es gemeiniglich Andern wird. Seine Ruhe ist nicht die Frucht eines Sieges, das Resultat einer weisheitsvollen Betrachtung und Ueberwindung seiner Leidenschaften gewesen, sondern eine angeborne Heiterkeit, die von einer meist glücklichen Lage unterstützt wurde. Seine Harmlosigkeit und Herzensgüte, die wir rühmend anerkannten, war eine mehr negative Tugend, da sie sich ihrer selbst nicht bewußt war und mehr im Unterlassen, als im Handeln offenbarte. „Manche bittre Erfahrung hatte sein Gemüth verstimmt" — schreibt der Verfasser der oben erwähnten „Erinnerungen an Börne". Börne's Freundin widersprach gegen mich dieser Aeußerung und sagte: „Nein, sie wisse davon nichts, er wäre immer heiter und ruhig gewesen." Ich gestehe, daß ich mich in diese Stimmung Börne's wohl versetzen kann; sie ist mir aber mehr eine Thatsache, als ein besonderer Ruhm. Ein wenig mehr Unruhe, Sorge, Thorheit würde man dem warmen Herzen eines edlen Menschen schon nachgesehen haben. Das Ruhmvolle für Börne liegt darin, daß er seine Indolenz kannte und an die Beurtheilung fremder Persönlichkeiten mit bescheidener Prüfung ging. Meinungen verwarf er mit Entschiedenheit; Menschen zu beurtheilen, schien ihm schon bedenklicher. Er ließ fremde Bildungsprozesse mit großer Nachsicht gelten und nahm,

wenn er Irrthümer verdammte, doch nicht selten die Art, wie sie entstanden, in Schutz. Er verwarf die Bestrebungen mancher Convertiten, die von Wien aus für die Restaurationsideen schrieben; aber von dem Bildungsgange derselben sprach er mit einer Mäßigung, die errathen läßt, wie wenig er sein eignes, vom Zufall bestimmtes, von bürgerlich erträglichem Glücke angelächeltes Dasein, ein Dasein behaglich-heitrer Ab- und Anspannung, das nur zuweilen von kleinen Kümmernissen unterbrochen war, für normal halten durfte.

Der materielle Werth der Schriften, die Börne hinterlassen hat, liegt zunächst in ihrer Beziehung zur Zeitgeschichte. Der künftige Geschichtsschreiber unsrer Epoche wird sie zwar nicht als Aktenstücke brauchen können, um aus ihnen Thatsachen festzustellen; aber den Pragmatismus der Begebenheiten wird er aus ihnen entlehnen dürfen: die Lichter und Schatten seines Gemäldes; nicht die Melodie, wohl aber die Harmonie seiner Tonsätze. Denn diese Schriften spiegelten nicht immer die ewigen Sterne der Wahrheit ab, sondern oft auch die Dunstwolken, die sich zwischen den Himmel und die Erde legen. Die Sage, das Gerücht drängte dem Verfasser die Feder in die Hand; oft hatte die Sage wahr gesprochen, oft ist aber auch nur das Urtheil und die Gesinnung, die sie hier hervorrief, wahr, sie selbst wurde berichtigt. So breitet sich in diesen Schriften die ganze gleichzeitige Epoche aus, mit ihren Hoffnungen und Wünschen, mit ihren Schmerzen und Thorheiten, so weit nur ein freies, vom bösen Willen nicht umflortes Auge trug. Zu diesem Quellen-Werth kommt die Natürlichkeit der in diesen Schriften niedergelegten Weltanschauung. Sie sind ein Unterpfand, daß man auch ohne die Weisheit der Hörsäle ein System haben kann. Sie beweisen

daß die beste Philosophie in der Schule des Lebens gelehrt wird. Börne war nicht eingeweiht in die Geheimnisse der Kathedersprache und dennoch erschrak er vor einer Frage nach dem Höchsten nicht. Fanden die Gelehrteren Gott im Grunde alles Seins, so fand er ihn in der Geschichte; wußten jene das Räthsel des Lebens in eine Formel zu bannen, so sprang es ihm aus einer That entgegen. Börne war Naturalist in dem Sinne wie es Lessing war. Lessing wollte keine Wahrheit, er war zufrieden mit dem Streben darnach. Börne's Schriften sind ein Stahlbad, in das man, entnervt durch Abstraktion und Dachstubenweisheit, niedertaucht und zu neuer Lebensfrische sich stärkt. Irgend einer seiner politischen oder ästhetischen Grundsätze mag einer höhern Spekulation weichen müssen, aber die Unmittelbarkeit, mit der hier selbst das Irrthümliche frisch aus dem Herzen hervorquoll, hat etwas wunderbar Stärkendes und wird diese Kraft so lange bewahren, als unsre Literatur diese jeweilige Lüftung ihrer Atmosphäre, diesen Anblick einer in Gottes freier Natur gewonnenen, auf dem Felde blühenden subjektiven Ueberzeugung noch immer manchmal bedürfen wird. Die geistreiche Form dieser Schriften ist endlich das Salz, das ihnen für alle Zeiten die Frische des Augenblicks sichert. Ergebnisse einer Journalisten-Laufbahn, sind diese kleinen Einzelheiten doch im feinsten ästhetischen Prozeß so crystallisirt, daß selbst die winzige Tagesfliege, die gerade in dem Schöpfungsmoment zwischen die flüssige Masse gerieth, mit der schönen Gestalt des Ganzen bleiben und noch der Nachwelt ein Anlaß der Erheiterung sein wird. Das Zufälligste wird hier in seiner an der Luft abgekühlten, sichern Form verharren. Selbst das Unbedeutende blieb in Pompeji und Herculanum in seiner zufälligen Form, da ein

Gott es überraschte; so bleibt auch im Reich der Geister jede noch so zufällige Stellung, wenn sie der Künstler überrascht.

Dafür hat Börne mit der größten Gewissenhaftigkeit an seinen Werken gearbeitet. Er warf nie etwas nachlässig aufs Papier, sondern selbst der kleinste Brief trug den Stempel einer, sich auch in seiner winzigen aber festen Handschrift kund gebenden Bedachtsamkeit. Mit den Vorarbeiten zum Niederschreiben war er länger beschäftigt, als mit dem letztern selbst. Die Gedanken boten sich ihm in bunter, neckender Fülle dar; aber er wählte nur die, welchen sich ein schönes Kleid überwerfen ließ. In züchtiger Schönheit mußte bei ihm das Wort auftreten. Einen wild wuchernden Styl, einen Gedankengang über Stock und Stein, haßte er. So trug er das, was er niederschreiben wollte, lange mit sich herum und formte tagelang an einem Satze, wenn er ihm nicht gleich die gewünschte schöne Rundung abgewinnen konnte. Es war dies nicht Koketterie, sondern die ihm angeborene Achtung vor dem Werth der Sprache. Er wußte, daß, auch um Gedanken an den Mann zu bringen, man ihnen eine reiche stylistische Mitgift geben muß. Die schönsten Ideen bleiben, wenn sie äußerlich arm sind, sitzen. Börne brauchte oft zu einer kurzen Kritik vierzehn Tage. Um einen Druckbogen zu füllen, rechnete er gewöhnlich eine Woche.

Wenn es die Aufgabe unsrer Literatur sein sollte, sich in eine encyklopädische Thätigkeit zu zersplittern und nur noch die Thatsachen der Geschichte und des Völkerlebens widerzuspiegeln, dann würde Börne für diese Richtung werden, was Goethe für die schöne Literatur aus rein formellem Gesichtspunkte ist. Aber auch selbst dann, wenn die Literatur sich wieder einer speculativeren Begründung ihrer Prinzipien un=

terordnen sollte, würde Börne seine Stellung als Vertreter des reinsten Ausdrucks unmittelbarer Verstandeswahrheit, eine Stellung von großer supplementarischer Bedeutung, behaupten. Oder, was das Wahrscheinlichste ist, wenn die deutsche Literatur sich vereinfachen und ihre gegenwärtige Anarchie von künstlerischer Formenschönheit beschworen werden sollte, selbst dann wird Börne sich erhalten; denn, ob er gleich nicht Dichter war, so wußte er doch die Stoffe der Dichtkunst weise zu sichten. Er empfiehlt diejenigen Formen und Behandlungsweisen, die dem Volke verständlich sind; er vertritt der ästhetischen Selbstgenügsamkeit den Weg und fordert, daß der Dichter sich dem Ideale, nicht das Ideal seiner Eitelkeit opfert. In allen diesen Beziehungen, mag die Zukunft nun das Schicksal unsrer Literatur entscheiden, wie es die Musen wollen, hört Börne's Zusammenhang mit ihr nicht auf. Seine Schriften stecken unserer Literatur kein Ziel auf; aber sie werden ein Weg bleiben, den sie nicht wird umgehen dürfen, um zu irgend einem zu gelangen.

Wenn wir die vergangenen Zeiten überblicken und im Reich der Geister für Börne eine Parallele suchen, so finden wir nur einen Namen, der mit ihm passende Vergleichungspunkte darböte, Jonathan Swift. Wunderbar, daß selbst in äußern Lebensverhältnissen eine Aehnlichkeit zwischen Börne und dem witzigen Dechanten von St. Patrik statt findet. Beide standen sie zu weiblichen Wesen in einem Verhältniß, das sich im Bewußtsein seiner höheren Weihe kühn dem Urtheil der Welt aussetzte, Beide verfolgten ihre entscheidendste Wirksamkeit aus einer Art von Verbannung; denn auch Swift war in Irland den politischen Händeln, denen er eine so große Aufmerksamkeit widmete, persönlich selbst ent-

rückt. Freunde, die es bestätigen können, daß Börne niemals etwas von Swift gelesen hat, waren erstaunt, in der schriftstellerischen Art dieser beiden Männer so viel zutreffende Aehnlichkeiten zu finden. Beide kämpften sie gegen politische Mißbräuche, beide knüpften ihre Geisteserzeugnisse an Erscheinungen des Tages, beide besaßen sie das Talent, für ihre Ideen höchst komische Situationen und Staffagen zu erfinden. Auch darin trifft die Aehnlichkeit zu, daß Börne und Swift, beide beschuldigt wurden, daß sie ihren Zorn über die Mißbräuche der Welt nur ihrer Hypochondrie verdankten; ein Vorwurf, der freilich bei dem Dechanten begründeter war, als bei Börne. Denn Börne starb mit lächelnder, wenn auch schmerzlicher Resignation, Swift aber in geistiger Entkräftung. Auch der Styl beider Schriftsteller ähnelt sich in der Naivität, mit der sie in ihren Darstellungen anzusetzen pflegen, um dann allmälig zu den ergreifendsten Consequenzen zu kommen. Beide erkannten, daß das Geheimniß des Witzes in dem plötzlichen Losschlagen einer harmlos angelegten Mine liegt. Freilich sind sie auch wieder in Anderem sich völlig unähnlich. Swift übertraf Börnen an combinatorischem Talent (Poesie kann man seine Allegorieen nicht nennen, am wenigsten die für Erwachsene zu kindischen und für Kinder zu ernsten Gulliver-Reisen), Börne übertraf ihn an sittlichem Ernste und Charakterfestigkeit. Swift war unendlich gelehrter als Börne, aber Börne's Darstellung hat auch darum um so weniger Ballast; man muß nicht bei ihm so viel Langeweile in Kauf nehmen, bis man an eine erquickliche, grüne Oase kommt. Swift schrieb mit einem Cynismus, für den ein heutiger Schriftsteller gesteinigt würde. Swift ist der ganze Börne, wenn man etwas hinfügt, das Börne nicht kannte, Leiden-

schaft und Ehrsucht. Die schriftstellerische Haltung Swift's ist weit unruhiger, als Börne's, der, wenn auch mit allen Hunden und Rezensenten gehetzt, doch immer eine würdevolle Ruhe behauptete. Swift's schriftstellerische Beweglichkeit geht sogar in Grimasse über, wenn er die Manieren anderer Schriftsteller nachahmt und ihre Bescheidenheit oder ihre Anmaßung, ihren Ungeschmack (Wotton) oder ihre moralisirende Heuchelei (Dryden) lächerlich zu machen sucht. Börne's Witz ist auch deßhalb treffender, als der Swift's, weil jener mehr gegen Einzelnes, dieser gegen ganze Massen gerichtet ist. Braucht doch Swift fast immer die Menschen in ihrer Gesammtheit, um in seinen reformatorischen Humor zu kommen! Er ist ein hypochondrischer Pessimist, der als Folie seiner Satyre die Schlechtigkeit des Universums nimmt. Bei Börne kommen sehr selten die Fälle vor, wo der Schriftsteller den gewissenhaften Menschen- und Zeitbeurtheiler überwältigt, wo er dem formellen Gelüst an einer witzigen Wendung eine Idee oder einen Menschen geopfert hätte; Swift verräth aber überall, daß sein Humor nicht würde bestehen können, gäb' es nicht so viel zu tadeln und schamroth zu machen. Swift's moralische Entrüstung und politische Freimüthigkeit entstand zum großen Theil auch daher, weil er wohl wußte, daß der Regirende immer auch in einer witzigeren Position ist. Swift wurde am Ende seiner Tage von allen Geistesgaben plötzlich verlassen und athmete schon lange vor seinem Tode seinen ganzen innern Menschen aus. Börne dagegen wurde, je älter, je reifer und starb nur daran, daß das irdische Gefäß zu klein für die überschäumende Fülle seines Geistes wurde.

Ende.

Rosa Maria und J. D. Assing.

I.

Rosa Maria.

Im Jahre 1841 starb zu Hamburg Rosa Maria Assing, geborne Varnhagen von Ense. Als die Freunde der Verstorbenen erfahren mußten, sie würde sich von der Krankheit, die sie auf's Lager warf, nicht wieder erholen, hatten sie nur noch den einzigen Wunsch, daß die neuerwachende Frühlingserde die Hülle einer Seele aufnehmen möchte, die, wie selten ein Wesen, in den grünen und bunten Reizen der Natur heimisch war. Rosa Maria starb aber im Winter. In einer wilden Sturmesnacht, wo der Donner des Geschützes die Gefahren der anschwellenden Elbfluthen verkündete, hauchte sie ihre schöne Seele aus; sie, aus deren innerstem Gemüth ihr theurer Uhland gesungen hatte:

O legt mich nicht in's dunkle Grab!
In Gras und Blumen läg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und drüberhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn!

Es werden Eingeweihtere auftreten, die uns Rosa Maria's an innern Erfahrungen sehr reiches Leben erzählen wer-

den. Früher oder später gewiß ihr Bruder, Varnhagen von Ense in Berlin. Es war dies Leben in die schönsten Erinnerungen unsrer geistigen Entwickelung verflochten; ihre Myrte grünte bescheiden neben manchem Lorbeer; Uhland, Chamisso, Schwab, Kerner waren ihre Freunde gewesen, mit vielen Jüngern war sie und ihre Familie in lebhaftester Verbindung, ja sie hat selbst manches zarte, sinnige Lied gesungen. Ich will hier nur die Eindrücke sammeln, die ihre letzten Lebensjahre in mir zurückließen, wo nur die schmerzliche Krankheit dazwischentrat, um eine sonst wenig unterbrochene Beziehung zu stören.

Rosa Maria war durch die Schule derselben Erziehung gegangen, welche ihr Bruder in seinen Denkwürdigkeiten als eine strenge und unstäte bezeichnet hat. In Düsseldorf geboren, fand sie eine eigne Genugthuung darin, dem Rheine anzugehören. Sie sagte oft: Wir bei uns, am Rhein. Straßburg, wo sie einen Theil ihrer Kindheit verlebte, Mannheim, wo eine Hofdame ihre Verwandte war, tauchten oft in ihren Erinnerungen mit sonnigem Glanze auf. Später kam sie an die Elbe, wo sich ihr Vater zu ärztlicher Praxis niederließ. Sie hatte das schöne Talent, sich aus Allem, was das Leben bietet, das „Erfreulichste" auszulesen; sie wurde auf dem neuen Boden so heimisch, daß ich oft über ihre Bekanntschaft mit den verstecktesten ländlichen Reizen, die Hamburgs Umgegend bietet, erstaunte. Durch ihren Bruder, der mit dem Beginn des Jahrhunderts rastlos nach einer festen Einwurzelung im Leben strebte, kam sie mit den genanntesten Namen der frühern Literaturepoche in Berührung. Wie leuchtete ihr Auge, wenn sie von ihren ersten Bekanntschaften mit Chamisso, mit Kerner sprach! Die wunderliche Originalität des Letztern, des

Erstern naives Doppelleben als Deutscher und Franzose war ihr noch in den spätesten Jahren eine grüne Fernsicht des Gedächtnisses, die sie um so heiterer stimmte, als sie aus der unmittelbaren Gegenwart Fortsetzungen daran reihen konnte, Briefe von Chamisso, Grüße von Kerner, oder gar ein Besuch bei ihnen! Chamisso's Tod erschütterte sie. Ja man kann wohl sagen, daß sie darüber bis auf den eigenen Lebensnerven erschrack; denn von Stund' an wurde sie nachdenklicher und verlor sich oft in eine Resignation, von der wir vor zwei Jahren nicht ahnten, daß sie der Vorbote ihres nahen Todes werden sollte.

Rosa Maria war früher Erzieherin gewesen. Von diesem Berufe, zu dem sie die Reinheit ihres Gemüths besonders fähig machte, hatte sie für ihr Wesen manche Grundtöne behalten, die ihrer Art, sich zu geben und Andere zu nehmen, eine eigne Sicherheit und Selbstständigkeit anhauchten. Sie wußte um die Weiblichkeit ihrer ganzen Erscheinung sehr sichere Gränzen zu ziehen und milderte die Flamme ihres Gemüths durch einen seltenen Takt für die verschiedenen Beziehungen des Lebens. Ueberhaupt war sie dem Wesen ihres Bruders verwandt; so jedoch, daß die Eigenschaften, die vielleicht an einem Manne auffallen könnten, grade an ihr als vollendetste Weiblichkeit hervortraten. Gern glich sie aus; sie milderte Allzuschroffes, sie wußte alles Ueberschreitende sogleich auf ein schönes Maaß zurückzuführen. Versöhnend, vermittelnd waltete sie zwischen entgegengesetzten Persönlichkeiten; peinliche Stimmungen wußte sie auf eine gewandte Art in Behaglichkeit aufzulösen. Verstand und Gemüth waren bei ihr in einer so schönen Harmonie, daß niemals der eine Theil den andern fortriß. Nur in ihren Erinner-

ungen war sie unbedingte Schwärmerin. Die Vergangenheit gehörte ihrem Herzen an; für das Gegenwärtige und Zukünftige hatte sie dagegen die feinsten Fühlfäden einer bei Frauen seltenen Weltbildung, eines Verstandes, der jedoch nie angreifend, sondern nur abwehrend verfuhr. Ihre Ironie war immer gutmüthig, und wenn sie einmal schärfer hervortrat, so hatte es der, den sie treffen wollte, sicher auch verdient.

Besonders nach zwei Seiten hin war Rosa Maria in ihrer Erscheinung außerordentlich. Sie hatte einmal einen eigenen Cultus der Erinnerung und sodann ein beinahe künstlerisches Prinzip der schönen Geselligkeit. Nie ist mir ein Wesen vorgekommen, das so, wie Rosa Maria, ein stets festlich geschmücktes Gedächtniß hatte. Ihre Erinnerung war stets mit Kränzen behangen: Alles stand darin im schönsten Sonnenlichte; sie knüpfte an die kleinsten Reliquien lange Seeligkeiten von Eindrücken, die mit unverwelklicher Frische in ihrem Innern blühten. Man mußte sie hören, wenn sie von den Tagen der romantischen Literaturepoche sprach! Es war wie ein Klingen aus jener Mährchenwelt, wie ein Dämmern jener mondbeglänzten Zaubernacht, die von damals noch immer ihren Sinn gefangen hielt. Ihr Auge blitzte, wenn sie von den Tagen sprach, wo sie mit Uhland, der sich damals Volker nannte, mit Schwab und allen den Spätlingen der romantischen Schule den deutschen Dichterwald herausgab. Die damaligen ästhetischen Anschauungen blieben in ihr die vorherrschenden und wo hat sie sie schöner verherrlicht, als in den wahrhaften Kunstgebilden, die sie mit der Scheere in ihrer zarten Hand aus Papier schnitt? Es ist vielleicht nur Wenigen bekannt, daß Rosa

Maria in der Kunst des Ausschneidens ihres Gleichen suchte. Ihre schönsten Gedichte sind vielleicht ihre ausgeschnittenen Arbeiten, die auf der Hamburger Kunstausstellung Bewunderung erregten. Ohne die Kunst des Zeichnens zu verstehen, führte ein höherer Genius ihre Hand, wenn sie schwarzes Papier sich zurechtlegte und daraus Blumenstücke, Scenen aus den Tropenländern, Phantasieen aus dem Reiche Titaniens schnitt. Die sinnigsten Combinationen bewahrt ihr Portefeuille auf. In allen diesen ist die romantische Anschauung vorherrschend. Titania schlummernd, Oberon, Puck, das ganze Gewimmel der Elfengeister, Libellen und Phalänen — in diesem Bereiche hatte sie die kühnste Phantasie. Wie hat uns diese poetische Art, mit der sie auf Spaziergängen Busch und Baum, Quelle und Bach mit Nymphen und Nixen zu bevölkern wußte, oft so erheitert! Die Alsternixe war für uns durch den Humor Rosa Maria's fast etwas Wirkliches geworden, so artig wußte sie die Nymphe mit dem nassen grünen Haar zu beschreiben, wenn wir über den schwanken Brückensteg schritten, der früher Eppendorf von Winterhude trennte.

Das Romantische war der Grundton in Rosa Maria's Anschauungen. Aber sie war darin weniger nebelhaft, als solche, die vom Ton der Nachtigall singen, ohne zu wissen, daß die Nachtigall nach Johannis verstummt, oder von Astern, ohne zu wissen, daß diese nur im Herbste blühen. Unsre Dahingeschiedne war nicht blos Freundin, sondern auch Kennerin der Blumen. Ihre zarten Scheerengebilde sind nicht nach botanischen Werken, sondern nach der Natur geschnitten. Auf unsern Wanderungen war sie bald voran, bald hinter den Uebrigen, emsig den Blick auf den grünen Teppich der Natur gerichtet und trotz der nicht weittragenden Kraft ihrer Augen

schnell jede seltene Pflanzenerscheinung entdeckend. Da hatte sich ein Moos, das sie nur auf trocknem Boden sonst gesehen, in einen feuchten verirrt; da hatte eine Blüthe mehr Staubfäden, als die Botanik gestattete; da wurde der lateinische Name für eine Pflanze gesucht, deren Species ihr nur im Augenblick nicht gleich nach dem technischen Ausdrucke erinnerlich war. In dem botanischen Garten am Dammthor war sie recht in ihrem Element. Die tropischen Pflanzen der Treibhäuser versetzten ihre Phantasie nach Indien und Brasilien; sie wußte sich diese Cactus und Aloen schnell mit buntgefiederten Vögeln zu bevölkern und malte sich das Leben der indianischen Welt mit den glühendsten Farben aus. Dann entging ihr draußen unter den aufgeschichteten Blumentöpfen nicht der kleinste, der eine Pflanze barg, an welche sich für sie etwas Interessanteres knüpfte, ein Phänomen oder eine schöne Gestalt oder ein eigenthümlicher Duft. Sie war in Allem eine sinnige Beobachterin der Natur. Sie sog alle Lebensäußerungen derselben, wie ihr verwandt, ein. Wenn wir in Flottbeck unter einem Apfelbaume saßen und an ländlicher Kost unsre ländliche Freude hatten, wenn vorübersummende Bienen sie in eine ihr angeborne Aengstlichkeit jagten, wenn wir hinunterstiegen in den Park und über den kleinen Wasserfall schritten, oder in der alten Mooshütte des Eremiten ausruhten, oder wenn wir auf der Höhe Blankenese's standen und bei stürmischem Wetter die Wolken über der Elbe sich in phantastischen Gestalten lagerten und drübenher die Sonne mit eigenthümlichen Blitzen über den Wasserspiegel fuhr: sie hatte für alle diese Phänomene einen poetischen Blick; sie gruppirte sich das Zerstreuteste zu schönen Bildern zusammen und wußte mit schneller Combination bald das Eigenthüm-

liche solcher magischen Situationen zu zergliedern. Jedes Schiff verfolgte sie mit leuchtendem Auge und ihre Phantasie dichtete dem Ostindienfahrer bald einen Gruß entgegen, bald fand sie ein schönes Behagen darin, sich die Geschichte eines solchen Fahrzeuges und Derer, die mit ihm gingen und kamen, in romantischen Farben auszumalen.

Kehrten wir, von den Abwechselungen solcher Lustfahrten geistig erheitert und körperlich ermüdet, an den häuslichen Heerd zurück, dann entfaltete sich Rosa Maria in ihrer andern Sphäre, in ihrer Leidenschaft für das Gesellige. Hatte sie vorher mehr den romantischen Erinnerungen nachgejagt und in der Welt Uhland's, Arnim's, Brentano's, Tieck's gelebt, jetzt kam ihre Verwandtschaft mit den Lebensanschauungen Goethe's. Was wurde da nicht Alles zur erheiterndsten Anregung durchgesprochen! Nun entwickelte sie sich in ihren Stimmungen über die Fragen der Zeitgeschichte, der Literatur, in ihren reichen Ideen über so vieles Soziale, was in neuerer Zeit die Tagesordnung der gebildeten Unterhaltung geworden. Doch sie nahm auch diese Erörterungen nicht von der rein doktrinären Seite, sondern, gestehen wir's nur, sie fand in jenen Ahnungen von einer Reform der Gesellschaft, wie sie in den Werken der von ihr innigst verehrten Düdevant liegen, eine Rückkehr zu den freien Sitten des Zeitalters der Troubadours. Oder wie anders ist die Anhänglichkeit eines Gemüths, das sich die tiefste Sittlichkeit bewahrt hatte, an Lehren erklärlich, die zwar nicht aus der Unsittlichkeit zu entstehen brauchten, wohl aber auf ein keckeres und entschlosseneres Lebensbewußtsein und auf entflammtere Gemüthserregungen gebaut sind, als sie Rosa Maria je angesprochen oder empfunden hat? Es war in ihrem Gemüth etwas ritterlich

Freies: alles Entschlossene, ob sie es gleich nur aus der Ferne beobachtete, riß sie am Mann oder Weibe fort und für keinen der Sätze über Ehe und Stellung der Frauen, die sich in Rahels Briefen fanden, hat diese eine begeistertere Anhängerin gehabt, als ihre Schwägerin. Sie wollte die Frauen selbstständiger, als ihre jetzige Stellung ihnen gestattet, wenn auch nur so selbstständig, wie zur Zeit der Minnehöfe in der Provence, wo die Liebe höher stand, als das Gesetz. Wenn in diesem Gedankengange, den sie liebte, nicht Alles Schwärmerei war, so war es der großherzige Zweck, die Frauen den Männern näher zu bringen, sie zum Niveau der männlichen Bildung zu erheben und ihnen dieselbe freie Beherrschung des Daseins möglich zu machen, welche den Männern nichts untersagt, als was ihnen ihr Gewissen verbietet. Sie die so oft in den Fall kam, hören zu müssen, daß die geistige Arbeit, die sie liebte, eher den Männern, als Frauen zieme, verlangte nichts, als eine Emanzipation der Frauen vom Vorurtheil. Sie wollte die Bildungsstoffe freigegeben wissen und dem Reich des Geistes gegenüber den Unterschied der Geschlechter aufgehoben.

Ihr ferneres Goethesches Theil war das rastlose Streben nach Vervollkommnung. Wenn sie Neid kannte, so war es Neid um die Menge von Veranlassungen, die der Mann hat, sich auszubilden. Wie lauschte sie, wenn das Gespräch sich in Richtungen verlor, wo sie ahnen konnte, wie glücklich die Männer sind, sich in diesen meist wissenschaftlichen Bereichen schnell orientiren zu können. Da sie an solchem neuen Material für ihr Gedächtniß und ihre Denkkraft sich das Meiste mußte entgehen lassen, so verlegte sie sich auf ein anderes Studium, welches sie mit ihrem Bruder gemein hat,

auf das Studium der menschlichen Individualität. Jede neue Bekanntschaft nahm sie als eine psychologische Aufgabe. Sie forschte im Blick des Auges, im Ton des Organs, in den Aeußerungen des Gesprächs: sie verglich den neuen Bekannten mit älteren, sie fand Aehnlichkeiten und Unterschiede und wußte sich mit einer eignen zarten Behutsamkeit schnell in Jedes „eigenthümliche Weise," wie sie's nannte, hineinzudenken. Alles ächt Menschliche, alles Individuelle, war ihr Offenbarung des Göttlichen. Sie sah in dem Menschen ein so großartiges Kunstwerk, daß man wohl sagen darf, sie bedurfte des Jenseits nicht, um eine Lücke in ihren Wünschen ausgefüllt zu sehen. Menschen, bei denen sie nirgends einen Stempel höherer Abkunft entdecken konnte, wurden ihr bald unheimlich; sie hatte den Takt, aus dem Zufälligsten und leichtest Hingeworfenen schnell auf das Innere der Seele zu schließen, und zog sich zart wie eine Sensitive zurück, wo sie Gemeines, Irdisches, roh Leidenschaftliches witterte. An denen aber, die ihr theuer waren, interessirte sie das Geringfügigste. Aus Handschriften las sie gern Charaktere und Stimmungen heraus. Briefe zu sammeln und aufzubewahren, hatte für sie den Reiz, als sollte sie Jedem ihrer Freunde Biograph sein. Sie selbst verrieth durch ihre zierliche Handschrift, die saubre Handhabung des Papiers, das geschickte Falzen ihrer kleinsten Billette ihr eigenstes Wesen. Alles, was von ihr ausging, entsprach der keuschen Zartheit ihres Gemüths. Und wie genoß sie Alles, was ihr Menschen und Zustände boten, mit weiser Mäßigung! Wie wußte sie sich jeden Genuß einzutheilen, einer Mutter gleich, die einen Leckerbissen den Kindern nicht auf einmal gibt, sondern sie öfter glücklich macht, indem sie davon immer noch zurücklegt. Sie zergliederte ihre

Freuden, nicht um sie zu tödten, sondern ihren Genuß zu vervielfachen: sie zersplitterte das Ganze, um an jedem kleinsten Theile sich immer noch an das Ganze erinnert zu sehen. In jedem Momente spiegelte sich ihr etwas Ewiges. Sie machte in langen Jahreszwischenräumen Reisen nach Berlin oder Paris oder ihrem geliebten Schwaben. Ihre Erzählungen darüber waren ein Calvarienberg der Freude, denn auf jedem vierten Schritte hielt sie inne und erklomm eine Jubelstation nach der andern. Das kleinste Idyll, das ihr und den Ihrigen auf der Landstraße begegnete, malten sie sich zu einem Epos aus, von dem sie nie ermüdeten, zu singen und zu sagen.

Es war Rosa Maria's Art, neben einem bedeutenden Werke der ältern Literatur immer auch eine neuere Erscheinung zu lesen. So zaubervoll ihr die Erinnerung an die Literaturepoche war, wo sie selbst mit den damals noch jugendlichen Faktoren derselben in freundlicher Beziehung stand, so lebendig war doch der Antheil, den sie an allen neuern, ja den neuesten Entwickelungen unsrer und fremder Literaturen nahm. Der französischen Sprache in einem seltenen Grade mächtig (auch das Altfranzösische war ihr geläufig) las sie die bedeutendsten Erscheinungen der neu-romantischen Schule und wußte zwischen dem, was sie dieser versagen und dem, was sie ihr einräumen mußte, ein meist immer richtiges Maaß halten. Von der neuern deutschen Literatur entging ihr wenig Bedeutendes. Der jährliche Musenalmanach war ihr eine der liebsten Erscheinungen; oft hatte sie selbst ein schönes Lied beigesteuert. Heine war ihr persönlich befreundet und sie blieb bis zuletzt eine beredte Vertheidigerin seiner Poesieen, die in ihrem Kreise nicht selten mit schwer zu wi-

derlegenden Gründen angefochten wurden. Unter jüngern Autoren war ihr mancher persönlich bekannt geworden; sie übertrug die Erinnerung an ihn auf die Stimmung, in der sie seine Schriften las. Wird man ihr verdenken, daß sie da oft die Freude über etwas im Einzelnen Gelungenes auf das Ganze übertrug und um die Schwächen einer Schöpfung den Mantel der Liebe warf? Die Zerwürfnisse zwischen den jüngern Autoren bekümmerten sie. Sie hätte so gern die Zeiten erneuert gesehen, wo in ihrer Jugend ein Freund dem andern in der Literatur noch Wort hielt, keine verletzte Eitelkeit gegebene Versprechen opferte, keine Einmischung unberufener Kräfte die auseinandertrieb, die ihr gemeinschaftliches Ziel nie aus den Augen hätten verlieren sollen. Es kostete sie eine schmerzliche Ueberwindung, wenn sie einräumen mußte, daß sich freilich mit den Zeiten auch die Bedingungen für unsre Literatur sehr verändert haben und daß Wahrheiten, die nur im Frieden gedeihen, auch einmal abgelöst werden mußten von Wahrheiten, die sich nur im Kampfe bewähren.

Seitdem in unserm Zeitalter die Männer in ihren Mackintoshs immer yankeeartiger und poesieloser werden, hat sich das Geniale, eine Menge Erscheinungen bestätigt dies, oft in Frauen lebendiger offenbart, als in jenen. Um wie viel mehr ist der Tod eines Wesens zu beklagen, das grade in Hamburg, einer Stadt, wo die geistigen Interessen mehr ein Nach-Dessert nach der derben Kost des täglichen materiellen Verkehrs sind, eine Tradition vergangener geistigerer Zustände aufrecht erhielt und einen bescheidenen, aber gewählten Kreis höhergestimmter Neigungen um sich zu versammeln wußte. Rosa Maria mag, da sie auf Aeußerliches wenig hielt, Vielen in jener Stadt sonderbar erschienen sein, und doch sind jährlich

berühmte Namen nach Hamburg gekommen, die nicht die Palläste derer, wo man von Gold und Silber ißt, aufsuchten, sondern das kleine Haus, wo Rosa Maria waltete! Und Manchen kenn' ich, der eine Einladung zu einem Diner bei den reichsten Börsen-Karyatiden ausschlug und es vorzog, zu Fuß mit Rosa Maria und ihren Angehörigen nach Wandsbeck zu pilgern und bei ländlicher Kost sich an der Würze der anregenden Empfänglichkeit ihres Geistes — so drückt man ihr Wesen wohl am passendsten aus — zu erheitern.

So weile denn Dein Schatten unter uns, Du theure Geschiedene! Dein Andenken halte uns zusammen und webe fort und fort an der Kette, die wir in einer Zeit, wo es immer schwerer wird, die höhere Signatur der Menschen zu erkennen, unsern Händen nicht wollen entgleiten lassen! Sollen wir die Erinnerung an Dich auf Deinem Grabe mit Blumen, die Du so liebtest, feiern, oder Dich überall finden, wohin die nun entfesselte Seele im weiten Aetherreich auf Schmetterlingsflügeln sich schwingen darf? Nein, Dein Glaube an das Jenseits war nicht gebunden an Ort und Raum. Du bist ein seliges Atom geworden in dem Weben der Natur — und wenn wir auf grüner Flur bei abendlicher Heimkehr Johanniswürmchen leuchten sehen, wenn die Welle mit sanfter Klage an das Ufer schlägt, wenn im Winter die Flamme im Kamine singt, das Gespräch stockt und ein Engel durch's Zimmer geht, oder wenn wir wieder unter grünen Bäumen ruhen und hören es ob unsern Häupten leise in den Wipfeln rauschen, dann wollen wir, die wir ihre Freunde waren, uns die Hände drücken und andächtig flüstern: Rosa Maria ist unter uns!

II.

J. D. Assing.

(An den Herausgeber der Europa.)

In Ihren früher zerstreuten, jetzt gesammelten Schriften, lieber Freund, haben Sie so oft verstanden, aus Ihrem Leben den Königsberger Kern herauszuschälen, daß ich neuerdings, diese Partie Ihrer Jugenderinnerungen wieder durchblätternd, nicht umhin konnte, recht lebhaft an mich heran eine Gestalt treten zu lassen, die nun dem Schattenreiche angehört, und die in jener Gallerie gesinnungsfester und eigenthümlicher Königsbergischer Stadtkinder einen Ehrenplatz verdient. J. D. Assing, Arzt in Hamburg, Gatte Rosa Marias, der Schwester Varnhagens von Ense, ist ihr bald gefolgt. Der Egoismus unserer Zeit, den, wie Sie werden gelesen haben, so eben Jemand in Leipzig zum Mittelpunkt eines neuen gesellschaftlichen Systems gemacht hat, dieser Egoismus hat auch verhindert, daß bisher über diesen eigenthümlichen Mann einige öffentliche Worte zum Vorschein kamen. Um die Schuld Anderer abzutragen, sprech' ich um so lieber von ihm, als Sie hier die Bekanntschaft eines Königsberger Landsmannes ma-

chen, dessen Eigenthümlichkeit alle die lebenswarmen Schilderungen bestätigt, die Sie uns vom Königsberger Wesen entworfen haben.

Des seligen Immanuel Kant kategorischer Imperativ scheint mir so recht aus Herzensgrunde das Princip der Königsberger Bildung zu sein. Ist es nicht so? Ich habe meine Freude immer, wenn mir Menschen aus jenem hohen deutschen Norden begegnen. Ich finde immer eine so schöne Mischung von Gemüth und Verstand, kein hohles Räsonnement, sondern erfahrungstreue Gedanken, die in sichrer und bei Allen fast einstimmiger Form vorgetragen werden. Nirgends in Deutschland ist aus unsrer Literatur, fast möcht' ich sagen, aus unserm Bücherleben so viel in die praktische Wirklichkeit übergegangen, als bei der Bildung des Königsbergers. Die Ferne vom Heerde der deutschen Gedankenerzeugung, der organischen und der blos künstlichen, diese Ferne hat den Königsberger zu allen Zeiten gezwungen, die Thatsachen eines schon in slavische Berührungen kommenden Lebens mit den fremdher genommenen Abstraktionen dringender zu vermischen. Gläubiger ist nirgends in Deutschland das Alles, was der Stolz unsrer Bildung ist, verehrt, als dort am Pregel. Rührend war mir oft, Königsbergern zu begegnen, die inniger, wärmer, treuer am Ueberlieferten, am Klassischen hängen, als wir Andern, die wir hier oben in dem „sausenden Webstuhl" der Gedankenschöpfung mitten inne sitzen. Daher auch, aus dem Grunde dieser ehrlichen und redlichen Glaubensfähigkeit, dieser frommen und anhänglichen Unterordnung unter das einmal als wahr Erkannte, jener zähe Widerstand gegen Alles, was der einmal gefaßten Ueberzeugung entgegensteht. Die Liebe und Treue im Königsberger, die hohe Verehrung der

verbürgten Wahrheit, die man vertheidigt ohne Menschenfurcht, das Alles ist nur möglich durch den kategorischen Imperativ, ob den nun Kant seinen Landsleuten eingeimpft hat, oder ob er ihn als Königsberger seiner eigenen Vaterstadt verdankt.

Assing war der Sohn israelitischer Eltern, die Vermögen genug besaßen, den ohnehin nur klein und schwächlich Gebauten Medizin studiren zu lassen. Er besuchte die Universitäten Halle und Tübingen und wandte sich zuletzt, zur größern Ausbildung seiner Kunst am Krankenbette, nach Wien. Beim Ausbruch des Befreiungskrieges folgte er von Berlin aus erst dem russischen, dann dem preußischen Heere als Militärarzt, siedelte sich nach dem Frieden dauernd in Hamburg an, wo er Varnhagens Schwester ehelichte und ist als geachteter Arzt kurz vor dem Hamburger Brande gestorben.

Die zerstreuten Gedichte Assings werden vielleicht in Kurzem von seinen beiden geistreichen Töchtern, Ottilie und Ludmilla, herausgegeben werden. Als noch mit jedem Herbst ein goldgeschnittener Musenalmanach erschien, fehlten Assings anspruchslose Poesieen selten; auch im Morgenblatt wird man ihm in Gedichten, die sich zunächst an die Art seines Freundes Justinus Kerner anschlossen, oft begegnet sein. Assing besaß keine vulkanische Dichternatur, die in gewaltigen Feuerströmen etwa sich entladen hätte. Seine Inspiration glich dem sinnigen Lustwandeln seiner Gattin, die im Felde immer den Blick zur Erde heftete und da und dort an einer Hecke, an einem Baume oder mitten auf dem grünen Rasen stille stand, um die Freunde auf eine Blume, eine Blüte oder Frucht aufmerksam zu machen. Lektüre und Erfahrung lieferten ihm die Stoffe, die er freilich nur dann bearbeitete, wenn sie ihm

in der Seele wiederklangen und eine rein lyrische Stimmung geweckt hatten. Hamburgs Hafen rückte ihm See- und Matrosenleben nahe. Was er besang, mußte ihm zur gemüthlichen Thatsache geworden sein, und mit dem Abschluß des Gedichtes hörte auch der Drang des Gefühls nach Außen auf Rosa Maria und seine Kinder mußten ihn dann oft zwingen, seine Gedichte drucken zu lassen.

Wie es aber oft in geistigen Entwickelungen geschieht, daß die nach Außen sichtbare That hinter der ursprünglichen individuellen Geisteskraft zurückbleibt, so war auch Assings menschlicher Werth größer als die flüchtigen Erzeugnisse seiner Muse, und diese dichterische Persönlichkeit, diese oft an das Wunderliche streifende Eigenthümlichkeit des Mannes ist es, die mich zu diesem Porträt bestimmt.

Einen Theil der Eindrücke, die ich bei meinem Aufenthalte in Hamburg in dem kleinen Hause der Poolstraße, das diese Familie bewohnte, empfing, hab' ich schon im vorigen Aufsatze gesammelt. Der Gatte der dort geschilderten seltnen Frau war eine kleine Figur von einem auffallenden Gesichtsausdrucke. Der obere Theil des von Falten durchfurchten Antlitzes hatte etwas Adlerartiges, das eine Auge war in Folge einer Verletzung beim Experimentiren fast ohne Augenlied, das gab dem Blick etwas Scheues, etwas Vogelartiges. Das Haupt war stets von allmälig grauwerdenden langen Haaren umwallt. Wenn aus Rosa Marias wohlwollendem Antlitz immer Sonnenschein leuchtete, so glaubte man bei ihrem Gatten immer in die Nacht zu sehen. Viele fürchteten diese düsteren Mienen und nahmen sie für menschenfeindlich, und doch, hätte man länger den Blick auf ihnen verweilen lassen, würde man gefunden haben, daß ein schmerzlicher

Hauch auf ihnen lag, ein leidendes Etwas auf den Mundwinkeln, ja fast ein bittender Ausdruck. Assing isolirte sich selbst, er machte nicht Gebrauch von seinem häuslichen Vorrechte, sondern ließ die Seinigen walten, während er im engen Studirstübchen saß. Jede neue Bekanntschaft, die seine Familie machte, prüfte er mit fast mißtrauischer Kühle, und es währte oft lange, bis er mit einem von den Uebrigen längst wohl aufgenommenen und täglich gern gesehenen Gaste des Hauses sich selbst befreunden konnte. Selten griff er störend in das ein, was, ohne ihm selbst zu gefallen, den Seinigen Freude machte: ertrug er doch Jahre lang im Hause einen Hund, den er förmlich haßte und bei dem er sich, um der Kinder willen, die den Hund gern hatten, nur damit begnügte, so oft er ihn sah, zu seufzen und mit verhaltenem Grimm gegen ihn zu protestiren.

Der Grund zu Assings Bildung war in den Zeiten der romantischen Schule gelegt worden. Damals noch empfänglichen Gemüthes, hatten auch persönliche Berührungen mit den Tonangebern der Romantik seinen Geschmack bestimmt. Vor allen andern war er Justinus Kerner nahe getreten, den er in Wien bei einem gemeinschaftlichen Ankaufe irgend eines zur Heilkunde gehörenden Instrumentes kennen gelernt hatte. Die wunderlichen Gegensätze Kerners zogen ihn an, die Mischung von gläubiger Poesie und verneinendem Humor, die Geisterseherei, möchte man sagen, am hellen lichten Tage. Bis zur Anerkennung dieser letzten Kerner'schen Richtung der Dämonologie hat Assing nicht ausgehalten, aber jene wunderlichen Gegensätze zwischen Dämmerungsliebe und gesunder Erkenntniß des Tages besaß er in reichem Maaße: ja er besaß sie nicht einmal in jener Kerner'schen Vermittelung, wo

im Individuum doch originell genug zusammenzufließen scheint, was seiner Natur nach getrennt ist. Man hat deßhalb, besonders von Seiten rationalistischer ärztlicher Collegen, oft Assings Wahrhaftigkeit bestreiten wollen, doch Assing fühlte diese Widersprüche selbst und erklärte, daß er sich nicht ändern könne. Es gab gewisse Gränzen des Nachdenkens, über die er nicht hinausgehen wollte. Er bewegte sich immer in Kreisen, die er sich früher einmal gezogen hatte, und überließ es jedem Andern, sich seine Welt, so viel er wollte, zu erweitern; er allein ging über das, was ihm seit lange zu glauben und zu meinen behagte, nicht hinaus.

Von seinen Freunden weiß Jeder, daß dies den Umgang mit dem redlichen Manne erschwerte. Man hat aber Unrecht, den Grund dieser unangenehmen Erfahrung, die man bei ihm machen mußte, in Egoismus oder angenommener Sonderlingsart zu suchen. Es war diese banale Einpferchung in einmal für ihn feststehende und oft sich widersprechende Thatsachen nur eine Folge jener Jugendeindrücke durch die romantische Schule. Er war im Stande, bei dem, was einst Kielmeyer in Tübingen über den Organismus der Natur gesagt hatte, stehen zu bleiben, selbst wenn alle Erfahrungen der neuen Chemie und Physik dagegen sprachen. Wenn jene Kielmeyersche Behauptung geistreich war, wenn sie damals, als er sie zum Erstenmale hörte, ihn glücklich machte, so blieb er ihr auch treu und überließ den Glauben an das Gegentheil Denen, die sich ihrer Seits davon beglückt fühlten. Bei einer so ganz auf der Willkür des Gemüthes beruhenden Denkmethode hätte Assing sich in den ärgsten Widersprüchen verfangen müssen, wenn er überhaupt gestritten hätte. Es war aber oft kränkend für den Gegner, wenn er bei einem Mei-

nungsaustausche alle Prämissen des Andern zugab und doch hartnäckig in seine erste Behauptung zurückfiel. Er schien immer sagen zu wollen, es käme in dieser Welt der Sinnentäuschung auf objektive Wahrheit nicht an. Neue medizinische Theorieen fanden bei ihm keinen Glauben; denn die alten hatten sich bei ihm in allen Hinsichten bewährt und vom Tode hatte er ohnehin eine fatalistische Ansicht. Er besuchte die Kirche nicht, galt aber in vielen Kreisen für einen Mystiker und schloß sich allerdings den Gläubigen lieber an, als den Denkern. Die Bibel war ihm ein Gedicht, und da ihm Dichtung wahrhafter erschien als alle eingebildete Wahrheit, so nahm er, bei aller Empfänglichkeit für das Gegentheil, bei aller Kühle und Indifferenz in praktischer Religionshinsicht, das Christenthum supernatural. Nur in einem Betracht dagegen wohnte in seinem Gemüth kein unvermittelter Dualismus, im Sittlichen. Die Läuterung seines Karakters und seiner Sinne war rein und hier verschwanden alle innern Gegensätze.

Ich gestehe Ihnen, lieber Freund, daß die Bekanntschaft mit einer aus so eigenthümlich zarten Stoffen zusammengesetzten Natur von großem Eindruck auf mich war. Von Ihnen, Lewald, hab' ich vor fast zwölf Jahren die erste freie Auffassung des Lebens, des Lebens in seiner bunten Mannichfaltigkeit, empfangen; durch Sie hab' ich genießen und weise genießen gelernt, wenn Weisheit des Genusses darin besteht, erst sich den Genuß zu verdienen, dann ihn einzutheilen und, leicht gesättigt, die letzte Hefe zu verschmähen. Durch Assing dagegen ist mir zum Erstenmale im Leben etwas Andres klar geworden, nämlich die Gränze alles Meinungskampfes. Wie ich ihn zum Erstenmal sah, kam ich ganz erhitzt, ganz bestäubt, ja

ich möchte fast sagen, verwildert aus einem Ideenfeldzuge, den ich Jahre hindurch hartnäckig geführt hatte. Mißgeschick hatte verbittert, Kummer war Galle geworden. Der Kampf war von den Gedanken auf die Personen übergegangen und fremde Rücksichtslosigkeit hatte die eigne erzeugt. Da lernt' ich diese Sinnpflanze Assing kennen. Ich erschrack, daß es Naturen gab, die in geistigen Dingen so zart angefaßt sein wollten. Seine Schonung gegen Andersdenkende, seine Geneigtheit, bei doppelsinnigen Gerüchten über die Menschen immer erst das Gute zu glauben, sein Aufschrecken bei jedem kränkenden, im Gegner die Persönlichkeit verletzenden Worte, alle diese Ausströmungen eines edlen und reinen Wesens zogen mich um so inniger zu ihm, als ich wohl fühlte, daß ihn die Wildheit der damaligen und noch jetzt üblichen Polemik und oft meine eigne Rücksichtslosigkeit beklemmen mußten. Ich schrieb damals den Telegraphen. Sie wissen, was für Späne fielen. Ein glückliches Geschick führte mich aber in Assings Nähe. Er wurde unwissentlich der Probirstein meines Styls, meiner Darstellung. Ich dachte immer, wie wird dieß auf ihn wirken, kann ich jenes ihm unter die Augen treten lassen? Gern hätt' ich ihm jede Nummer unterschlagen, in der ich gezwungen gewesen war, in einen groben Klotz einen groben Keil zu treiben. Ja, ich schrieb mich in ihn hinein, wie in mein eignes Gewissen.

Ich führe dies nur an, weil es für den Geschilderten selbst charakteristisch ist. Es beweist eine solche Hingebung, wie ich sie erzähle, die Möglichkeit derselben. Assing war im Urtheil und Umgang von einer Delikatesse, die man hätte weiblich nennen mögen. Sie ging zu weit diese ängstliche Rücksichtsnahme. Ich selbst sah allmählig wohl ein, daß

man wenigstens die Glocken der Zeit nicht mit Seidenfäden, sondern mit hanfenen Stricken ziehen müsse. Bei einer solchen Delikatesse konnte das Urtheil absterben, die Glut der Ueberzeugung gerieth in Gefahr, zu verglimmen. Aber für Assings Neigungen lag wenig an dieser Gefahr. Sein Blick war immer rückwärts gewandt. Neue Entwickelungen, gährende Zukunftselemente ließ er geduldig auf sich beruhen. Er schloß sich sogar methodisch gegen das erst Beginnende ab, es sei denn, daß ihn irgend eine Erscheinung plötzlich überrascht hätte. Dieß traf ihn aber selten, und so geschah es, daß seine Umgebungen dem Neuesten sich zuwandten, während er selbst nur dem Alten lebte. Man sprach um ihn her von Freiligrath: er antwortete mit Goethes römischen Elegieen. Man stritt über die Romane der Sand, er las zum Zwölftenmale vielleicht schon die Wahlverwandtschaften. Seine Hausgenossen und ihre Freunde saßen unter sich des Abends zusammen und theilten sich die Eindrücke der neuesten Schriften des Tages mit. Assing kam aus seinem Studirzimmer, löschte sein Licht und erzählte, er hätte einmal wieder angefangen, die alten Historien des Livius zu durchblättern. Wenn das Gespräch über Strauß oder Ruge stockte, er knüpfte es wieder mit Homer oder Hippokrates an, von welchem letztern sein Lieblingscitat lautete: „Der Arzt aber sieht das Grauenhafte." Einen solchen Spruch war er im Stande, mit gestütztem Haupte, den tiefsten Schmerz im Tone, Zwölfmal hintereinander griechisch zu wiederholen. Rosa Maria sprach von Varnhagen, Assing seufzte griechisch im Stillen: „Der Arzt aber sieht das Grauenhafte." Ludmilla sprach von Mundt, der Vater benutzte eine Pause und wiederholte: „Der Arzt aber sieht das Grauenhafte." Während Alles um ihn

her mit andern Debatten auf- und abwogte, er blieb im Stillen bei seinem Spruch, und noch, wenn er um elf Uhr Abends den Gästen hinausleuchtete, murmelte er griechisch auf der Hausdiele: „Der Arzt aber sieht das Grauenhafte."

Sie lachen vielleicht, lieber Freund, und finden das von Ihrem Königsberger Landsmann sehr komisch. Ich möchte es lieber humoristisch nennen. Es ist mir selten ein so merkwürdiger Humorist vorgekommen, wie Assing war. Man hat diese seine Sitte, einen ganzen Abend über unbekümmert um seine Umgebungen bei einem Gedanken stehen zu bleiben, oft für egoistisch und unliebenswürdig erklärt, aber da er völlig ohne Ansprüche war, so hatte diese Art doch nichts Verletzendes. Er ließ dem Gespräch der Uebrigen freien Raum und benutzte nur die zufällig entstehenden Pausen, um den Lieblingsgedanken, den er sich für den Abend erwählt hatte, wie von ungefähr hineinzuwerfen. Manchmal kam er aus dem Studirzimmer, grüßte herzlich Jeden, löschte sein Licht und begann, er hätte im Homer gelesen, und es wäre abscheulich, daß Wolf den großen Homer in unzählige kleine Homere auflösen wolle! Nun konnte man reden über was man wollte, entstanden am Abend zwölf Pausen, Assing benutzte sie, um zwölfmal zu sagen: „Und es hat doch einen Homer gegeben!"

Assing las sehr gut vor, besonders komische Sachen; er würde unstreitig ein großer komischer Schauspieler geworden sein. Früher auch liebte er das Theater und konnte, wenn er von einem Wiener Freunde erzählte, der kleine Arbeiten für das Theater geliefert hat, von Stoll, Thränen über dessen unglückliches Schicksal vergießen, besonders über einen einzigen Vers von Stoll, den er den ganzen Abend im Munde behielt und an Alles, was nur irgend gesprochen wurde, an-

knüpfte. Assing war ein Humorist aus Lachen und Weinen zusammengesetzt. Ein einziges Glas Wein konnte ihn über die Alltagsstimmung des Lebens hinwegzaubern. Wenn er sich im freien Genuß des Rebenblutes ergehen durfte (natürlich geschah auch dies mit der ihm in allen Dingen eigenen Mäßigung), dann gab er auch das Haften an vereinzelten Gedanken preis, ließ alle Grillen flattern und war voll der närrischsten Einfälle und Schwänke. Bei Landpartieen, in grünen Lauben, unter blühendem Hollunder, in ungestörter Einsamkeit des Kreises, der traulich sich um ihn versammelt hatte, war er der ausgelassensten Dinge fähig. Die gefüllte Flasche redete er mit den witzigsten Huldigungen an; was Schrötter nur für Geister in seiner bekannten Zeichnung unter den Kork gebannt hat, die alle sprachen aus Assing. Das Gefäß, das den Rebensaft einschloß, wurde ein lebendiges Wesen, die Flasche bekam Empfindung, menschliche Gestalt, menschliche Neigungen. Er befühlte ihr den Puls, er befragte sie nach ihren Wünschen, er erkundigte sich nach ihren Geheimnissen. Der Humor wurde poetische Phantastik, bis die Flasche im Kreise der Freunde leer war und er sie zum Begräbniß kopfüber rücklings in die Büsche warf. Wer Rosa Maria's ängstlichbedächtigen und besorgtverständigen Sinn kannte, mußte an diesem Contrast der beiden Naturen sein frohstes Behagen finden.

Auch im engern häuslichen Kreise daheim fanden sich zuweilen Stunden, wo Assings dichterische Natur in humoristischem Feuerwerk aufprasselte. Bis in die barockste Komik konnte er die Consequenzen eines witzigen Gedankens durchführen. Einmal riß ihn das Unglück, das durch Druckfehler angerichtet werden könne, zu grauenhaften Phantasieen hin. Neben dem kleinen Gärtchen der Wohnung befand sich die in

Hamburg wohlbekannte Menck'sche Druckerei. Abends bei Licht, wenn drüben die Setzer arbeiteten, konnte er mit Schaudern die Gardine lüften und durch die Fensterscheiben blickend, ausrufen: „Gott, da werden nun all die schrecklichen Druckfehler gemacht!" Sich entstellt, in seinem Willen betrogen zu sehen, war ihm das Peinlichste. Oft sagte er, er hätte Nachts Träume, man drucke drüben heimlich seine gesammelten Gedichte, ohne seine Anordnung, ohne seine Verbesserungen, ohne seine Correctur. Er hätte seine Töchter wecken mögen, um sie zu fragen, ob sie ihm etwa hinterm Rücken solche Streiche spielten? Ein andermal verlor er sich in komische Jugenderinnerungen oder definirte Shakspeare'sche Charactere. Seine Phantasieen über Caliban im Sturm gingen bis zu schauspielerischer Darstellung. Rührende Züge von Gutmüthigkeit im Volke erzählte er eben so gern, wie ihn die Verworfenheit, die ihm beim Elend als Arzt oft begegnete, zu wahrhaft schmerzlichen Ausrufungen hinreißen konnte. Diese Mischung von Elend und Verworfenheit war mit das Dämonisch-Grauenhafte, das, nach seinem Hippokratischen Lieblingsspruche, der Arzt zu schauen bekäme. Eben so lange aber auch konnte er bei freundlicheren Ereignissen und Characterzügen verweilen. Eine seiner Lieblingsgeschichten war der Ausdruck jener Einigkeit des Hamburger Handelsstandes, als nach der großen englischen Crisis so viele Häuser fielen und auf der Hamburger Börse das Ausdauern- und Aneinanderhaltenwollen der noch fest Stehenden durch Thränen und Umarmung besiegelt wurde. Er war in dem deutschen Grundstoff des Hamburgers mit Liebe aufgegangen und würde auch den großen Brand, wenn er ihn erlebt hätte, nur mit brechendem Herzen verwunden haben.

Wenn eine Natur, die mit der Zeit nicht fortschritt und sich nur im Rückblick auf das Vergangene gefiel, an und für sich schon mit losen Banden am Leben hängt, so mußte Rosa Maria's Tod diese völlig abschneiden. Die Lebensgefährtin so vieler Jahre, die weise Ordnerin seiner eignen unpractischen Zerstreuung und Unanstelligkeit für die Anforderungen des Lebens, die leitende Hand, die ihm für sein oft wunderliches Wesen im Dasein einen sichern Tummelplatz baute, diese starb plötzlich ab und erkaltete. Ein Uebel, das sich im Keim nicht mehr ersticken ließ, brach sich Bahn zum Herzen einer edeln Mutter, einer für Assing unentbehrlichen Gattin. Es ist sonderbar, man hatte Assing oft einen Egoisten genannt und wer erklärt in diesem Falle den psychologischen Widerspruch, daß er mit einer erschreckenden Aufrichtigkeit erklärte, ohne Rosa Maria nicht mehr leben zu wollen? Man muß es, von seinem letzten Lebensjahre überführt, einräumen, daß er diesen Entschluß wirklich vollzog. Assing hätte, Religion oder Philosophie zu Hülfe nehmend, sicher noch manches Jahr leben können, wenn er nicht vorgezogen hätte, sich in seiner Trauer, in seinem Schmerze zu vergraben. Er erwies dem Andenken seiner Gattin noch einige Liebesdienste und zog sich dann von der Welt, vorahnend, wie auf immer zurück. In keine Gesellschaft war er mehr zu bringen, keiner Freude mehr vermochte er sich hinzugeben. Der Arzt, der Kenner seines eignen Zustandes, der weise Beurtheiler des Zusammenhanges zwischen Seele und Leib, gab sich selber auf. Er entzog dem physischen Bau allen aus der moralischen Spannkraft zuströmenden Lebensäther, er nahm nicht mehr Natur, nicht Menschen mehr in sich auf, er führte fast absichtlich das Ende des Lebenskreises in den Anfang zurück. Er wollte

nicht mehr weiter in eine Zukunft hinein, für die ihm Sinn und Neigung und seit dem Tode der Gattin auch der Führer fehlte. Seine beiden Töchter pflegten den immer mehr Absterbenden mit Liebe und Geduld, bis kurz vor dem Brande seine Augen erloschen und Assing mit dem festen Glauben an jenseitiges Wiedersehen Rosa Maria gefolgt war.

Dem größeren Publikum wird die Bekanntschaft mit einem Originale um so erfreulicher werden, als die interessanten Ausnahmen von der allgemeinen Regel der Sitte und nivellirenden Bildung immer seltener werden und es doppelten Reiz gewährt, dem Charakteristischen nicht bloß im Romane, ondern zuweilen auch noch in der Wirklichkeit zu begegnen.

Friedrich von Hurter,

K. K. Hofrath und Historiograph.

1845.

— — An einem trüben Sonntagnachmittage verließ ich Wien. Der Mai war kalt, selbst der Juni frostig, nur einige wenige Sonnenblicke brachen zuweilen durch die grauen Wolken und beleuchteten die reizenden Thäler des Salzkammergutes. Der Traunsee mit seiner halb schroffen, halb lieblichen Umrandung, wurde befahren, der Hallstadter See, eingeschlossen von starren schneebedeckten Berghäuptern, bot Gelegenheit zu stiller Erwägung der erlebten . . . . . „Wiener Eindrücke". Dies Gewühl und dieser Frieden! Das Frohnleichnamsfest stimmte feierlich ein in den melancholischen Akkord der Seele, nicht daß sie eine Erhebung dem lärmenden Festzuge der Kinder verdankte, eine Erhebung dem Knallen der Böller, eine Erhebung den Straußischen Walzern, die die Ischler Bergmusik der unter einem Baldachin fast chinesisch und mandarinenhaft von Pfauenfedern bewedelten Geistlichkeit voranspielte; nein, es drückte das Alles eher zur Trauer hinunter; denn die Vernunft mußte sich sagen: Wie wird das wieder Religion, was jetzt ein Schauspiel ist! Sinniger schon sind

die Frohnleichnamsprozessionen auf den genannten Seen. Mitten auf ihren dunkelgrünen Wogen werden über zusammengefügten Nachen Altäre erbaut mit allem Schmuck der Bilder, der heiligen Gefäße und Mayenzweige. Die Priester, die Ministranten, die Fahnenträger, die Greise, Männer, Weiber und Kinder schwimmen unter Musik und dem Takte der Ruderer auf Kähnen zu den schwanken Heiligthümern heran und auf dem Spiegel des feuchten Elementes, unter der Wölbung des freien Himmels, mitten auf dem See wird hier das Fest des Corpus domini gefeiert.

Rings in diesen Gegenden wohnen Protestanten. Wo Bergleute in die Gruben fahren, hat Luthers, des Bergmannssohnes, Lehre immer schnell um sich gegriffen. *) Die Gegenreformationen stellten mit bekannten Mitteln Papst- und Mariendienst wieder her. Die Salzburger Protestanten mußten auswandern: dreißig Tausend der fleißigsten und wohlhabendsten Bewohner des Erzbisthums mußten den Wohnsitz ihrer Väter verlassen. Hundert Jahre ist das her, aber der Geist der Unduldsamkeit . . . ist er ganz gewichen? Man denke an die Vorgänge im Zillerthal! Salzburg sank mit jener „unpolitischen“ Maaßregel von der Höhe seines Wohlstandes herab. Sein berühmter Holzwaarenhandel zog sich nach Nürnberg, Capitalien gingen dem Verkehr und Erwerb verloren, die Grundwerthe sanken, Salzburg stieg von Stufe zu Stufe abwärts und macht jetzt nur noch den Eindruck einer Provinz, die in ihrem Wohlstande von der Fürsorge der Regierung, dem eingelegten zahlreichen Militär und einer nicht eben reich dotirten Geistlichkeit abhängig ist.

*) Merkwürdig, daß auch die deutschkatholische Bewegung aus einer Bergwerksgegend kam: Laurahütte!

Die Naturschönheiten Salzburgs sind allbewundert. Es war schwer, sich so bald von ihnen loszureißen. Befährt man auch die Schachte von Hallein, erklimmt die Höhe des Gollinger Falls, wendet sich um den Marmor- und sagenreichen Untersberg nach Berchtesgaden hinüber zum schneebedeckten Doppelhaupt des Wazman, segelt hin und wieder auf dem stolzen Königssee und sieht auf der Höhe seiner Ufer die Gemse aus dem Schnee neugierig zu uns herniederlugen: man kehrt mit wonnigem Gefühl immer wieder zurück in dies trauliche Salzachthal, in diese wiesenweiche, smaragdgrüne Salzburger Ebene. Das Innere der Stadt fesselt wenig, das Leben ist öd und werkeltägig. Aber vor den Thoren, auf den Höhen, in den Gärten, die sich an die Bergwände lehnen, hebt sich die Brust zu freierem Schlage und in dem Lustpark Aigen konnt' ich Stunden weilen.

Dies ist ein kleines Schloß mit Garten und Park, eine Stunde von der Stadt gelegen und dem Erzbischof gehörig, dessen Verwandter, Fürst von Schwarzenberg, einst diese reizende Besitzung umgestaltete. Allmälig von dem einfachen Wohnhause und dem kleinen Blumengarten sich zum Berg emporhebend bietet dieser Garten die lieblichste Fernsicht. Offne und versteckte Wege, durch grüne Alpenwiesen oder unter Baumgruppen von Buchen und Erlen, führen entweder zu einer schäumenden Caskade hinan oder entfernt von ihrem donnernden Geräusch zu stillen Sitzen und Ruhebänken unter Linden und Nußbäumen. Hier schweift das Auge hin über in die Alpenkette, vom Untersberg zum Wazman, zur Schönfeldspitz, zum Göll, der Berchtesgaden von der Salzachebne trennt. Hier bracht' ich einsame, beschauliche Stunden zu. Ein Buch in der Hand, um mich die grüne Einsamkeit,

ein stiller Gottesfriede über dem ganzen alpenbekränzten Thale, fern, fern von Eurer Politik und Literatur, eurem Glauben und Wähnen, Dichten und Trachten: das Auge sucht die Geisterbrücke, die uns ins Jenseits führt. Das Buch, das mich hier fragmentarisch fesselte, war „Geburt und Wiedergeburt von Friedrich Hurter.“ Aus dem kleinen Vorrath lesbarer Bücher, die der Buchhandel in Salzburg dem Käufer anbieten darf, war die Wahl nicht schwer. Mitten unter Predigten, Gebet- und Kochbüchern nahm eine Schrift von Hurter, dem Verfasser der berühmten Biographie Innocenz des Dritten, eine auffallende Stellung ein und die katholische Tendenz dieser Schrift paßte vollkommen zu einer Umgebung, aus welcher auch der leiseste protestantische Anklang verbannt war. Hier hatt' ich jene Welt, deren magischem Eindrucke der erste Geistliche der reformirten Landeskirche des Kantons Schaffhausen vor einem Jahre zu St. Ignazio in Rom erlegen war. Aus der Tiefe klangen die Glocken herauf, rechts auf dem Mönchsberg blickte aus dem Gebüsch ein Kapuzinerkloster, unten am Schlößchen lag ein kleiner Gottesacker mit seinen vergoldeten Glorienstrahlen um die schwarzen Kreuzlein auf den Gräbern, mit seinem kleinen Weihwasserbecken an der Kirchthür, mit seinen frommen Gelübden und Votivtafeln zu Ehren Johannis des Täufers. Ja eine hohe Gestalt wandelte sogar unter den Nußbäumen vorüber, der Erzbischof Fürst Friedrich Joseph Cölestin von Schwarzenberg selbst, ein Priester, dem seiner Frömmigkeit, seiner milden leutseligen Sitten, seiner geistreichen Bildung und seiner für die hohe Kirchenstufe, die er bekleidet, bewunderungswürdigen Jugend und männlichen Schönheit wegen alle Herzen des Landes anhängen.

Ich komme dem Zweck dieses Aufsatzes näher. Man vergesse nicht, daß es keine schrofferen Gegensätze von Entwickelungen und Persönlichkeiten geben kann, als die in diesem Bande zusammengestellt wurden, Börne, der bescheidene und wenig bekannte Arzt Assing und Hurter. Aber alle drei haben das Gemeinschaftliche, daß sie Convertiten sind. Börne, eine politische Natur, hatte bürgerliche Motive für seine Glaubensänderung, Assing, ohne gläubig zu sein, war von dem poetischen Inhalte des Christenthums gefesselt. Von Hurter's Uebertritt aus einer Confession in die andre sollen die nachfolgenden Blätter deßhalb handeln, weil damit eine interessante Beleuchtung derjenigen Zustände sich ergeben wird, denen die im III. Band enthaltenen „Wiener Eindrücke" gewidmet waren.

Eine Glaubensänderung hängt so tief mit den geheimsten Fäden unsers Gemüthes zusammen, daß ein schnelles Drüberwegfahren und kurzes Endurteln eine große Ungerechtigkeit ist. Der Israelit, der sich taufen läßt, verdient von uns ein Entgegenkommen, das nicht schonend und zart genug sein kann. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, gegen den tief in uns eingeschriebenen Satz, daß wir dahingehören, wohin uns die Natur stellte, ankämpfen zu müssen, von den Seinigen sich zu trennen, einen Glauben anzunehmen, an dem uns Vieles überzeugen kann, Manches aber ewig befremdlich bleiben wird. Sogenannte Judenbekehrungen sind pietistische Heucheleien. Die meisten Taufen der Juden entstehen aus der Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Man will die Kinder nicht die gesellschaftlichen Parias der Christen bleiben lassen und bekämpft sich selbst, um den Kindern dereinst den Kampf zu ersparen.

Ich glaube aber, man sollte diese Aengstlichkeit der Gewissen, diese Befangenheit im natürlichen Bewußtsein, vom philosophischen Standpunkte aus nicht gelten lassen. Man sollte ankämpfen gegen alles, was die freie Selbstbestimmung der Individuen verhindert. Die Freiheit, sich rechts oder links zu stellen, ist die Freiheit des Jahrhunderts. Sie mag dem Protestanten zu Gute kommen, der katholisch wird, sie wird aber auch den umgekehrten Schritt erleichtern, sie wird uns vor allen Dingen gegen den Indifferentismus bewahren, der sich gern mit Redensarten, wie: Was ich bin, das bleib' ich, u. dgl. beschönigt. Wer etwas Besseres sein kann, als er ist, der habe das volle Recht, aus den natürlichen Zufälligkeiten seiner Geburt herauszutreten, sich selbst mit dem Feuer seiner eigenen Ueberzeugung zu taufen und wiedergeboren zu werden in der Wahrheit seines selbstbewußten Geistes! Es ist freilich schaudervoll, sich vorzustellen, daß ein protestantischer Geistlicher dreißig Jahre lang eine Lehre vertreten konnte, die er, allerdings nicht plötzlich, sondern allmälig als unvollkommen, ja als Lügenwerk abschwört; aber wenn hier der Friede einer Seele nicht anders hergestellt werden konnte, wer kann da richten? Wir leben jetzt in Tagen, wo wir Tausende schon gesehen haben, die nicht aus Frivolität oder Indifferentismus, sondern mit innerer Wärme und treibendem Wahrheitsdrang sich von der römisch-katholischen Kirche trennten; laßt uns gegen den umgekehrten Gang gerecht sein und dem Antistes Hurter, wie er von den Füßen des Papstes aus Rom zurückkehrte, immerhin unser Mitleid und nicht mit den Schaffhäuser Bürgern ein Charivari bringen.

So dacht' ich in Salzburg und b l ä t t e r t e flüchtig und obenhin in den damals erschienenen beiden ersten Bänden der Hurter'-

schen Wiedergeburt. Römisch-katholisch! Millionen bekennen diesen Glauben und noch manches Jahrhundert kann umrollen, ehe der Statthalter Christi auf seinem Stuhle nur empfindet, daß die Gränzen seines Reiches ihm näher rücken. Ist der Protestantismus nicht selbst tief erschüttert? Wo ist Wahrheit? Wo ist Uebereinstimmung? An Unduldsamkeit fehlt es im Schooß der Evangelischen nicht minder, wie bei der alleinseligmachenden Confession. Die Fürsten nehmen Partei, bevorzugen die eine Auffassung vor der andern, die Kämpfenden überbieten sich, die Würde des Gegenstandes geht in der Hitze der Leidenschaften verloren, Philosophie, die Sache des Einzelnen, wird mit Religion, der Sache Aller, verwechselt, Protest gegen Protest .... zeigt sich darin Schwäche oder Ueberfülle an Kraft, Auflösung oder Gestaltung, Schuld der Vergangenheit oder kreisende Geburt der Zukunft? Ich glaube das Letztere. Wer kann aber Den unbedingt verdammen, der das Erstere glaubt?

Die Religion bahnt sich zum Gemüth die wunderbarsten Wege. Die Stärksten in jedem andern Bereich können in diesem die Schwächsten sein. Der Geist, der vierzig Jahre forschte, kann vor Ueberdruß an sich selbst ermüden und die höchste Verzweiflung, die da ausruft: Alles ist eitel! beugt sich dem linden Joche eines Gehorsams, der sich selbst betäubt. Vierzig Jahre lang kann das Herz in starrer Selbstgenügsamkeit nur physisch pulsiren und ein plötzlicher Schmerz durchbricht riesenstark die Eisesdecke und dieser kalte Muskel zittert, wird fühlbar und hat keine Kraft zu tragen, was Alles das Schicksal ihm aufbürden will. Das Gefühl erwacht beim Einen in der Musik, beim Andern in der Poesie, bei den Meisten in sinnlichen Religionskulten. Den Stolz zieht es

nieder, die Selbstgerechtigkeit erröthet und das Geheimniß der Liebe was ist es anders, als das Bedürfniß sich zu opfern, wegzuwerfen, hinzugeben, zu knieen und von etwas, das uns besser scheint, als wir, beherrschen zu lassen? Der Katholicismus ist vielleicht eine bessre Religion für die starken, als die schwachen Geister. Den Armen schenkt er zu viel, aber die Reichen, die müssen ihm geben. Die Thoren macht er thörichter, aber vielleicht die Weisen weiser. Vom Katholicismus ausgehen ist ein Unglück für die Politik, Volksbildung und Aufklärung, aber zum Katholicismus zurückkehren, das kann uns zuweilen ein rührendes Schauspiel gewähren.

Bei einem flüchtigen Durchblättern der Hurter'schen Bekenntnisse wird es uns sein, als klänge zuweilen aus ihnen ein heimathlicher Ton in unser Herz, der auch zu uns verlockend und beseligend einst schon gesprochen. Wir wiesen damals diese Luft- und Klanggeister von uns, aber sie erschienen uns immer wieder bei einer nüchternen Nachmittagspredigt in unsern nordischen Kirchen, beim Anblick der Sixtinischen Madonna, bei einer Kirchenmusik im alten Style, bei einem Märchen von Clemens Brentano, auf der Reise bei einem Hochamt in einem marmornen Dome oder einer bescheidenen Marienandacht im Lichtmeer einer kleinen Kapelle. Die Jugendentwickelung des Convertiten fiel in die romantische Zeit. Tieck's Genoveva, gesteht er, hat ihn bezaubert. Er kämpfte Jahre lang mit seinem Bedürfniß und der trocknen Befriedigung durch den reformirten Cultus, es ging ihm wie Mortimer in Maria Stuart, er wandte sich von uns, folgte dem Wahne, der ihn glücklich machte. Wer mag ihn verdammen?

So empfand ich damals in Aigen, auf der Ruhebank, im stillen Weben der Einsamkeit.

* * *

Einige Monate später veränderte sich aber der Eindruck. Die Zeitungen brachten die Nachricht, daß Hurter nicht etwa im Muschelhut und Pilgerkleide gen Jerusalem gezogen oder als Mönch die Karthause bei Pavia bezogen hatte, sondern daß ihn Fürst Metternich in den Adelstand erhoben, zum kaiserlichen Hofrath ernannt und ihm das bedeutungsvolle Ehrenamt eines Reichshistoriographen übertragen hat. Das also war „des Pudels Kern?“ sagten die Schaffhauser und auch für uns, die ein Convertit mehr oder weniger nicht kümmerte, bekommt dadurch das politisch-religiöse Glaubensbekenntniß des berühmten Verfassers einer Biographie des Papstes Innocenz des Dritten ein neues, erhöhtes und völlig verändertes Interesse.

Hurters Stellung ist nun so ziemlich die von Friedrich von Gentz. Ein Historiograph ist der betraute Archivar und Registrator der Geschichte eines Volkes, ein offizieller, verantwortlicher Geschichtsschreiber, der das eigentliche Staatsbewußtsein einer Monarchie oder Republik tief in sich aufgenommen haben soll und für so vollkommen übereinstimmend mit den leitenden Gedanken einer Politik angesehen wird, daß sein wissenschaftliches Prinzip eine objektive Basis für die Beurtheilung der ihm zur Fixirung überlassenen historischen Zustände ist. Eine solche Beförderung eines Convertiten, der zu seiner Schweizerheimath eine sehr scharfbezeichnete Stellung einnimmt, ist doppelt bedeutungsvoll in gegenwärtiger Zeit, wo die deutschen Fürsten, der erprobten langjährigen Staatspraxis des österreichischen Staatskanzlers vertrauend, von Wien

und vom Schloß Johannisberg aus über die obschwebenden kirchlichen Wirren Rathschläge, Winke, Warnungen empfingen. Wenn hie und da ein protestantischer Fürst noch zweifelte, ob nicht die Neuerung und Bewegung unter seinen katholischen Unterthanen in der That, wie ihm geschildert wird, politische Gefahren bringen könnte, so liegt in dieser Ernennung, die so ganz im Geist der alten Tage von Adam Müller, Fr. Schlegel u. s. w. ausgefallen ist, ein höchst sprechender Beweis für den unverrückten Standpunkt, auf welchem sich das Wiener Cabinet seit 1819 erhalten hat. An dem nunmehr gründlicher zu prüfenden Buche des Herrn von Hurter haben wir einen Leitfaden für das Studium der Grundsätze, die die österreichische Staatsraison bilden. Einen schrofferen Bruch mit dem, was der einen Hälfte Deutschlands theuer und werth bleiben muß, kann es nicht geben, als die offnen Arme auszubreiten und einen katholisch gewordenen protestantischen Geistlichen, der nach so vielen Seiten hin, wie wir gleich sehen werden, unsre heiligsten Gefühle verletzte, durch ein Amt, das ihm gleichsam das ganze österreichische Staatsprinzip überantwortet, vor allen Protestanten ans Herz zu drücken. Hier ist kein Zufall, sondern Tendenz. Es vergegenwärtigt diese Bewillkommnung eines Apostaten deutlich, in wie feindlichen Heerlagern sich die beiden Halbscheiden unsers Volkes gegenüberstehen.

Ja! Jetzt tritt die katholische Wiedergeburt des Herrn von Hurter in eine andere Beleuchtung. Das Salzburger Gedicht hört auf. Wir betreten den Boden der Wirklichkeit. Wer mit seiner Conversion Aemter und Beförderungen so eigenthümlich prononcirter Art annimmt, muß dem Zeitgeist anders Rede stehen, als nur nach dem Maaßstabe des Gemüths. Die Grundsätze, die ein Privatmann in Schaffhausen hegt, die

Stimmungen sogar, die man in München bei Herrn von Görres in einem ultramontanen Clubb äußern kann, würden den Publizisten vielleicht zu keiner Beachtung herausfordern; aber einen Gelehrten, der drei Bände der heftigsten Invektiven gegen Alles herausgegeben hat, was uns in Deutschland selbst auf katholischem Gebiete theuer und werth geworden ist, in die Wiener Staatskanzlei gerufen und mit der Geschichtschreibung des ersten deutschen Staates betraut zu sehen, diese Wendung ist eine so bedenkliche, daß meine Leser mir vielleicht Dank sagen, wenn ich in dem Buche nicht mehr blätterte, sondern las und sie mit den merkwürdigen in Wien so wohl aufgenommenen Verirrungen des Herrn von Hurter bekannt mache.

Herr von Hurter erweist sich, jetzt genauer geprüft, in seiner Selbstbiographie 1) als Aristokrat, 2) als Feind Deutschlands und unsrer politischen Wünsche und Bedürfnisse und endlich 3) als einen Proselyten der katholischen Kirche, den von seinem reformirten Glauben kein poetisch-religiöses Bedürfniß, sondern nur hierarchischer Priestersinn entfernt hat. Das soll in Nachfolgendem bewiesen werden. Wen Herr von Hurter nicht interessirt, den interessiren ohne Zweifel seine hohen Gönner. Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se.

Bei einem Geistlichen kann man auf die biblische Phraseologie seiner Darstellung kein zu hohes Gewicht legen. Wenn Fritz Stolberg, ein Jurist, ein Laie, in Bibelsprüchen redet, so bezeugt dies ein vorhergegangenes emsiges Forschen in der Schrift. Ein Theologe aber, der dreißig Jahre lang Prediger war, imponirt uns nicht, wenn er sagt: Der Herr „klopfte an", ich wollte nicht hören; oder: Es währte lange,

bis „das Fischlein mochte gewonnen werden,“ oder: „Endlich hat das Schaaf seinen Hirten gefunden“ und ähnliche Beiträge zu einer Selbstcharakteristik, mit welcher Herr von Hurter die Analyse seiner in Rom sich endlich bewußtwerdenden Seelenzustände gibt. Auch an den Styl des Verfassers, der zum Theil eine Nachahmung von Görres ist, wird man sich bald gewöhnen, langsamer an gewisse Schweizer-Idiotismen, wie darob, bisanhin, Verumständungen, etwelche, stund u. s. w.; Eigenthümlichkeiten, die sich in der künftigen Geschichtschreibung Oesterreichs sonderbar ausnehmen werden.

Herr von Hurter ist ein Aristokrat. Geboren aus einer patrizischen Familie des Kantons Schaffhausen, sagt er dies von sich selbst und erklärte auch bald nach der Julirevolution, daß er seine Kinder zu „gründlichen Aristokraten“ erziehen würde. In stiller Voraussicht der ihm von Wien verheißenen Adelstanderhebung spricht er gleich im Beginn von seinem „ehevorigen“ Ursprung und preist diejenigen Personen, die nicht wie „Mollusken“ entstanden wären, sondern sich, natürlich nach Anleitung eines Stammbaums, auf nachweisbare und nahmhaft zu machende frühere Menschen zurückführen lassen. Sein eigener Name giebt ihm schon etwas Adeliges; denn Hurter hinge allerdings mit Hurtig zusammen (Frau Hurtig war aber eine wohlbekannte — Wirthin bei Shakespeare), aber auch mit heurter, Buhurt, kurz mit Begriffen, die an Jagdvergnügen und Turnei erinnern. In seinem Wappen fände sich ein Pfeil und aus dem Bogen wäre nur durch Nachlässigkeit der Zeichner allmälig ein halber Mond entstanden. Von den burgundischen Herzögen hätte er sich den Wahlspruch genommen: Qui s'y frotte s'y pique, eine Phrase, die wohl bei der Distel oder einem Besen, aber nicht

bei einem Pfeile angebracht ist. Deßhalb hat Herr von Hurter noch einen zweiten Spruch angenommen: parta tueri, festhalten am Gegebenen, Symbol eines besonders in der Politik conservativen Glaubensbekenntnisses. Nachdem Herr von Hurter uns dann noch versichert hat, daß von seiner Mutter Seite er aus einem anerkannten Adelsgeschlechte, aus der Familie Derer von Zieglern, entsprossen sei, geht er zur Schilderung seiner durchweg aristokratisch oder, richtiger gesagt, patrizisch gehaltenen Erziehung über und läßt, was den Adel anlangt, nur noch im spätern Verlauf seines Werkes diese auf seine Verwandten berechnete historische Andeutung fallen: Wer aus der Schweiz auswanderte, um der katholischen Religion willen, der gelangte in Deutschland zu hohen Ehren, wer daheim blieb und zu der neuen protestantischen Lehre sich hielt, starb mit seinem Geschlechte ab und sank in's Dunkel der Masse zurück. Diese pragmatische Entdeckung ist lehrreich. Die katholisch gebliebenen Rinks von Waldenstein zogen nach Freiburg, wo (II. 214) „ihr Geschlecht noch blüht und neben vielen Würdenträgern der Kirche drei Reichsfürsten aufzuweisen hat," während von den rückgebliebenen reformirten Rinks in Schaffhausen ein Sprößling Rathsdiener war. Die bayerischen Grafen Waldkirch haben in Schaffhausen arme reformirte Verwandte. Die Herren von Dießbach aus Bern blieben katholisch und sind im Breisgau angesehen, während der reformirte Stamm in Bern sich kaum in Ehren hält. Zwei Wattenwyl aus Bern kehrten in den Schooß der katholischen Kirche zurück und stiegen bei Karl V. zu hohen Ehren und die katholischen Wyttenbachs im Breisgau blühen, während die (III. 493) „zu Bern zurückgebliebenen ganz heruntergesunken sind." Unstreitig die schlagendsten Beweise,

welche Vorurtheile damit verbunden sind, wenn man seinen Glauben abschwört, sein Vaterland verachtet und in fremde Dienstbarkeit tritt.

Unsre Leser erstaunen vielleicht über die Offenherzigkeit der Geständnisse des Herrn von Hurter und gleich an der Schwelle unsrer Kritik seines Werkes muß demnach bemerkt werden, daß dasselbe mit einem blinden Vertrauen auf seine innere Haltbarkeit geschrieben ist. Nirgends eine Cautele, nirgends eine vorbeugende Sorgfalt gegen Mißverständniß, nirgend ein Ausweichen, wo die gesunde Vernunft denn doch selbst bei dem hingegebensten Fanatismus in die Enge geräth. Herr von Hurter, Historiker, geistreich, belesen, wirft sich blind in die ihm entgegen starrenden Speere des Menschenverstandes, das Gewagteste, das Mißlichste auf seiner geistigen Wanderung nach Rom bewundert und anerkennt er eben so sehr, wie auf seiner spätern geographischen. Stellt ihm ein Wunder hin, sagt, es wäre canonisch und blindlings lancirt sich dieser besonnene und kluge Mann, es anzuerkennen und sich vor ihm zu demüthigen. Ich bemerke dies vorläufig hier nur deßwegen, damit die Leser nicht erstaunen über das Gemisch der naivsten und kühnsten Geständnisse, die ohne die geringste diplomatische Vermittelung mit der gesunden Vernunft oder unsern kranken Vorurtheilen von Herrn von Hurter werden ausgesprochen werden.

Herr von Hurter haßt Deutschland, unsre Geschichte und insgesammt Alles, was auf dem heimischen Gebiete nach Lebensgestaltung und politischer oder kirchlicher Berechtigung ringt. Johannes von Müller war doch auch ein Schweizer, hütete sich aber wohl, eine solche Grundabneigung gegen das Germanische zu verrathen, wie sein Landsmann Herr von Hurter. Dieser

theilt den vulgärsten Deutschenhaß, wie man ihn nur in den aristokratischen Cantonen der Schweiz antreffen kann. Diese deutsche Schweiz würde vollkommen berechtigt sein, uns zu hassen, wenn wir je von ihr verlangten, sie sollte vor unsern politischen und gesellschaftlichen güldenen Kälbern niederfallen und anbeten. Aber sie haßt das in uns, was ihr eigener geistiger Lebensodem ist. Sie haßt ihre eigene Sprache, ihre eigne Bildung, ihre eigne feinere Sitte. Das beschämende Gefühl, gegen das Mutterland an geistiger Kraft zurückzustehen, diesem alles zu verdanken, was, die Staatsform ausgenommen, ihren eignen Werth erhöht, das verwandelt sich dieser Schweiz in Haß, den sie reichlich nicht nur auf die politischen Flüchtlinge, sondern selbst auf die Männer der Kunst und Wissenschaft überträgt, die sie, ihren Mangel fühlend, aus Deutschland an ihre Hochschulen selbst berufen hat. Herr von Hurter, der künftige Geschichtschreiber Oesterreichs, verräth auf jeder Seite seines Werks, wo er nicht von der katholischen Kirche redet, wie sehr ihm im tiefsten Grunde Deutschland mit all seinem politischen und wissenschaftlichen Leben zuwider ist.

Den Norden Deutschlands kennt er nicht, hat ihn nie besuchen mögen und verachtet ihn jetzt vollends, als den Sitz des Protestantismus und der von Kant ausgegangenen philosophischen Systeme. Deutsche Poesie dient ihm nur zu gelegentlichen Citaten. Aufgegangen ist in ihm, erfüllt hat ihn davon nichts. Nur von Tiecks katholizistrenden Gedichten spricht ihn Einiges an. Unsre ständischen Bestrebungen sind ihm hohle Dinge. Er warnt den Erzbischof von Freiburg vor Synoden, sie würden der Kirche eine Ruthe binden und dem Lande Baden werden, was seine zweite Kammer ist. Der

schweizerische Republikaner theilt die Lehre seines Gönners, Ludwig von Hallers, und stellt über alles Neuzeitige das Ehevorige. Sein politisches Glaubensbekenntniß liegt schon in den Worten (I. 83): „So erwies ich mich damals schon als entschiedener Feind der Revolution, als Gegner dessen, was von unten herauf durchgesetzt werden will, als warmer Vertheidiger aller wohlerworbenen Rechte und glühend für deren unverrückte Anerkennung, für deren stätige Beschirmung, für unantastbare Gerechtigkeit. Das Gefasel von Menschenrechten, denen zufolge Alle an Allem Theil haben, gewissermaßen Alle durch Alle regiert werden sollten, wollte mir schon damals nicht in den Kopf eingehen; dieser ist im Verlauf der Jahre in solcher Beziehung nicht bildsamer geworden.“ 1819 war die Zeit, wo solche Theorieen von Staatsmännern mit Anstand konnten produzirt werden. Das Cabinet aber, welches jetzt noch solche Expectorationen gutheißen kann, verräth nur, daß es um fünfundzwanzig Jahre hinter der Mitwelt zurückgeblieben ist.

Herr von Hurter, Oesterreichs bestallter Geschichtschreiber, haßt Preußen mit einer fast an den siebenjährigen Krieg erinnernden Erbitterung. Preußen ist ihm eine solche neuzeitige Molluske ohne alle Ehrwürdigkeit eines ehevorigen Ursprungs. Schon auf der Schule, erzählt er, gehörten alle meine Sympathieen nur Oesterreich. Es ist, als hätte nach der Lehre von der prästabilirten Harmonie die künftige Stellung zum österreichischen Cabinet schon in ihm vorgewirkt. Es sind angeborne K. K. Hofrathsgefühle, die Herr von Hurter gegen Friedrich den Zweiten ausspricht, gegen seine „Recht und Gerechtigkeit verletzende“ Besetzung Schlesiens. Seine „Vorliebe für das hohe Erzhaus“ trennte ihn schon in der

Schule von seinen Mitschülern, die Archenholzens Geschichte des siebenjährigen Krieges lasen. Jubelten jene über die Schlachten, die Preußen gewann, so jubelte Herr von Hurter über die Erfolge der österreichischen Waffen. Früh schon hatte er die Neigung, die Sympathieen seiner Mitschüler auf den Kopf zu stellen und sich z. B. nicht für Julius Cäsar zu erklären, sondern für den nüchternen, aber rechtlichen Pompejus. Der Vater, einst Landvogt in Tessin, erzählte von einem italienischen Capuciner, der unter einem geheimen Deckel seiner Tabacksdose das Bild Friedrichs II. verborgen gezeigt hätte. Diese weltliche und Habsburgfeindliche Gesinnung eines Priesters hätte ihm schon als Knabe nicht eingeleuchtet. Später als Student vernimmt er auf einer Reise nach Holland die falsche Kunde von einem Siege, den Preußen über Napoleon gewonnen hätte. Daß Preußen gelingen sollte, was Oesterreich vergeblich versuchte, verstimmte ihn und verstimmte ihn um so mehr, als Oesterreich Napoleon deßhalb nicht schlug, „weil eine deutsche Macht um den Preis von Hannover noch Aergeres gethan hatte, als blos dasselbe im Stich zu lassen.“ „Aber,“ fährt Herr von Hurter fort (I. 148), „schon im Haag erfolgte die Enttäuschung und im Dom von Mainz konnte ich einem Tedeum für den (umgekehrten) Sieg bei Jena beiwohnen, welches durch die Anwesenheit Josephinens mit ihrem Hofstaat verherrlicht ward.“

Die höchste Erbitterung gegen Preußen spricht sich überall bei kirchlichen Veranlassungen aus. Daß er den Kaiser Nicolaus (II. 165) den „nordischen Kronentragenden Oberradikalen“ nennt, muß uns Unterradikale sehr belustigen, die wir an dem diskreten und diplomatischen neuen K. K. Reichshistoriographen einen so mächtigen Bundesgenossen bekommen

Neue Perspektive für die Politik des Fürsten Metternich! Wir danken ihm, danken ihm von Herzen, daß er die neuere Geschichte Oesterreichs, die Geschichte der Donauverwickelungen, der serbischen Umtriebe, der griechischen Einmischungen einem Historiker überläßt, der Rußlands Selbstherrscher nicht nur den „nordischen kronentragenden Oberradikalen" nennt, sondern ihn auch noch charakterisirt: „Eisig, wie der Himmelsstrich, unter welchem eine bluttriefende Vergangenheit zur Gegenwart sich hinabwälzt, vereint er Diokletians Schnauben wider die Kirche mit Julians Schlichen, trat Verträge mit Füßen" u. s. w. Auch was von Polen der Reichshistoriograph sagt, macht dem Fürsten alle Ehre. Aber bedenklicher wird folgende Charakteristik des preußischen Verhaltens zur katholischen Kirche: „Da sah' ich eine, aus revolutionären Elementen hervorgegangene und solchen gemäß sich fortbildende Gesetzgebung nicht bloß hinübergreifen in das Gebiet der Kirche, sondern förmlich ihr Joch derselben aufladen, deren natürlichste Lebensregung hemmen, ihren innern Organismus lösen, ihre Rechte beseitigen, über ihr Gut zum unbeschränkten Vogt sich setzen, Würde und Tüchtigkeit nach der Schmiegsamkeit unter die postulirte Gewalt bemessen, und für willfährige Huldigung, Gunst und Gnaden zum Austausch in Bereitschaft halten; und doch haben sie in dreißigjährigem Bestreben noch nicht an das Ziel gelangen mögen; und doch scheint dieses, so oft sie es bereits ergriffen zu haben wähnen, immer wieder unter ihren Händen zurückzuweichen; und doch will es die zum Ableben Getriebene, ins Versiechen Gestoßene auch da wie Morgenluft anwehen und das erste Zucken des Genesens wahrgenommen werden; wogegen sie dann jeden verneinenden Geist auswittern, um ihn ihrer traurigen Be-

triebsamkeit zu vergesellschaften; bildlich zu sprechen, jedes Bäckers sich freuen, der die schlechteste Kleie zur Hostie gut genug findet, und über das veraltete Vorurtheil, daß nur das gewählteste Weizenmehl dazu sich eignet, mit zierlichem Kratzfuß hinweghüpft. — Da sah ich den ministeriellen Despotismus, an Hegel'scher Frechheit und Straußischer Fortbildung des Protestantismus aufranken, bei verblendeter Befangenheit in höhern Regionen um so tobsüchtiger sich gebährend, die Kirche wie ein Beamten-Büreau behandeln, die Fähigkeit zur höchsten Gewalt über sie nach dem Maaß der Mißkennung und nach dem Willen zur Beseitigung ihrer Rechte bemessen; in bitterbösem Haß selbst der Aufforderung an die christliche Liebe zum Mitwirken der Erleuchtung derer, die in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen, den Fußtritt geben; dagegen Spionen, Verhöre, Strafen gegen ihre Pflichtgetreuen aufbieten, jedem Angriff auf sie, jeder Lästerung gegen sie, jeder Verhöhnung derselben freien Lauf lassen, hemmen hingegen jede Vertheidigung, Jagd machen auf jede Darlegung der Thatsachen, knebeln selbst das wahrheitsgemäße Wort in einfacher Geschichtserzählung, dulden was die untersten Grundlagen des Glaubens zerbricht, verpönen, was einer Schutzschrift für die Gehaßte, Rechtlose, jedem Schergen Preisgegebenen gleich sähe. — Da sah ich die nichtsnutzigste Perfidie den, bei allem Vertrauen auf Erdenmacht und was derselben zu Gebote steht, dennoch ohnmächtigen Fusionsversuchen behufs eines unmerklichen Erlöschens der katholischen Kirche, mit der unterwürfigsten Zuthulichkeit und den plumpsten Kunstgriffen beispringen; dennoch, als eben das: Dich loben wir, über so glückhaftigen Ausgang von dem alten Minister *) bis

*) Altenstein.

hinab zu dem jüngsten Polizei-Sergeanten aus vollen Kehlen wollte angestimmt werden, das Ding in das Gegentheil umspringen, und das Leben, das klug und behutsam abgespießt, das still und geräuschlos entschlafen Gewähnte, wieder hervorbrechen mit seiner vollen Liebeswärme, mit seinem innerlichen, tiefen, klaren in voller Fluth wogenden Strom, und leuchten in neuer Wahrheit des alten Apostels Wort: Sie sind zu Narren geworden, da sie sich für weise hielten." Ist es nicht, als hätte Fürst Metternich Görres selbst nach Wien berufen und vor ganz Deutschland ein Votum über unsern geistigen und politischen status quo abgeben wollen?

Orientiren wir uns! Nicht das soll uns an Herrn von Hurter mißfallen, daß er Ungerechtigkeiten rügt, wo er deren zu begegnen glaubt, sondern Besorgniß erregt nur der einseitig römisch-katholische Standpunkt, von dem er aburtheilt. Sinn für nationale und Gesammtentwickelungen unsres, nicht seines Vaterlandes, fehlt ihm. Er bemüht sich nirgends, aus Widersprüchen zur Klarheit, über Gegensätze zu einer höheren Einigung zu kommen. Nichts ist ihm am deutschen Stamme lieb und werth. Er rühmt und preist Italien, bewundert sogar die Gesittung — der Neapolitaner, selbst aus dem, wie er es nennt, „madenfraßigen" Frankreich, das durch seine „Hundstagsrevolution" vollends verdorben wäre, hofft er noch Keime der ihm allein vernünftig scheinenden Weltordnung wieder entspringen zu sehen, aber was, von Rom aus betrachtet, nach Norden jenseits der Berge liegt, das alles ist ihm fremd, widerwärtig, unerquicklich und seine Lebensbeschreibung dient dazu, beweisen zu sollen, daß sich in ihm diese Gesinnung schon vom Knabenalter an entwickelt hätte.

Nur Oesterreich und sein rein erhaltendes Prinzip

hat ihn vollkommen befriedigen können. Seit der Hinrichtung Ludwig's XVI. stand der Sinn für das Ehevorige fest in ihm. Hallers Restauration der Staatswissenschaften kam seinem eignen Ideengang entgegen. Schon als Göttinger Student (1806), als es Mode war, gegen die Aufklärung in Kunst und Leben der Romantik das Wort zu reden, machte er die Mode mit und schrieb Hallern, er glaube an keine ursprünglichen Menschenrechte, sondern an das ursprüngliche Recht des Einen über den Andern, an die Rechtmäßigkeit der Vererbung eroberter oder gewonnener fremder Menschenrechte, d. h. an die Leibeigenschaft. Die verschiedenen Phasen der Umgestaltung seiner Schweizerheimath bestärkten ihn in dieser Theorie. „Leicht, sagt er (I. 96), konnte seine Anschauung (der Nothwendigkeit des erhaltenden Prinzips) aus den engen heimathlichen Verhältnissen für das Größere und Bedeutungsvolle dieselbe Richtung gewinnen." Woran wir die beiden Stellen reihen möchten: (II. 54) „Jarcke sagte es mir vorher, ich würde nicht mehr lange in Ruhe bleiben." Und: (II. 48) „In Frankfurt (a. M.) erweiterte sich der Kreis werther Bekanntschaften. Folgereich war die Einführung bei dem Bundestagspräsidenten, dem Herrn Grafen von Münch-Bellinghausen, indem ich durch dessen Vermittelung Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten von Metternich bekannt würde." Einer sehr lebhaften Einmischung in die Schweizerangelegenheiten und die aargauische Klosterfrage folgte dann der Uebertritt zur katholischen Confession und die oben genannte Anstellung.

Obgleich sich der größte Theil der Bekenntnisse des Herrn von Hurter mit der religiösen Frage beschäftigt, die wir drittens zu erörtern hätten, so ist doch das wahre Princip der-

selben ein politisches und von uns schon als hierarchische Tendenz bezeichnet worden. Die nachstehende Analyse hat den Beweis zu führen, daß Herr von Hurter in den Schooß der katholischen Kirche nicht aus innerem Wahrheitsdrange, sondern aus äußeren Gründen zurückkehrte. Von diesen äußern Gründen nehm' ich das Streben nach Vortheil und Ehrenstellen aus. Ferne sei es, von einem so geistreichen und unbescholtenen Manne anzunehmen, daß er seinem Ehrgeize die Ruhe des Gewissens geopfert hätte. Seine Umkehr soll auf Ueberzeugungen gegründet sein und nur diese zu prüfen sind wir berechtigt.

Die biographische Rechtfertigung des Herrn von Hurter hat eine sehr schwierige und kaum zu vereinigende doppelte Tendenz. Einmal wurzelt sie in dem Wunsche, dem Canton Schaffhausen als ein Geistlicher zu erscheinen, der dreißig Jahre in voller Ehrlichkeit ein Diener des reformirten Wortes war und zu gleicher Zeit will er doch wieder seinen katholischen Gönnern in München, Wien und Rom beweisen, daß der Drang, in den Schooß der „Mutterkirche" zurückzukehren, schon seit seiner ersten Kindheit in ihm geschlummert hätte. Dadurch kommt Herr von Hurter fortwährend in die auffallendsten Widersprüche. Er schildert uns seine ersten katholischen Regungen. In einem Anfalle von Gespensterfurcht hätte er schon als Kind einmal das Kreuzeszeichen gemacht. Im Kloster Rheinau hätte ihn die Frohnleichnamsfeier wunderbar bewegt. In St. Blasien hätte er als eben absolvirter Student vor der heiligsten Jungfrau „schluchzend" seine Sünden bekannt. Herr von Hurter hat Recht, wenn er behauptet, daß er bei solchen Regungen noch mit ziemlichem Gewissen Protestant bleiben und Pfarrer für Protestanten wer-

den konnte. Die Poesie einiger Gebräuche des Katholizismus wird nur ein rigoroser Verstandesmensch zurückweisen und läugnen können. Der einsame Aufenthalt in St. Blasien, einer sekularisirten Abtei, war so eigenthümlich bedingt, das erste quillende Liebesbedürfniß des Jünglingsherzens, die Wehmuth der ersten Einkehr in ein bisher todtes Innere, die Richtung der damaligen Literatur, alles das konnte zusammenkommen, um einem Bilde der Mutter Gottes gegenüber, in einsamer Kirche, sich sogar auf Thränen zu betreffen. Herr von Hurter geht noch weiter. Seine Mutter erkrankt. Als junger Geistlicher legt er sich das Gelübde auf, so lange, bis sie wieder gesund wäre, Samstags nur zwei Eier zu essen. Der Schmerz um den Verlust einer geliebten Mutter muß so groß sein, daß man der Mittel und Wege, dem Verluste vorzubeugen, manchen versucht. Der junge Geistliche, der Tiecks Genoveva öfter als Goethes Schriften las, wählte ein abergläubisches Mittel. Die Neigung eben zum Vernunftwidrigen und Orthodoxen war bei ihm der damaligen Flachheit des gewöhnlichen Rationalismus gegenüber Ehrensache. Er forcirte sich in's Orthodoxe und schrieb sogar eine Abhandlung für die wörtliche Inspiration der Bibel! Man höre, die wörtliche Inspiration! Eine solche Abhandlung würde an einem Schüler Hengstenbergs nicht Wunder nehmen. Pietist war Herr von Hurter nie, er verwirft den Pietismus. So konnt' es nur doktrinäres Renommiren sein, die verbale Inspiration zu behaupten. In demselben Uebermuth geistreicher Opposition gegen den damaligen abgestandenen Rationalismus disputirte er über die Dreieinigkeit, kurz gerade in die schwierigsten Probleme wagte er sich, im Oppositionsübermuth gegen die damals aus der Mode kommende „Auf-

klärung". Vielleicht dasselbe Renommiren ließ ihn in Gregor VII. den großen Papst bewundern. Und so kam er auch auf Innocenz den Dritten, dessen Lebensschilderung ihm in der katholischen Welt so großartige und vornehme Huldigungen zuzog. Allein das Alles ist noch kein geheimer Katholizismus. Damals durfte er noch gegen katholische Tendenz protestiren und seiner Gemeinde vertrauensvoll und vertrauenswürdig in doppelter Gestalt das Abendmahl der Eintracht reichen. Der Geist, der ihn auf Innocenz als großen Papst brachte, war Opposition gegen einseitiges Geschichtsaufkläricht, Opposition gegen die Schulmeisterei der Geschichte, die ein Jahrhundert zum Maaßstab des andern zu machen gewohnt ist und für historische Construktion keinen Sinn hat. Wir haben redliche Protestanten unter unsern Geschichtschreibern, die wie Herr von Hurter in der ersten Auflage seines Innocenz nur die Geschichte selbst reden lassen wollen und den Maaßstab der Objektivität selbst in der Reformationsgeschichte (wie viel mehr in der Geschichte der Hohenstaufen-Kämpfe!) festgehalten haben.

Als der Canton Schaffhausen 1841 von Herrn von Hurter eine Erklärung verlangte, ob er, als erster Geistlicher der Landeskirche, es redlich mit ihr meinte und kein heimlicher Katholik wäre, wich er zwar der Form und dem demokratischen Ansinnen an sich aus, gab aber bekanntlich Erklärungen, die an und für sich, ebenfalls formell, beruhigend sein durften. Ist es nun wahr, daß er damals, als er sich zur reformirten Kirche bekannte, schon im Stillen die katholische Neigung hegte und diese Neigung so alt, wie sein Leben war, so tritt hier der Fall einer Unwahrheit entgegen, die Herr von Hurter selbst fühlt und deren Schein er doch vermeiden

möchte. Hin und her schwankt er nun von Widerspruch zu Widerspruch. Er ist, sagt er, Protestant gewesen damals, als er auf sein Gewissen darüber befragt wurde und doch weiß er, daß ihm Niemand das glauben kann, er hätte erst seit seinem freiwilligen Austritt aus der Geistlichkeit auch seinen Austritt aus dem Protestantismus selbst erwogen. Glauben nämlich kann man dies deßhalb nicht, weil er sorgfältig jede katholische Regung aufzeichnet, die ihn seit frühster Jugend beschlichen hätte. Wäre Herr von Hurter so ehrlich gegen sich selbst, wie er es oben gegen Rußland und Preußen war, so mußte er sagen: Bis 1841 war ich dem Glauben nach Protestant, aber mit geheimer Liebe umfing ich das Ideal der Hierarchie. Nach diesem Geständniß würden wir herzlich gern glauben, daß in den drei Jahren von 1841 bis zum Abschwören in St. Ignazio 1844 erst die innere Erleuchtung gekommen ist.

Der hierarchische Sinn des Herrn von Hurter verräth sich in all den Mittheilungen, die er uns über die politischen und kirchlichen Zustände von Schaffhausen macht. Herr von Hurter war, wie sich nun erweist, mehr zum Staatsmann, als zum Geistlichen geboren. Er erwählte diesen letzten Beruf, wie er selbst gesteht, gedankenlos und zufällig. Kirchenämter waren in seiner Familie hergebracht. Der politische Sinn ließ sich aber in ihm nicht unterdrücken und kam zum Ausbruch bei all den Verfassungskrisen, welche die Schweiz seit 1808 zu überstehen hatte. Er, der Geistliche, stiftete ein politisches Blatt, den „schweizerischen Correspondenten", fast bei keinem der die Schweiz betreffenden politischen Ereignisse unterließ er, seine Stimme abzugeben. Schaffhausen selbst, seinem Ruf und seiner Einsicht vertrauend, sah ihn thätig bei allen Verfassungs- und Gesetzrevisionen, er lei-

tete Ausschüsse, verfaßte Gutachten und war fast für jede Lokalfrage seiner Vaterstadt eine oft entscheidende Instanz. In Kirchensachen schlug ihm selten ein Antrag fehl. Es sollte eine neue Gebetformel für den Gottesdienst eingeführt werden. Er schrieb dagegen. Sie unterblieb. Er setzte eine veränderte Besteuerung der Geistlichen und bessere Besoldungen durch. Die Krüdener predigte in Schaffhausen. Er schrieb gegen sie. Er bekämpfte das pietistische Prinzip besonders deßwegen, weil es den Unterschied von Laien und Priester verwirft und das durchweg antikatholische Selbst-Geistlichkeit-Sein befördert. Er umgestaltete die Schulen des Cantons und unterließ nichts, was zur Hebung und Förderung des geistlichen Standes beitragen konnte. Unabhängigkeit vom Staat war sein erstes Prinzip. Er fegte die Verkäufer von den Kirchen, säuberte ihre Umgebungen, verschloß sie, wenn ein weltlicher Zweck sie zu Versammlungsörtern bestimmte, er weigerte das Geläut der Glocken zu Acten, die ihm nicht geistlich genug schienen; genug, er strebte dem Ideal einer Kirche im katholischen Sinne zu, ohne katholische Glaubenssätze, ohne andre Absicht, als die, auch dem protestantischen Geistlichen eine Autokratie, eine Schlüsselgewalt zu erwerben.

Das ging so hin, bis zu der von ihm vermaledeiten Pariser Hundstagsrevolution. Das Jahr 1831 erlöste die Schweiz von aristokratischen und patrizischen Verfassungen, die Landgebiete verlangten gleiche Rechte mit den Städten und auch der Canton Schaffhausen erlebte die längst gewünschte Umgestaltung. Neue Namen tauchten auf. Die Concurrenz, um Ehrenstellen zu erlangen, wurde erleichtert. Junge Gelehrte hatten sich auf deutschen Universitäten gebildet und wurden angestellt; jüngere Advokaten kamen in die Aemter. Gene-

ration folgt der Generation. Es ist eine Unduldsamkeit der schwächsten Art, dem Nachwuchs seine 20 oder 30 Lebensjahre vorzuwerfen und nicht in entsagender Billigkeit, zu Gunsten der Nachkommen, von seinen eignen 50 zu abstrahiren. Herr von Hurter besaß diese Unduldsamkeit. Er verwarf diese ganze Bewegung. Après moi le déluge! Mit uns soll Alles zu Ende sein. Trauriger Wahn, der die Quelle der empfindlichsten Mißhelligkeiten wurde. Ehrgeizige Männer können nicht ertragen, in der Minorität zu stehen. Der Politiker Hurter, dessen Einfluß zu sinken begann, erinnert sich, daß er Geistlicher ist. Gedanken von Bannstrahlen, Abendmahlsverweigerungen u. s. w. gehen ihm durch den Kopf. Warum kann ich Euch kein Gregor sein! Warum Euch nicht verdammen zum Bußgewande von Canossa! „Wenn ein Antistes," hatte er einst (I. 283) geäußert, „seine Stellung (als erster Geistlicher des Cantons) recht verstünde, ohne seinen Willen dürfte der Bürgermeister nicht laxiren." Und siehe! Er wird Antistes! Aus einem Cardinal wird er der Papst! Er versteht seine Stellung, aber ach! der Bürgermeister verrichtet seine Nothdurft ohne ihn. Wurmsaamen das für ein ehrgeizig Gemüth! Der Zwiespalt mit der jungen Cantonalverfassung von 1831 und ihren Consequenzen wächst und keine Donnerkeile, keine Blitzstrahlen zünden! Es ist keine Kirche das, der Protestantismus! Nur Rom hat verstanden, seinen Priestern allmächtige Hände zu geben!

In näherer und entfernter Umgebung von Schaffhausen befinden sich einige katholische Stifte und Abteien. Zur Zeit vor dem Reichsdeputationshauptschlusse war ihre Zahl auf deutschem Gebiete größer. Auf schweizerischem stehen die Klöster der katholischen Cantone in voller Blüthe, die in den

protestantischen haben mancherlei Anfechtung erlitten. Rheinau, Einsiedeln, Muri wurden Herrn von Hurter früh bekannt. Seine wissenschaftlichen Studien, besonders die Vorarbeiten zum Innocenz, führten ihn in die Bibliotheken dieser Klöster. Wie Herr von Hurter selbst gesteht, daß er seinen Innocenz rein einer zufälligen Anregung (dem Ankaufen seiner Briefe auf einer Auktion) verdanke, so haben auch diese Besuche in den Klöstern den harmlosesten Zweck. Bekannt ist aber das wohlwollend freundliche Entgegenkommen der Klostergeistlichen. Man macht sie so glücklich, wenn man bei ihnen vorspricht, diese einsamen Zellen-Bewohner! Ja ermüdet von mancher Lebensplage, ergriffen von irgend einem wissenschaftlichen oder dichtenden Zwecke kann man die frommen Väter um ihre Ruhe beneiden. Herr von Hurter befand sich wohl bei diesen Mönchen und diesen Büchern. Er verließ niemals ihre stillen Sitze ohne für seinen Innocenz die erfreulichsten Resultate mitzunehmen. Seine neuen Freunde, die Aebte und Mönche, faßten auch ihrerseits Vertrauen zu dem Innocenzfreundlichen reformirten Prediger und trugen ihm, dem Conservativen, ihre Klagen und Bedürfnisse vor. Der Fürstabt von Muri brachte sogar, als seinem Kloster eine gewaltthätige Besitzergreifung drohte, die kostbaren Gefäße und Kleider desselben dem reformirten Prediger zu gefälliger Verwahrung. Ein ächter reformirter Prediger hätte sie nicht genommen; aus einer Art von Gewissen oder Courtoisie oder zarter Rücksicht auf die Grundbedingungen seiner Lehre hätte er in seiner Amtswohnung die Hülfsmittel der Messe nicht geborgen. Herr von Hurter aber, der mehr Politiker und Gelehrter als Geistlicher war, verschloß diese goldstarrenden Gewänder und mag sie oft mit eigenthümlichen Gedanken betrachtet haben. Vielleicht nur

anfangs antiquarisch, dann aber bald mit der immer lebhafter in ihm sich entwickelnden Verehrung vor einer Kirche, die binden und lösen, segnen und verdammen, öffnen und schließen, gewähren und nehmen darf. Bei einem so stolzen und hochfliegenden Gemüth, wie es Herr von Hurter besaß, diese Beengung seines Amtes, diese Gränzen seiner Machtvollkommenheit, dies presbyteriale Prinzip der Einmischung ununterrichteter, zudringlicher Laien in die Kirchenangelegenheiten zu erdulden — das ist es, was ihn hier abstieß und dort fesselte. Die Glaubensfrage war dabei unerheblich.

Jetzt erschien sein Innocenz. Das fleißige und gelehrte Werk fand allgemeine Anerkennung. Selbst dem Protestanten durfte ein Papst imponiren, der die kirchliche Gewalt die Sonne, die weltliche den Mond genannt hat, der einen Kaiser erziehen ließ, als Vormund sein Erbe verwaltete, Könige erhob und absetzte, lohnte und bestrafte, Bann und Interdict mit Nachdruck durchzuführen wußte und mit Strenge die Trennung der Priester von den Laien vollendete. Die katholische Welt nahm diese Arbeit eines reformirten Predigers erst mit Staunen, bald mit Enthusiasmus auf. Sie wurde in's Französische und Italienische übersetzt. Alle katholischen Kirchenzeitungen beglückwünschten den Verfasser, von nahe und ferne erhielt Herr von Hurter Besuche, hohe und niedere katholische Geistliche klopften an die Thür des reformirten Pfarrers und die guten Schaffhäuser wußten nicht, wie ihnen geschah. Vornehmen Sinnes konnte der so Gepriesene wohl auf den kleinlichen Bürgergeist herabblicken. Er bevorwortete sogar getrosten Muthes den Bau einer katholischen Kirche in Schaffhausen. Er reiste nach Deutschland, besuchte fast überall Convertiten und gewisse katholische Kreise, z. B. das Stift Neu-

burg bei Heidelberg, er reiste nach Wien und München. Seine Gemeinde sah mit Geduld dem wunderlichen Treiben ihres Pfarrers zu. Man hätte sogern einmal ein körniges, evangelisches Wort aus seinem Mund vernommen! Er predigte jeden Sonntag orthodoxes Christenthum mit Geist und Feuer; aber confessionellen Trost, protestantische Erhebung suchte man vergebens in den Reden, die er sorgfältig und behutsam aufschrieb und von der Kanzel ablas. Das Beispiel jenes protestantischen Hofpredigers (Stark) in Darmstadt, der den sonntäglichen Gottesdienst hielt und heimlich Katholik war, lag nicht so fern. Doch immer noch schwieg die hohe Verehrung einer Gemeinde, die sich durch den Ruhm ihres Pfarrers selbst geehrt fühlte. Da endlich kam die Anzeige eines Bauers, der den Antistes im Kloster zu Catharinenthal beim Hochamt behauptete knieen gesehen zu haben. Das mußte eine Anfrage veranlassen. Sie erfolgte, Herr von Hurter, der in der That der Feierlichkeit beigewohnt hatte, wich aus, protestirte gegen die Befugniß, ihn auf sein Gewissen zu fragen, vertheidigte sich durch seine bekannte Schrift: „Der Antistes Hurter und sogenannte Amtsbrüder" und trat, da er wohl sahe, daß der Bruch mit dem Vertrauen seiner Vaterstadt unheilbar war, aus seiner Amtswirksamkeit, drei Jahre vor seiner spätern Rückkehr in den „Schooß der Kirche".

Im Grunde könnte hier unsere Analyse schließen. Wir haben bewiesen, daß der bestallte Geschichtsschreiber Oesterreichs aristokratisch, undeutsch, conservativ und nur aus hierarchischer Tendenz Katholik geworden ist. Merkwürdig sind indessen doch die Folgerungen der Glaubensentwickelung des Herrn von Hurter, sie sind um so merkwürdiger, als die Gönner in Wien seine maaßlose Polemik gegen die Reformation und

seine begeisterte Vertheidigung der Jesuiten gelesen haben mußten, ehe sie ihn zu ihren Diensten zu verwenden beschlossen. Und weil es grade für den Augenblick nicht genug hervorgehoben werden kann, daß wir den Karlsbader Gesinnungen und Theorieen von 1819 entwachsen sind, so folge hier auf dem Wege der Deduktion noch eine fernere Beleuchtung jenes Ultraismus, der sich in den Wirren des Augenblicks jetzt von Wien aus wieder als weiser Rathgeber zu behaupten sucht.

Drei Jahre bedurfte es, ehe Herr von Hurter sich über sein Inneres sammelte. Er erstaunte, daß ihn kein Abt, kein Prälat ermunterte, katholisch zu werden. Ueberall rühmt er diese Enthaltsamkeit, selbst der Papst sagte ihm in Rom bei der zweiten Audienz nichts weiter, als die einfachen Worte: „Ich hoffe, Du wirst mein Sohn." Herr von Hurter vergißt, daß ihn die katholische Geistlichkeit nirgends unter dem Gesichtspunkt seines Gemüthes, sondern nur aus dem seines Innocenz, seiner Vertheidigung der aargauischen Klöster und anderer für die Kirche dadurch erst werthvollen Anomalieen auffaßte, daß sie von einem Protestanten ausgingen. Für die Geistlichkeit hat Herr von Hurter durch seinen Uebertritt einen Theil seines früheren Nimbus zerstört, für die Geistlichkeit hatte er, um Hofrath und Historiograph zu werden, bei seinen Gesinnungen nicht nöthig, katholisch zu werden. Dennoch erfuhr Herr von Hurter, daß schon lange einige frömmere Gemüther für ihn am Rhein, an der Maas und an der Donau beten ließen. Aus der Fülle der Charitas widmete man ihm hinterrücks, ohne daß er davon ahnete, eine Reihe von Mementos. Er erfuhr von dieser rührenden Sorge, fühlte die Wirkung die-

ser Gebete, die jetzt auch, wie er hinzufügt, für seine noch protestantische Frau in Frankreich, Italien und Deutschland angestellt werden und setzte seiner beschaulichen dreijährigen Sammlung durch die Reise nach Rom und den Uebertritt zu St. Ignazio (Loyola) die Krone des Geheiligten auf.

Kein Wort über diese Entwickelung! Kein tadelndes über den Hingang zu frommen und guten Menschen, denen wir die Freude gönnen, den Abgefallenen zu den Ihrigen zu zählen! Die Frage über den größern oder geringern Werth des Katholicismus kommt hier nicht in Betracht, wohl aber die Polemik eines Geschichtsforschers in seiner beachtungswürdigen neuen Stellung. Diese Polemik gegen Luther und die Reformatoren ist die maßloseste und heftigste. Jener ist ihm ein Bibelfälscher, diese sind ihm unsittliche Landstreicher gewesen, wenigstens in der Schweiz, wo sie die Rolle gespielt hätten, die jetzt dort Weitling und die Communisten spielen! Der Deutschenhaß des Schweizers tobt sich in Blitz und Donner aus. Der Gedanke, daß in dem Bestreben der Kirche, schon vor dreihundert Jahren sich von Rom zu trennen, ein Symptom nationaler Vervollkommnung, ein Suchen nach einer volksthümlichen allumfassenden Einheit lag, liegt seinem undeutschen Sinn entfernt. Er sieht nur Kirche, Kirche, Kirche! Die unsichtbare Kirche, die Christus lehrte, hat ihm keine Berechtigung; keine Berechtigung hat ihm das Individuum in seinem Wahrheitsdrang, die Persönlichkeit in ihrer unmittelbaren Beziehung zu Gott. Er schildert die Gewaltthätigkeit, mit der die Reformation durchgeführt wurde, und vergißt, daß Mißbräuche so gehässiger Art, wie sie wollte, abzuschaffen, nicht anders möglich war, als mit einer Entfesselung aller Leidenschaften und momentan sogar mit einem Schwanken der gesellschaftlichen Ordnung.

Muß man einen Historiker belehren, daß die Geburten der Geschichte, wie des Menschen, nie ohne Schmerzen vor sich gehen? Herr von Hurter weiß nichts von den Grausamkeiten gegen die Albigenser, nichts von Hußens Flammentode, nichts vom spätern Alba, in dessen Bewunderung er sich wahrscheinlich mit Professor Leo in Halle begegnet. Das katholische Prinzip ist ihm ein sanftes, mildes, menschenfreundliches. Ich gebe zu, daß Luthers Sprache zuweilen minder derb und unfläthig sein könnte. Ich gebe dies um so mehr zu, als wir ja selbst jetzt ringen, uns vom starren in Augsburg fixirten Lutherthum zu befreien; aber einmal ist er hier wieder der Schweizer, der am resoluten Wesen der deutschen im ersten lallenden Stadium damals befindlichen prosaischen Schriftsprache kein heimathliches Interesse nimmt, und zweitens übersieht er, daß jene sanften, hochgebildeten, gerade zur Reformationszeit auftauchenden katholischen Erscheinungen in Italien aus der Blüthe einer classisch gereiften Literatur und einer feinen geselligen Sitte hervorgingen, an welcher der doctrinäre Gehalt des Katholicismus sehr wenig betheiligt ist. Um nur Herrn von Hurters gehässigen anecdotenhaschenden Declamationen gegen seinen früheren Glauben ein Beispiel entgegenzuhalten, wie würde sich wohl drüben folgende Thatsache gestalten: Ein katholischer Professor oder Priester ließe sich beikommen, über einen der Reformatoren oder der Vorläufer derselben, z. B. Wiklef, so zu schreiben, wie der reformirte Antistes Hurter über Papst Innocenz schrieb. Was würde geschehen? Zwang zum Widerruf und Absetzung wäre doch unstreitig die nächste Folge. Woraus ist die deutsch-katholische Bewegung anders hervorgegangen, als aus dem nationalen Gefühl, daß wir, ohne Unterschied der Confession,

Alles, was Deutschland Tüchtiges erzeugte, auch allseitig verehrt wissen wollen? Das Volk will sich seine nationalen Errungenschaften nicht nehmen lassen und hat am Vergangenen um so mehr seine Freude, als das Einseitige anfängt, siegreich überwunden zu werden und kein starrer Formel- und Perrückengeist auch von unsern protestantischen Universitäten und Kirchen mehr ausgehen und herrschen darf. Die Einigung in einem Dritten, auf den Grund der unumstößlichen Wahrheiten der Bibel und der Persönlichkeit Christi, ist nahe vor der Thür und Gott wolle unsre Großen erleuchten, daß aus diesem Ringen kein buntes Blasenwerfen und leeres Wortschwärmen, sondern ein aus tiefstem Fundament sich gestaltender Organismus werde!

Im März 1844 reis'te endlich Herr von Hurter nach Rom. Niemanden, selbst dem Nuntius in Luzern nicht, eröffnete er seine Absicht, überzutreten. Doch der Prior der Karthäuser in Ittingen empfahl ihn, in Vorahnung seines Entschlusses, schon der Fürbitte der Erzbruderschaft zum unbefleckten Herzen Mariä in Paris und das Gebet derselben wirkte, unterstützte. Schon in Pavia drängt es Herrn von Hurter, die Reliquien des heil. Augustinus zu küssen. Fast besitzt er schon die Kraft, in Assisi an die Stigmatisation und das Schweben des heiligen Franciscus zu glauben. Es schmerzt ihn, daß seine Vernunft dazu doch noch zu sehr reformirt, zu sehr in den Vorurtheilen von Schaffhausen befangen ist. Endlich ist er in Rom und gedenkt seines Auftrags vom Kloster Einsiedeln. Dieser Auftrag (für einen Reformirten, der, wie Herr von Hurter sagt, Niemanden seine Absicht, zu convertiren, ahnen ließ, merkwürdig!) lautete: „dem Papste die Füße zu küssen."

Das ehrwürdige Oberhaupt der Kirche empfing Herrn von

Hurter dreimal, wies aber das Küssen seiner Füße zurück. Alle Klöster waren von seiner Ankunft unterrichtet, überall kam ihm Verehrung und schon brüderliche Liebe entgegen. Er besuchte die Kirchen und geistlichen Genossenschaften Roms, lernte Cardinäle, hochstehende Beichtväter, Ordensgenerale, vornehme Convertiten kennen. Der Entschluß, überzutreten, behauptet er, wäre noch nicht zu völliger Reife gediehen gewesen und in der That führte er ihn erst acht Tage vor seiner Abreise von Rom aus, nachdem er drei Monate in Italien schon verweilt hatte. Was die Schuld dieses Schwankens getragen haben mag, innere Furcht vor sich selbst, vor seiner Vergangenheit, vor der Zukunft, das sagt er nicht, deutet aber an, daß er als Vater und Gatte moralisch gebunden war. Die Winke, die Herr von Hurter hier offen vor aller Welt über seine Gattin giebt, wird Niemand ohne Mitleid mit dieser Frau lesen können. In den beiden ersten Bänden erwähnt er sie nicht einmal. Im dritten versichert er, daß wie einst für ihn, so aller Orten jetzt für die Bekehrung seiner Frau gebetet würde, erzählt eine Menge merkwürdiger Frauen-Uebertritte und schließt ihn mit einer Allegorie von der Kirche als Mutter, die da ihre Kinder (drei in Wien angestellte Söhne des Herrn von Hurter folgten des Vaters Beispiele) nie vergesse, sondern treulich Acht hätte, daß die „ihrer Hut sich Uebergebenden von dem Wege, der zu des Vaters Haus führt, nicht ablenken.“ Ja er schließt mit der Aeußerung einer übergetretenen Frau, die ihm gesagt hätte: „Seit ich der Kirche angehöre, werde ich es inne, daß der liebe Gott, wenn er auf der einen Seite mir einen Backenstreich giebt, auf der andern an Liebkosungen es nicht fehlen läßt.“

Die in Italien fortgesetzte Polemik gegen protestantische Kirche und Staat ist ein Gemisch der verkehrtesten Anschuldigungen und übelwollendsten Mißachtungen und Entstellungen. Italien in seinen schwächsten administrativen Verhältnissen wird, weil es katholisch ist und conservativ regiert wird, allen die Signatur der nordeuropäischen Aufklärung tragenden Einrichtungen vorgezogen. Selbst die Bettler und Lazaroni vervollkommnen Herrn von Hurter das schöne Gemälde, das ihm Italien in die entzückte und von weltlichem und kirchlichem Weihrauch umnebelte Seele schrieb. Daß dieses besonders im Kirchenstaat ihm so glückliche Italien seine Klerisei mit fremden Soldtruppen schützen muß, daß in Rom neben den Prozessionen auch militärische Aufzüge zur Tagesordnung gehören müssen, erbittert Herrn von Hurter fast zu Thränen. Aber die Schuld dieses Widerspruchs, fährt er fort, trägt jene Rotte von Umwälzern, die sich das junge Italien nennt. Wie, ruft er in einem wahrhaft kindisch gewordenen Räsonnement (III. 313) aus, diese Umwälzer brüsten sich damit, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern, und tragen sie nicht die Schuld, daß die Waffenmacht erhöht und die Steuerlast immer drückender wird? Das klingt doch wahrlich, als wenn der Hirt zum Schaafe sagen wollte: Es geschieht dir schon recht, daß ich dir das Fell über die Ohren ziehe, warum stellt dir der Wolf nach!

Die Naivetät des Herrn von Hurter ist merkwürdig. Er spricht (III. 284) von der Concentration aller Interessen der katholischen Kirche zu Rom. Statt uns nun in Deutschland zu beruhigen, daß in der That von dem möglichst allwissenden Auge des Stellvertreters Christi jedes Haar auf dem

Haupte seiner Gläubiger gezählt wäre, statt die Glieder der katholischen Kirche in Westpreußen, Schlesien, Posen, Westphalen und am Niederrhein zu versichern, daß in Rom alle ihre Interessen auf's Innigste bekannt und gewahrt würden, verräth er, daß diese Centralisation eine erträumte, diese Bekanntschaft mit sich, welche die römischen Katholiken z. B. in Köln so papstfromm und romvertrauend macht, eine illusorische ist. „Man hat, sagt er, sich fest in die Meinung verrannt, Rom seie über allen Detail der deutschen Kirche aufs Genaueste und bis ins Geringfügigste informirt, auch lasse es nichts und keine Gelegenheit vorübergehen, um auf sie in jeglicher Weise einzuwirken; offne und geheime Kanäle in Menge wären vorhanden, mittelst welcher römische Ansichten, Gesinnungen und Neigungen zu beharrlich verfolgtem Zweck verbreitet würden. Eine rastlose, ins Wunderbare gehende Thätigkeit herrsche dort, um anzubahnen, durchzusetzen, festzuhalten, was in Roms Interesse nur immer erzielt werden wolle. Man meint, es gelte hier in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands, was in Schiller's Don Carlos der Großinquisitor zu dem König sagt: „Dein Leben liegt angefangen und beschlossen in der Santa-Casa heiligen Registern." Darum dürfe man in Rom nur nachschlagen, um selbst über die unbedeutendste Specialität einen Actenstoß hervorlangen zu können. — Dem aber ist nicht so; denn der Schluß aus analogen Verhältnissen ist kein gewagter. Ich habe in Bezug auf die Vorgänge und Zustände in der Schweiz, welche doch in neuester Zeit die Kirche wesentlich berührt haben, bei weitem nicht diejenige genaue Kenntniß gefunden, welche ich unfehlbar voraussetzte, ja bei mehrern Cardinälen (die man sich doch insgesammt als Glieder des obersten Raths der Kirche, daher

mit den Angelegenheiten derselben genau vertraut denkt) zeigte sich ein Mangel hieran, der mich in Staunen setzte. Sollte es demnach in Bezug auf deutsche Angelegenheiten, die noch dazu ungleich umfassender, mannigfaltiger, weiter verzweigt und dazu versteckter sind, als die schweizerischen, anders stehen? Diese berühren, wenn man selbst diejenigen rein katholischen Cantone dazu zählt, in welchen die kirchlichen Verhältnisse niemals getrübt waren, eine Zahl von 800,000 Katholiken, jene, wenn man Oesterreich und Baiern ausnimmt, das Zehnfache. Ist die Kenntniß in Beziehung auf jene eine mangelhafte, sollte sie in Beziehung auf diese vollständiger und tiefer gehend sein?"

Das ist ein sehr schlimmes Geständniß! Aber Herr von Hurter geht noch weiter. Er will das Schreckbild des Ultramontanismus widerlegen, er will die Furcht beseitigen, daß in Deutschland alle katholischen Angelegenheiten unmittelbar von Rom aus dirigirt würden, entzieht aber allen Gläubigen die Stütze ihres Vertrauens, wenn er hinzufügt, daß das Mindeste, was man in Rom doch zu diesem Zwecke antreffen müßte, Kenntniß der deutschen Sprache wäre, allein diese wäre bei Niemanden von Einfluß anzutreffen. Der gute Herr von Hurter beweise nun einmal der deutsch-katholischen Richtung, daß sie kein Recht hätte, sich von der römischen Leibeigenschaft zu emanzipiren; er bestreite uns das Recht, für unsre ewigen Angelegenheiten uns selbst bevormunden zu wollen; ja auch den römischen Gläubigen in Köln, Bonn und Breslau beweise er nach solchen Prämissen, daß diese geistlichen Italiäner, die von Kant, Fichte, Hegel, Schelling, von Schiller und Goethe, von unsern großen und erhabenen Geistern nichts wissen, ein Recht haben könn-

ten, die ihnen völlig unverständliche Hermesische Lehre zu verdammen!*)

Der Segen, den die Nonnen von Catharinenthal und die Karthäuser von Ittingen dem Herrn von Hurter mit auf den Weg gaben, muß von einer wunderbaren Kraft gewesen sein; denn sonst ist zu begreifen unmöglich, wie man an so manchem wesentlichen Punkte des kirchlichen Lebens in Italien Anstoß nehmen und doch seinen Glauben abschwören kann. Die Frohnleichnamsfeier in Rom mißfällt Herrn von Hurter. Die vornehmsten Orden, z. B. die Jesuiten, hielten sich für zu vornehm dazu, dem Zuge zu folgen und die übrigen machten die ihm so theure Festlichkeit nur mechanisch mit. Luther sah das vielleicht auch vor dreihundert Jahren in Rom und kehrte zurück nach Deutschland und lehrte uns, den Weg zum Himmel nur über die Bibel nicht über den Papst zu nehmen. Vollends zur Verzweiflung brachte Herrn von Hurter die weltliche, opernhafte und von ihm als wahrhaft frivol geschilderte geistliche Musik in ganz Italien. Ei, das haben wir alle gehört, wenn wir durch Italien reisten. Die Glocken, mit Hämmern geschlagen, haben uns Allen mißfallen, die Orgeln mit Janitscharen- und Glöckleinregistern haben uns nie erbaut, die in heiligen und ehrwürdigen Fällen aufgeführten Musiken waren uns allen alte Bekannte aus den Opern Donizettis und Bellinis und doch, doch soll die römische Form des Katholicismus gepriesen und anempfohlen werden? Herr von Hurter werde doch besonnen! Er besuche in Deutschland katholische Kirchen und wird finden, daß unser nationaler Sinn uns vor solchen Ausartungen, die unter den Augen

---

*) So erfüllt sich also im Ernst, was im achten Bande dieser gesammelten Werke S. 337 flg. im Scherz geschrieben wurde.

und Ohren des Papstes sanctionirt wurden, immerdar bewahrte. Vollends möchten wir ihn fragen, würde jene Ausartung der Kirchenmusik je bei diesem unpoetischen, ungemüthlichen, sektirerischen und irreligiösen Protestantismus möglich gewesen sein? Wo haben sich die Himmelsklänge des Pergolese und Marcellus fortgepflanzt? Die Bachs, Händel, Fasch, Graun waren Protestanten, in neuster Zeit sind Friedrich Schneider, Mendelsohn Bartholdy Protestanten.

Empörend ist es, wenn Herr von Hurter, der dreißig Jahre protestantischer Pfarrer war, seine früheren Glaubensgenossen bei Gelegenheit der in der katholischen Kirche üblichen milden Stiftungen und Spenden (III. 421) frägt: „Wo sind bei Euch Personen, die 200,000 Scudi für Schulen hergeben?“ Bist du so von Vergessenheit geschlagen aus unserer Kirche geschieden, daß du die Fülle von Kirchengaben und Schulstiftungen, die der Protestantismus als Liebeszeichen einzelner Gemeindeglieder aufzuweisen hat und täglich aufweist, vergessen konntest? Nicht dreihundert Schritte von meinem Schreibepult entfernt wohnt ein edler Protestant, der noch vor einem Jahre demjenigen Geistlichen, der eine gewisse von ihm aufgestellte Frage genügend beantwortete, 10,000 Gulden schenkte! Und welche Fülle von Schul-, Universitäts-, Spital-, Armenstiftungen in allen protestantischen Landen! Ist dir nie Kunde zugekommen von jenem protestantischen Kaufmann in Triest, Namens Streit, der der Schule, die ihn einst bildete, dem Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, sein ganzes Vermögen, weit über 100,000 Thaler zur Unterstützung armer Studirender schenkte? Einem andern Gymnasium in Berlin, das ich selbst besuchte, hatte ein Wohlthäter, Namens Brumbey, 30,000 Thaler

zu einem Freitisch für arme Schüler geschenkt. Die Menge der milden Stiftungen Sachsens, Hamburgs, Frankfurts (a. M.) ist so groß, daß darüber starke Kataloge erschienen sind.

Aber das Wunder vom fließenden Blut des heil. Januarius in Neapel scheint Herrn von Hurter für jede vernünftige Verständigung unfähig gemacht zu haben. Dieses Phänomen, über welches vielleicht nur Justus Liebig geeignete Auskunft geben könnte, scheint dem Neophyten über jeden irdischen Zweifel erhaben. Ich erstaune, daß die schon in den historisch-politischen Blättern von G. Görres und Phillips enthaltene Abhandlung vom Blut des heil. Januarius aus der Feder des K. K. Historiographen geflossen ist: sie findet sich in seiner Bekehrungsgeschichte wörtlich wieder. Herr von Hurter ist des festen Glaubens, daß das Blut des vor mehr als tausend Jahren enthaupteten Märtyrers wirklich in den alljährlich dreimal zu St. Gennaro in Neapel vorgezeigten Fläschchen sich befinde, wirklich im festen Zustande verharre und wirklich, bei einer Berührung mit dem Schädel des Heiligen, fließend werde. Er hat diese Erscheinung dreimal beobachtet und dreimal sich überzeugt, daß hier weder Betrug Anderer, noch Selbstbetrug stattfinde, daß diese Flüssigkeit, die er freilich nur ansehen konnte, kein Gefrorenes ist, das allmälig zerfließt, kein Peruvianischer Balsam, sondern das wirkliche Blut, das erst geronnen und dann durch ein Wunder, nicht durch hinzutretende Wärme fließend wird. Poggendorfs Annalen der Chemie mögen diese Abhandlung prüfen! Merkwürdig ist, daß der gläubige Verfasser von all den durch ihn widerlegten Einwänden den politischen vergißt, nach welchem das Blut des heil. Januarius dann nicht floß, wenn gewisse „Verumständungen" wie Herr von Hurter schreibt, eintreten, z. B.

Revolution, Cholera, Kirchenbeschränkungen u. dgl. Auch die Geschichte von Mürat hätte er erwähnen sollen, der den Wächtern des geheimen Orakels sagen ließ, als das Blut nicht fließen wollte: Entweder fließt das Blut des heil. Januarius oder Eures! Und siehe! es floß. Herr von Hurter ist wiederum naiv genug, zu sagen: (III.376) „dem feurigen wundergläubigen Neapolitaner wäre zur Belebung seines Christenthums das Blut des hl. Januarius nothwendig.“ Nothwendig? Hört da nicht alle Debatte auf? Eine Religion so sinnlicher Ausartung sollte irgendwie auch uns kältern Deutschen, die wir nicht wundersüchtig sind, über die Gebühr zu empfehlen sein?

Neapel, das ist Herrn von Hurter in allem Ernst das Land der wahren, der mustergültigen Religiosität. Dort und in Modena, bei dem auch in politischer Hinsicht ihm so hochachtbaren Herzoge, ist ihm wohler, als selbst in St. Gallen, in Luzern, in Rom sogar. In Rom scheint es ihm wahrhaft nur beim Papst selbst gefallen zu haben und deßhalb auch sein langes, von der Geistlichkeit fast mit Befremden bemerktes Zögern zum wirklichen Uebertritt. Man bietet ihm an, seine Abschwörung geheim zu halten. Er weigert sich dessen. Baron Giovanelli frägt ihn erstaunt, wann er denn ein Ende machen würde? Theiner macht ihm bittere Vorwürfe, daß er „von Rom wieder so wegginge, wie er gekommen wäre“. Er erwarte noch Briefe, deutet er an geantwortet zu haben. Ob diese Briefe von Wien oder Schaffhausen kommen sollten, wird nicht gesagt. Endlich nahte die Ceremonie. Endlich legt er sein Glaubensbekenntniß in die Hand des Cardinals Ostini. Der verhängnißvolle Schritt war geschehen: er hatte den Papst unterrichten lassen: wann und wo, damit vor Sr. Heiligkeit „kein Geheimniß statt fände.“ Erwartete der stolze

Proselyt die Gegenwart des Kirchenfürsten? Mindestens beklagte er sich beim Cardinal bitter, daß man ihn so „kurzgefaßter Weise," „fast cavalièrement" aufgenommen hätte. Wahrscheinlich hatte er gehofft, daß man in demselben Augenblick in der Engelsburg die Kanonen lösen würde.

Wenn uns nicht die Persönlichkeit des Herrn von Hurter dazu hätte dienen sollen, von ihm rückzuschließen auf die Gesinnungen und Theorieen seiner mächtigen Freunde, so könnten wir unsre Analyse hier beenden. Unerläßlich aber zu diesem Zwecke bleibt es noch, mit wenigen Worten die begeisterte Apologie hervorzuheben, welche Herr von Hurter den Jesuiten widmete. Es ist dies unstreitig diejenige Episode seines Werkes, in welcher sich Herr von Hurter von der belesensten, selbst geistreichsten Seite zeigt, zu gleicher Zeit aber auch diejenige, die uns für den bestallten Reichshistoriographen Oesterreichs die folgenschwerste Anknüpfung bietet.

Herr von Hurter lobpreist die Jesuiten. Er wirft ihren Feinden den Handschuh hin und nennt sie die edelsten und treuesten Stützen der Religion und die liebevollsten und aufrichtigsten Beförderer des Menschenwohls. Der Kampf gegen eine fabrikartige Befeindung der Jesuiten, wie sie sich die Leipziger Buchhändler bei Büchermachern aller Art bestellen, konnte einem Mann von so großer Gelehrsamkeit, wie Herrn von Hurter, nicht schwer fallen. Es mögen da in den Broschüren und Broschürchen eine Menge gedankenlos nachgeschwätzter Anecdoten aufgestapelt liegen, die allerdings die Kritik nicht aushalten. Eins dieser Schriftchen schreibt das andere ab und vergißt, daß die Quellen, auf welche die Anschuldigungen des Jesuitenordens zurückgehen, sich in Pombals und Choiseuls Zeiten verlieren, wo die Regierungen nicht

immer aus ganz lautern Quellen gegen die Jesuiten schreiben ließen. Unser Apologet scheint zwar Eugène Sue's „ewigen Juden" nicht gelesen zu haben, aber selbst diese romantisch übertriebene Carrikaturzeichnung möchte dem kundigen Forscher leicht ebensoviel Blößen bieten, wie dem Geschmack. Auf die jesuitische Casuistik in der Moral läßt sich Herr von Hurter wohlweislich nicht ein. Aber wer würde ihm nicht glauben, daß die vom Orden selbst verdammte Schrift des Mariana, die bekanntlich in gewissen Fällen selbst für Königsmord Dispens verspricht, die Stimme eines Einzelnen ist, die in der That für die Beurtheilung einer ganzen Genossenschaft nicht schlagend sein mag.

Herr von Hurter hat in Rom mit dem General der Jesuiten, P. Rothan, (der kein Deutsch versteht, also auch kein Deutscher sein kann, wie man öfters geglaubt hat,) verkehrt. Ein Jesuit, Peters aus Paderborn, war sein Dollmetscher. Interessant ist die Notiz, daß etwa ein halbes Hundert deutsche „Germaniker" in St. Saba von den Jesuiten zu Priestern gebildet werden. Wenn Herr von Hurter sich wundert, daß die Jesuiten sich über ihre Feinde niemals gehässig äußerten, so ist das Schweigen über ihre Leiden, wie er selbst erwähnt, Ordensregel. Auch sieht er von Rom aus wohl, wie herrlich überall ihre Saat aufgeht, wie mächtig ihr Einfluß gewinnt, wie weit sie ihre Vorposten in's Land der Ungläubigen vorauszuschicken wagen und wie die Schulen allmälig wieder in ihre Gewalt kommen werden und wie sie es sind, die das hie und da etwa nachgebende Gebäude der römischen Kirche aufrechthalten und stützen werden.

Die Gesellschaft Jesu kann sich keinen beredteren Fürsprecher wünschen, als den neuen Geschichtsschreiber Oester-

reichs. Scharf und schneidend ist das Schwert, das er für die Rechte der ehrwürdigen Väter schwingt. Nur Ministerialismus und Beamtenwillkür hätte sie einst gestürzt, Clemens Ganganelli, der Papst selbst wäre gegen den Unglauben und Voltairianismus des achtzehnten Jahrhunderts nicht genug gewappnet gewesen und hätte die Bulle Dominus ac Redemptor aus der Hand des spanischen Gesandten zum Unterzeichnen bekommen. Einer trüben Zeit des Exils und des Elends, wo die größten Feinde der Kirche, Preußen und Rußland, den Werth des Ordens erkannt und geschützt hätten, wäre mit der Bulle Sollicitudo omnium das Heil der Welt zurückgekehrt und die Kirche hätte wieder ihren wahren Schwerpunkt, die Schule wieder ihre rechten Leiter gefunden. Von einer irgendwie verminderten Hoffnung auf die glorreichste Zukunft der Gesellschaft Jesu ist bei dem durch den Fürsten Metternich erkornen Geschichtsschreiber Oesterreichs keine Rede.

Ueber eine solche Gesinnung genüge der einfache Bericht! Die Abneigung vor den Jesuiten, die selbst die katholische Welt theilt, ist ein Instinct, eine Furcht, die ihren Ursprung in einer unerklärlichen Idiosynkrasie hat. Zu widerlegen ist da wenig. Was soll man dazu sagen, wenn Herr von Hurter behauptet, die wahren Feinde der Jesuiten wären in allen Ländern nur die Freimaurer, diese Kreuzeshasser, die die Bleiwage zum Symbol des Menschheitbaues zu machen seit Jahren wühlten! Die Freimaurerei ist ihm eine Art europäischer Gustav-Adolph-Verein, eine unterirdische Aufklärungs-Vehme gegen die Christusbekenner, ein geistiger Assassinenbund gegen die katholische Kirche. Jesuit oder Freimaurer? ist Herrn von Hurter die Frage der Zeit und er weiß, daß nicht die Johannisbrüder, sondern die Loyolasöhne siegen werden.

Sieben Jesuiten, die nach Luzern kommen sollten, haben eine Revolution veranlaßt, ruft er spottend aus. Er sollte seinen Satz, um ihn wahr zu machen, umkehren. Wie ist es möglich, fragen wir, daß die Bildung erschaudert vor dem Gedanken, daß sich ihre Bestrebungen sollen von Jesuiten paralysiren lassen, wenn es auch nur sieben an der Zahl sind! Umgekehrt, ob die Verfolgung der Jesuiten gerecht oder ungerecht ist, sie werden einmal gefürchtet und das Fürchtenswerthe an ihnen ist eben die Ueberzeugung, daß sie sich nur durch gewaltsame Mittel halten können. Diese Thatsache schlägt die ganze leidenschaftliche Vertheidigung des Herrn von Hurter nieder. Die Existenz der Jesuiten ist keine nothwendige, sie wollen sich aber nothwendig machen. Sie suchen uns das seit fünfzig Jahren zu beweisen; sie fühlen, daß sie sich gegen die Antipathie der Zeit nur coute que coute behaupten können und an den Fingern zählt man's ab, daß ein solcher Kriegszustand gegen die Menschheit über die Gränzen der Religion, der diese Gesellschaft doch zunächst allein gewidmet sein will, hinausgeht. Wo folgt den Jesuiten Segen? Fluch folgt ihnen, wie Luzern beweist. Wenn hier das wahre apostolische Christenthum im Spiel gewesen wäre, hätten jene Sieben nicht längst auf eine Berufung verzichten sollen, die, immerhin auf Mißverständnissen beruhend, doch mit blutigen Folgen verknüpft war? Das gesetzliche von der Regierung abgeforderte Veto gegen die Jesuiten war in Luzern von Tausenden unterstützt: wenn nur hunderte jene sieben nicht haben wollten, so durften sie nicht kommen, so sie Jünger Christi und nicht eben jenes dumpfen spanischen Reiterobristen Loyola waren.

Wir leben in einer Welt, die streitend in zwei Feldlager

getheilt ist. Gewaltige Erdbeben haben seit fünfzig Jahren das Meer der Sitte und des Glaubens aufgewühlt. Trümmer auf Trümmer warf die erzürnte Woge an das nackte Ufer des Lebens und fünfzig Jahre sammeln und zimmern sie, das Gestrandete zu leimen und zusammenzufügen. Darüber entbrannte der Kampf.

Die Einen reden von einem neuen Himmel und einer neuen Erde. Der steinigte Schooß der Mutter ist der alte geblieben, ja härter geworden, denn früher; aber drüberher soll ein Friedensbogen neuer Meinungen über Kirche und Staat und Gesellschaft sich ziehen. Dem Rausch von Republiken folgte die nüchterne Erwägung der menschlichen Natur, welcher ein Bollwerk zu setzen wäre in der freien Rennbahn des Ehrgeizes und der Ruhmsucht. Man kehrte zurück zur Monarchie, nahm ihr aber die Gewalt, die verwunden konnte. So wie einst regiert wurde, so wie einst geglaubt wurde, das zurückzuführen, ward unmöglich. Solche Herrscher, wie einst über die Erde schritten mit eisernem Fuß, würden nur auf ihren Thronen zusammenbrechen. Solche Ausflüsse urweltlicher Majestät, wie einst wetteifernd mit der Sonne über die Menschheit hinwegstrahlten, aber auch loderten und sengten, würden kometenartig bald aus der Bahn der Gestirne sich selbst hinausschleudern. Gewalt bedarf die Ordnung der Gesellschaft, aber nur solche gestattet sie fürder, die sie selbst überträgt. Daran ist nicht mehr zu rütteln, dagegen ist kein Aufhaltens mehr, das bricht sich durch und wehe dem, der sich in die Strömung des Wildbachs und den Sturz des Gerölles wagt. Die neue Religion läugnet die Gottheit nicht, aber sie durchbricht die Formeln, die ihr Wesen bannen wollen. In uns das Ebenbild der Liebe! Aus uns die Andacht,

die wie Opferflamme nach Oben steigt! Bist Du Priester? Lehre uns das Räthsel, das uns geschaffen hat! Kannst Du es nicht, so kniee mit uns nieder und beuge Dein Haupt vor dem, der unerforschlich ist! Zwei Wahrheiten, eine Philosophie und eine Religion, kann es nebeneinander nicht geben. Durchdrungen, eins aufgelöst ins andre, ist der Glaube, der nur noch beseligen kann. Nie wird sich der Glaube verlieren, daß die große Halbscheid der Weltgeschichte mit Christus bezeichnet ist. Wir fühlen uns in dieser zweiten Hälfte und fühlen uns in diesem Weltheiland, den wir Mensch nennen, des Menschen Sohn, wie er genannt sein wollte, und den wir inniger dann erst lieben, wenn er unser Bruder ist. Unser Verneinen gegen den Papst, eine überwundene Station des geschichtlichen Geistes, unser Verneinen gegen die symbolischen Bücher, die zweite überwundene Station des geschichtlichen Geistes, ist das alles ohne Schöpfung, ohne Positivität? Sind diese Kirchen, die wir mit Maienzweigen des Friedens schmücken wollen, luftige Träume, die in den Wolken schweben? Je länger Ihr uns Widerstand leistet, desto höher wird, wie bei den sibyllinischen Bücher, der Preis, desto größer die Gefahr. Seht, der Genius der Geschichte hat einen Cirkel in der Hand und spannt ihn aus, um die Kreise der Epochen zu ziehen. Erst spannt er die Oeffnung klein! Es war vielleicht die Epoche der Albigenser, der Waldenser, Hußens, Savonarolas. Ihr hindertet den Umkreis des Cirkels. Da faßte der Genius die Oeffnung weiter und setzte an zu Luther und Calvin. Ihr hindertet ihn wieder, den Radius zum Kreise zu ziehen, da setzt er wieder an und wieder weiter zur Revolution! Und verhindert ihr auf's Neue den Wunsch, zum Abschluß eines Kreises zu kommen, so öffnet er den Cirkel noch weiter und

setzt an zu einem Radius, der da heißt: Reaktion der Materie, Anarchie, Gütertheilendes Chaos!

Im andern Feldlager thronen nicht nur die Gewaltigen, sondern auch verblendete Weise. Sie pochen nicht nur auf Hochmuth, Habsucht, Ehrgeiz und erträumte Begriffe von Oberherrlichkeit, sondern auf einige schimmernde Ideen. Sie sagen: Beweiset uns, daß der geringste Lazzarone Eure Volksbeglückung bedarf! O Thor, der du dich so gern anklammerst an die heiligen Ueberlieferungen des Christenthums, riefen die Sachsen Karl den Großen, als er ihnen das Christenthum brachte? Riefen sie Bonifacius, als er ihre heiligen Eichen umhieb? Tauftet Ihr nicht wider Willen die Völker, aus Liebe zur Wahrheit, in heiliger Ueberzeugung, daß die Gewöhnung an das Bessere und Richtigere nachkommen werde? Ihr sitzt in stolzer Ferne, umgürtet mit dem Schwerte der Gewalt, geschirmt von dem materiellen Schwerpunkte der Massen, die ihr in Beamte, in Krieger, in Priester verwandelt habt! Ihr seht mit Spott, daß der neue Geist sich mühsam Bahn bricht. Ihr lächelt jetzt der Verwirrung, die die religiöse Frage in die Reihen der Gegner brachte. O darin habt ihr Recht! Menschlich entwickelt sich Alles hienieden. Menschlich war der Rock des Heilandes, den sie im neunzehnten Jahrhundert zu Trier auszustellen wagten, menschlich war das Trachten der Apostel, menschlich waren die Ursachen und Beweggründe der größten Begebenheiten. Wer könnte Alles billigen, was wir in guter Absicht seit einigen Jahren Verkehrtes in Deutschland erlebten auf politischem, auf religiösem Gebiet, in Berlin, in Schwaben, von Schneidemühl bis Constanz! Aber das ist Staatsweisheit, durch die Nebel die Sonne zu wittern, sich nicht irren zu lassen die

kleinen Mittel bei großen Zwecken, Vertrauen zu hegen selbst da, wo Widersprüche sich überjagen und die Gegensätze beinahe aufzuheben scheinen. Es gibt vielleicht einige Mächtige in Deutschland, die zuwartend im Stillen dem Gange der Dinge folgen. Aber man siehts, dies Vertrauen soll ihnen vergiftet, die Gefahr vergrößert, der Schein einer friedlichen Lösung verdächtigt werden. Da schleichen im Dunkeln die Sendlinge der Weisheit von 1819 an die Höfe, Mahnungen, Bitten, Warnungen werden gespendet, als sendete ein alter Seher aus seiner Felsenschlucht vom Berge Libanon seinen klugen Rath. Man ruft, man lockt, man schreibt Versammlungen aus ins grüne Land der Reben, drängt sich den protestantischen Fürsten auf zu Land und zu Wasser; man will das Eine dulden, das Andere gewähren, nur dies ganz bestimmt bekämpfen, jenes ganz gewiß verwerfen . . . und die Pfeife des Vogelstellers klingt so süß . . . . werdet Ihr hören? Werdet Ihr den alten Afterkünsten trauen?

Täuscht man sich zuweilen in der Politik, an Früchten den Stamm, auf dem sie reiften, zu erkennen: darin geht man sicher, aus einem so geschilderten Stamme, wie er im Vorhergehenden sich behaglich mit Ast und Blüthe ausdehnte, auch auf seine alten und neuen Früchte zu schließen, auf die offnen und die geheimen.

Nehmt diese Blätter als Warnung eines Vaterlandsfreundes! Sie zeigten, welches der Hintergrund ist, an welchen sich diejenigen lehnen, die Deutschland in seiner vierzigsten Decade nicht mehr begreifen.

Ueber einen Entwickelungsgang, wie den vorgezeichneten, der eine Kriegserklärung gegen Alles, was Deutschland theuer und werth ist, hat der Fürst Metternich seinen Segen gesprochen!

